

**Deutscher
Reporterpreis
2018**

**Die 15 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Reportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- | | |
|---|----|
| 1) Gesa Gottschalk: Glaube, Wale, Hoffnung (12856) | 03 |
| 2) Takis Würger: Im Böhmerwald (18901) | 19 |
| 3) Caterina Lobenstein: Warum verdient Frau Noe nicht mehr? (31656) | 31 |
| 4) Elisa Britzelmeier: Der tote Junge im Baum (33730) | 44 |
| 5) Claas Relotius: Die letzte Zeugin (34868) | |
| 6) Claas Relotius: Ein Kinderspiel (34921) | |

(Anm. der Redaktion: Gegen Claas Relotius gab es im Dezember 2018 schwerwiegende Betrugsvorwürfe, daher haben wir die Texte aus dem pdf-Reader entfernt.)

- | | |
|--|-----|
| 7) Gezer, Relotius, Hutt, Neshitov: Sorry (435151) | 56 |
| 8) Alexander Kühn und Isabell Hülsen: Im Stahlgetwitter (45548) | 72 |
| 9) Jan Christoph Wiechmann: Fünf Brüder (46470) | 89 |
| 10) Elisabeth Kimmerle: Wem gehört der Schädel? (51297) | 118 |
| 11) Barbara Hardinghaus: Help! (70976) | 129 |
| 12) Erwin Koch: Wutausbruch (87770) | 139 |
| 13) Peter Burghardt: Die Überlebende (980009) | 153 |
| 14) Julia Friedrichs und Andreas Spinrath: Wie viel Macht hat dieser Mann?
(276639) | 161 |
| 15) Mohamed Amjahid: Ein Leben für den Diktator (276908) | 175 |

Glaube, Wale, Hoffnung

Die Jagd auf Wale bestimmt seit Menschengedenken das Leben der Ureinwohner Alaskas. Nun schmilzt das Eis. Und mit ihm die Gewissheit der Traditionen

Von Gesa Gottschalk, GEO, 01.03.2018

Das Eis ist im Juni verschwunden und jetzt, im Oktober, noch immer nicht zurückgekehrt. Früher reichte Herman Ahsoak um diese Zeit der Schnee bis zu den Knien. Nebel verbarg die Häuser, und das Meer gefror. Stattdessen scheint es im Herbst nur noch zu regnen. Ahsoak kniet sich im Wohnzimmer vor seine Harpune. Er macht sie bereit, obwohl er ahnt, dass er am nächsten Morgen nicht hinausfahren kann.

Schon an den ersten Tagen der Jagdsaison mussten die Boote in den Garagen bleiben. Ein Sturm hatte die See aufgewühlt, die längst gefroren sein sollte, trieb Wellen über den Strand, die Polizei sperrte die Uferstraße, Radlader fuhren Tag und Nacht, um Sand gegen die Brandung aufzuhäufen.

Das Wasser überspülte den Wall mühelos, als hätten ihn Kinder gebaut. Der Sturm richtete in wenigen Stunden einen Schaden von mehr als zehn Millionen Dollar an.

Die Arktis erwärmt sich doppelt so schnell wie der globale Durchschnitt. Ein schrecklicher Satz und ein schrecklich abstrakter Satz. Was er bedeutet, wird in Barrow, Alaska, greifbar. Ein abgelegener Ort an der Front des Klimawandels: Holzhäuser, die auf Stelzen im Permafrostboden der Tundra stehen, Straßen ohne Asphalt, ein großer Supermarkt, ein kleines College, drei asiatische Restaurants, 4000 Einwohner, zwei Drittel von ihnen Iñupiat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie leben so nah am Nordpol wie niemand sonst in den USA. Und zugleich so nah wie nur wenige an einer unbequemen Wahrheit: Es ist schwer, sich vom Erdöl zu lösen, wenn alles an ihm hängt.

Das Leben ist hart hier und teuer und auf eine nackte Art verschwenderisch, die anderswo von Leihfahrrädern und Recyclinghöfen kaschiert wird. Von Dingen, die es in Barrow so wenig gibt wie Felder, auf denen Essen wächst.

Herman Ahsoak muss in ein Flugzeug steigen, wenn er die Stadt verlassen will. Er fährt einen Truck mit Vierradantrieb und durstigem Motor. Seine Schneemobile saufen Benzin, und sein Boot auch. Geld aus Erdöl zahlt für das Krankenhaus, das College, die Verwaltung.

Und über Umwege zahlt es auch dafür, dass Herman Ahsoak sich an diesem Oktoberabend auf die wichtigste Tradition seines Volkes vorbereiten kann: die Waljagd. Er ist einer von 51 *whaling captains* in Barrow, Männern und Frauen, die Wale fangen dürfen.

Tausende Grönlandwale wandern zweimal im Jahr an der Stadt vorbei: im Frühling von Süden die Küste entlang, um die Landspitze nördlich von Barrow herum und bis vor Kanada, im Herbst wieder zurück.

Seit mehr als einem Jahrtausend ziehen die Inuit Wale aus dem Wasser des Arktischen Ozeans. Leicht war es nie. In letzter Zeit wird es von Jahr zu Jahr schwerer.

Früher sind sie im Herbst mit offenen Drei-Meter-Kähnen losgefahren, Sperrholz an den Bordwänden, sie waren durchnässt und erschöpft, wenn sie zurückkamen.

Heute ist Herman Ahsoaks Boot acht Meter lang und hat eine Kabine. Trotzdem liegen nur ein paar Zentimeter Metall zwischen seiner Crew und einem Meer, in dem man wenige Minuten lang überlebt. Niemand trägt eine Schwimmweste, und wenn ein Zehn-Meter-Wal sich unter den Kiel schiebt, wird ein Acht-Meter-Boot zum Spielzeug.

Herman Ahsoak ist 53 Jahre alt und vorsichtig, er muss sich nichts mehr beweisen. Heute waren die Wellen niedrig, er war draußen, doch im entscheidenden Moment hat die Harpune nicht ausgelöst. Und jetzt wird der Wind schon wieder stärker.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Zur Waljagd braucht man ein sauberes Herz, einen sauberen Körper, einen sauberen Geist“, sagt er. Er weiß, was Alkohol mit Menschen macht, er rührt keinen Tropfen mehr an. In seinem Haus und auf seinem Boot wird nicht getrunken. Wer kiff, fliegt aus der Crew.

Naomi, ältestes Kind und einzige Tochter, hat vor zwei Jahren den Krebs überlebt, aber noch immer tut ihr Unterleib weh, sie raucht Cannabis dagegen – nur nicht in diesen Wochen. Lieber hält die 23-Jährige den Schmerz aus, als an Land bleiben zu müssen.

Schon in der Grundschule wollte sie nur solche Bilder ausmalen: Männer in weißen Parkas paddeln Richtung Wal, in einem mit Robbenhaut bespannten Boot. Männer schlachten einen Wal auf dem Eis. Es ist die traditionelle Art, wie sie im Frühjahr jagen, mit Kanus, nicht mit Motorbooten.

Herman Ahsoak, eines von zwölf Geschwistern, blieb zu Hause, wenn der Vater und die vier großen Brüder loszogen. Er war schon fast erwachsen, als er endlich helfen durfte, im März einen Weg für die Schlitten zu schlagen, auf dem gefrorenen Meer, bis an die Kante.

Dann warteten sie, in der Stille, auf den Wal.

Herman wurde Harpunier in der Crew seines Bruders, fing fünf Wale, sparte, nahm Kredite auf, kaufte Schneemaschinen, ein Boot. Als er bereit war, wurde er Whaling Captain.

Naomi ging damals in die vierte Klasse.

Im Flur neben der Küche sind die Striche auch ihrer drei kleinen Brüder den Türrahmen hochgewachsen. Im Wohnzimmer, wo nachts die beiden Jüngsten schlafen, bedecken Spuren von Hermans Leben jede Handbreite: Naomis Kindermalereien, schwarz-weiße Fotos seiner Vorfahren, ein lebensgroßes Bild seiner Tochter vom Tag, als sie die Highschool abgeschlossen hat.

Auf dem Teppich liegt ein Wurfspieß, dick wie ein Arm, schwer wie ein Kind und länger als ein Mann. Die Spitze sitzt nur lose an der Harpune, sie löst sich, sobald

sie im Wal steckt, dann werfen die Jäger eine Boje über Bord, das Tier taucht, 75 Meter Seil rollen sich ab, die Boje dreht sich wie wild.

Früher wäre dies der Anfang einer quälend langen Jagd gewesen, der Wal hätte gezogen und gekämpft, eine steinerne Harpunenspitze im Leib, Bojen aus aufgeblasenen Seehundhäuten im Schlepp.

Doch dann kamen im 19. Jahrhundert weiße Amerikaner nach Alaska, angelockt von den Walen, noch bevor sie etwas von Gold oder Öl wussten. Sie brachten Jesus mit und Alkohol und Harpunen mit Sprengsätzen.

Im Atlantik waren Grönlandwale vor 150 Jahren bereits fast ausgerottet, vor allem wegen ihrer Barten, die als Korsettstangen Brüste in Amerika und Europa stützten. Die Population aber, die vor Alaska wanderte, war noch nahezu unberührt. Die Yankee-Walfänger benötigten wenige Jahrzehnte, um auch sie an den Rand der Auslöschung zu bringen. Erst Kunststoff und Büstenhalter beendeten den kommerziellen Walfang kurz nach der Jahrhundertwende.

Zurück blieben Alkohol, Jesus und Harpunen mit Sprengsätzen.

Deshalb ist die Spitze heute aus Stahl, sitzt am Holzschaft ein Lauf mit einem Geschoss, das sich tief in den Körper des Wals bohrt und dort nach einigen Sekunden explodiert.

Herman Ahsoak präpariert einen Zünder mit Zahnseide und Isolierband. Er misst 70 Gramm Schwarzpulver ab, gießt es vorsichtig in eine Hülse, stopft zwei Filzstücke hinein. „Einmal waren die Ladungen feucht geworden, da haben wir nicht einen einzigen Wal gefangen.“

Seine Sätze spricht er in den Raum, wer lernen will, der wird sie sich schon merken. Bobby zum Beispiel, Naomis Freund, der im Sessel sitzt und ein Gewehr putzt. Herman Ahsoak nimmt nicht erfahrene Jäger mit, sondern junge Leute, Nichten und Neffen. Er will sein Wissen weitergeben.

Die Ladung steckt er in ein ellenlanges, spitzes Messingrohr. Er schließt die Augen und kneift sein eiförmiges Gesicht zusammen, als er den Sprengsatz verschraubt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Genau so sieht er aus, wenn er über seinem Essen betet oder wenn er Gott mit aller Kraft dankt nach erfolgreicher Jagd. Dann nimmt er das Funkgerät über dem Steuerrad und schickt sein Gebet auf Ultrakurzwelle, Kanal 72.

So macht es jeder, der einen Wal erlegt. Sie senden zu allen Booten, in alle Häuser der Kapitäne, zur Rettungsstation. Ein vielstimmiges Amen kommt dann zurück und „Yay hey hey“. Der Freudenruf der Walfänger von Barrow.

Herman Ahsoak lacht viel. Aber wenn Gott ihn mit einem Wal segnet, dann weint er, und das Gebet, das aus den Empfängern von Barrow rauscht, ist tränenerstickt.

Seit zwei Jahren hat er keinen Wal gefangen.

Wenn es wieder so weit ist, wird er seine Flagge hissen, dunkelblau, mit einem eingestickten Grönlandwal und zwei Kreuzen. Noch aber liegt sie zusammengefaltet in der Kiste mit den Sprengsätzen, auf der Bibel.

Andere hatten mehr Glück. Einen halben Tag bevor sich Herman Ahsoak bereit macht für die nächste Jagd, liegt vier Kilometer von seinem Haus entfernt ein Wal auf dunklem Sand. Braune Wellen lecken an seinem Kopf und fließen rot zurück in die Tschuktschensee. Das neun Meter lange Tier hat die Flossen über dem Bauch zusammengebunden wie zum Gebet. Darauf geschnürt die grellfarbene Boje, die im Moment seines Todes an der Harpune hing.

Kinder in Gummistiefeln und Schneehosen stapfen durch den Sand, immer näher, ihre Großeltern rufen sie zurück, denn jetzt hängt die Fluke an einem Radlader. Das Seil strafft sich, langsam gleitet der Wal den Hang hinauf, über die Straße, auf den Streifen aus Stahlplatten, der heute ein Schlachtplatz ist und früher eine Landebahn der Airforce war: Was einmal in die Arktis gelangt, verschwindet nicht wieder.

Der Radlader nimmt den Wal auf die Gabeln und fährt ihn an den wartenden Pick-ups vorbei. Einige Barten ragen aus dem Maul und schwanken wie Ried im Wind.

Naomi Ahsoak steigt aus ihrem Truck. Vor zwei Jahren, als ihr Vater seinen letzten Wal fing, arbeitete sie noch so viel wie ein Mann, einen Tag und eine Nacht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

lang, das Tier wog mehr als 50 Tonnen. So stark ist sie nicht mehr, seit sie ihr den Krebs aus dem Bauch geschnitten haben.

Trotzdem kommt sie her, um zu helfen, in Jogginghose, Fleecejacke und Gummistiefeln, einen langen Fleischerhaken in der Hand. Wenn die Jagdsaison vorbei ist, wird sie vor Müdigkeit kaum stehen können und Verwandte im Supermarkt nicht erkennen. Egal, sagt sie: So stark wie in diesen Wochen fühle sie sich nie.

Männer in Ölzeug schneiden mit langstieligen Flensmessern durch die fingerglieddicke Haut. „Haken!“, rufen sie, Naomi schlägt ihn in das Fett und zieht, bahnt einen Weg für das Messer, das die Schwarte vom Fleisch schält. Ein langer Streifen kommt frei. Naomi Ahsoak rennt los, nach vorn gebeugt, und zieht ihn über das rostige Metall der Landebahn.

Die Iñupiat glauben, der Körper sei nur ein Parka, in den sich der Geist des Tieres hüllt. Bald liegt der Wal da wie entkleidet. Die Männer teilen das Fleisch. Wie eine überreife Frucht hängt es tiefrot an Naomis Haken.

Dampf steigt in den grauen Himmel, Frauen haben Schwarte klein geschnitten und kochen das *maktak* in Salzwasser, verteilen Sandwiches, fette Karibu-Suppe und Cola.

13 Wale dürfen die Crews aus Barrow in diesem Herbst jagen, nie mehr als drei am Tag. Danach rauscht „Feuer einstellen!“ über Kanal 72, und die Jäger kehren zurück.

Naomi winkt, ihr Vater fährt vorbei, sein Boot auf dem Anhänger, und im Boot ihr Freund Bobby. Der große, schwere Bobby, der bei der Frühlingsjagd in seinem Heimatdorf Point Hope hinten sitzen muss im Kanu und nur paddeln darf: In Barrow hat ihn Herman zum Harpunier gemacht. Bobby hat sich griffige Handschuhe gekauft, er ist so stolz, und er ist bereit – nur Glück hatte er bislang nicht.

Stattdessen haben sie Bobbys Cousin geholfen, seine Beute zum Strand zu schleppen, fünf Boote in einer Reihe, dahinter der Wal, 35 Tonnen schwer. Auch er liegt inzwischen auf der Landebahn, ein paar Meter entfernt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Naomi greift in die Schüssel mit Maktak, die kohlefarbene Haut grau gekocht und das Fett so weich, dass es beim ersten Bissen zu einem Mund voll flüssiger Wärme wird, sie schmeckt nach Kraft, nach Sicherheit und leicht nach See.

Manchmal träumt Naomi. Sie ist ein Walross und wird immer müder, sie sucht nach einer Eisscholle und findet keine. Sie ist ein Wal, und alles wird schwarz. Naomi nimmt die Träume ernst. Sie bedeuten: Es geschieht wirklich.

Als Naomi Ahsoak ein Mädchen war, schneite es bereits im August, und zur Herbstjagd war die Landebahn weiß. Dieses Jahr aber schlachten sie im Schmutz.

Bei jedem Schritt quillt Blut aus den Ritzen der Landebahn, sie haben den Bauch des Wals geöffnet und Herz, Leber, Darm beiseitegeschafft.

Craig George kniet auf dem Boden, mit seiner blauen Ohrenschützmütze sieht er aus wie ein übergroßer Junge auf dem Weg zum Rodelvergnügen, bis zum Ellbogen steckt er im Magen des Wals: „Die interessanten Sachen sind immer ganz unten.“

Umingmak nennen ihn die älteren Iñupiat, Moschusochse: Als jungem Mann stand ihm ein Rauschebart im Gesicht, von dem nur graue Stoppeln geblieben sind.

Jeder Wal, der auf der Landebahn geschlachtet wird, fährt über die Uferstraße in die Stadt, auf Anhängern, in Plastiktüten auf dem Rücksitz, auf der Ladefläche der Pick-ups. Am nördlichsten Fußballfeld der Welt vorbei, am College. Ein kleiner Teil aber biegt dort ab, gelangt in die Tiefkühltruhen der Biologen des Department of Wildlife Management: Röhrchen mit Blut, Augäpfel, Proben der Eingeweide, armlange Pfropfen aus Ohrenschmalz.

Nirgendwo auf der Welt arbeiten Forscher und Jäger enger zusammen als in Barrow. Und kein Biologe ist länger hier als Craig George. Es ist lange her, dass sie ihn mit ihren Messern verjagt haben.

Vor einem halben Jahrhundert, als Craig George in New York lebte, Jimi Hendrix live sah und Janis Joplin, entdeckten Geologen 300 Kilometer östlich von Barrow Öl. 1971 einigten sich die Iñupiat mit der US-Regierung und traten einen Großteil ihres Landes an den Staat ab – für fast eine Milliarde Dollar. Das Geld

finanzierte Krankenhäuser, das College, die Verwaltung. Es sicherte ihnen ein Leben in ihrer Heimat.

Dann verbot die Internationale Walfangkommission 1977 die Jagd auf den Grönlandwal. Sie hatte Wissenschaftler geschickt, um die wandernden Tiere zu zählen, und das Ergebnis schien verheerend: weniger als 1000 Wale, kaum genug, um das Überleben der Art zu sichern.

Die Iñupiat aber wussten, dass Grönlandwale auch unter Eis wandern und Atemlöcher ins Eis schlagen. Wer am Ufer steht und Wale zählt, sieht die meisten Tiere nicht. Die Waljäger nutzten das Geld aus dem Öl und beauftragten eigene Wissenschaftler, darunter Craig George.

Wenn er von den Wellblechhütten nahe der Landebahn in die Stadt fuhr, sah er die trotzigen T-Shirts der Iñupiat. „Ein Jäger kennt kein Gesetz“ stand auf ihnen und „Keep on whaling“ – hört nicht auf, Wale zu jagen. Näherte er sich einem Wal, konnte es passieren, dass die Jäger ihn mit Messern und Haken vertrieben.

Dann veröffentlichten die Forscher ihre Zahlen: 5000 Wale.

Die Iñupiat hatten Recht behalten. Sie bekamen eine Fangquote, jedes Jahr etwa 0,5 Prozent der Population, verteilt auf elf Dörfer entlang Alaskas Küste.

Seitdem haben Forscher in Barrow viele Dinge bestätigt, die Iñupiat seit Jahrhunderten wussten: Die Wale können riechen. Sie werden bis zu 200 Jahre alt.

„Es war einfach alles so verdammt interessant“, antwortet Craig George an einem Nachmittag in seinem Büro auf die Frage, warum er vier Jahrzehnte hier oben geblieben ist.

In zwei Wochen wird er 65 Jahre alt. Er hat gelegentlich daran gedacht, aufzuhören. Hunderte Wale hat er vermessen, mit blutbeflecktem Maßband: Breite an der dicksten Stelle, Länge der Genitalfalte, Länge über alles. Schöne Tiere, jedes mit einer unverwechselbaren weißen Zeichnung unter dem Kinn. Manche nur sechs Meter lang, andere fast 20. Aber einander doch sehr ähnlich. Warum nicht aufhören, noch einmal irgendwohin ziehen, wo Bäume wachsen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Boom“, sagt Craig George, „dann ist alles zusammengebrochen.“ Die Natur, die er zu kennen glaubte, veränderte sich vor seinen Augen.

Er deutet auf ein Satellitenbild, drei Tage alt. Die Landspitze, auf der Barrow liegt, ist blau. Darüber, bis zum Bildrand: alles schwarz. Offenes Wasser. Das See-Eis beginnt erst rund 400 Kilometer weiter nördlich.

„In den vergangenen zehn Jahren ist das hier der neue Normalzustand geworden.“

Gleichzeitig sehen sie immer mehr Grönlandwale – auch weil die bislang zu den Gewinnern des Klimawandels zählen. Das schwindende Eis eröffnet neue Nahrungsgründe, gleichzeitig wird das Wasser nährstoffreicher. Hundert Jahre nach dem Ende des industriellen Walfangs gibt es wieder so viele Tiere wie vorher: einer der großen Erfolge des Artenschutzes.

Craig George möchte der Welt davon erzählen – aber er weiß nicht, wie. Er will nicht wie jemand klingen, der nicht sieht, was um ihn herum geschieht.

Er zieht die Luftaufnahme eines toten Wals hervor. Mit einem roten Filzstift hat er den Körper ergänzt. Große Teile sind weggefressen, die Zunge ist herausgerissen. Schwertwale lieben die fliederfarbene Zunge, sie ist leicht zu erreichen, viel Fleisch für wenig Einsatz. „Wir haben vorher nie gerissene Grönlandwale gesehen“, sagt George. Denn Orcas bewegen sich nur in offenem Wasser.

Craig George ist kein Mann der schnellen Urteile, kein Alarmist. Es hat lange gedauert, bis er sich sicher war. Seit 1986 notiert er, an welchem Tag der kleine See im Zentrum von Barrow zufriert.

Die Punkte hüpfen über die Tabelle, es gab sehr kalte und sehr warme Jahre. „In der Arktis gibt es kein Mittel“, sagt George, „das ist eine Landschaft der Extreme. Durchschnittswerte bedeuten hier oben nicht viel.“ Aber die rote Linie, die zwischen den Punkten hindurchführt, weist immer später ins Jahr.

Für 2017 hat er bisher keinen Punkt gesetzt. Der See ist Mitte Oktober noch völlig offen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Computerprogramm der US-Klimaforscher wird die Werte der Station Barrow einige Wochen später aus seiner Analyse herausrechnen: Sie sind so unwahrscheinlich warm, dass der Algorithmus denkt, die Station sei kaputt.

Die Menschen von Barrow sagen, sie säßen beim Klimawandel in der ersten Reihe. Sie sagen auch, dass sie nur einen Sturm entfernt seien von einer Katastrophe.

Sturmfluten bedrohen ihre Häuser, den See mit Trinkwasser, das Kraftwerk, die Deponie mit Zehntausenden Fässern, die das Militär vor einem halben Jahrhundert zurückgelassen hat.

Die Tankstelle liegt nur einige Schritte hinter dem Strand, so wie die Garagen der Gemeinde mit ihren Kanistern voll Frostschutzmittel und die Lagune mit den Abwässern, auf der grünlicher Schaum schwimmt.

Es läge nahe, wenn die Einwohner von Barrow die Ersten wären, die sich vom Erdöl abwenden. Aber das tun sie nicht. Im Gegenteil.

Die US-Regierung unter Präsident Trump hat das Verbot aufgehoben, im Arktischen Ozean zu bohren. Sie will auch ein Naturschutzgebiet östlich von Barrow für Ölfirmen öffnen. Die meisten Einwohner der Stadt unterstützen diese neue Politik – auch wenn Hillary Clinton ihren Wahlkreis gewonnen hat.

Menschen aus dem Süden haben den Iñupiat 150 Jahre lang gesagt, an wen sie glauben sollen, wie sie ihre Kinder erziehen müssen, welches die richtige Art ist, Land zu verteilen. Sie haben den Wal fast ausgerottet und dann versucht, ihn den Jägern im Eis zu verbieten.

Seitdem reagieren die Iñupiat empfindlich, wenn andere ihnen sagen wollen, was gut für sie ist.

Und außerdem: Warum sollen ausgerechnet sie als Erste darauf verzichten? Sie, die nichts anderes haben? Wenn Firmen in Alaska kein Öl mehr fördern dürfen, dann tun sie es eben anderswo, argumentieren die Vertreter der Iñupiat.

Nach dem Deal mit Washington 1971 gründeten sie regionale Gesellschaften, um das Geld zu verwalten und anzulegen. Sie machten alle Iñupiat zu Anteilseignern. Eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der erfolgreichsten und größten ist die ASRC, die Arctic Slope Regional Corporation. Allein die Familie Ahoak erhält jedes Jahr mehrere Tausend Dollar Dividende.

Das Hauptquartier der Gesellschaft steht mitten in Barrow. Der Konferenztisch ihrer Direktoren ruht auf dem Nachbau eines Walfangboots für die Frühlingsjagd, mit Stoff bespannt statt mit den Häuten von Bartrobben, sie würden die Heizungsluft nicht aushalten.

Wale bestimmen das Leben in Barrow, auf mehr als eine Weise: Viele Whaling Captains sind zugleich Politiker, Bürgermeister – oder arbeiten bei der ASRC. Im Kulturzentrum hängt ein Werbeplakat, darauf ein alter Walfänger mit Fellkapuze und der Satz: „Unsere leitenden Angestellten sind daran gewöhnt, kalte, harte Entscheidungen zu treffen.“

Whaling Captains wissen, was gut ist, heißt das. Sie haben damals ihr Dorf versorgt, und sie tun es heute, auch wenn sie dafür nach Öl bohren lassen müssen.

Es scheint, als lebe Barrow in einem unauflösbaren Widerspruch. Erdöl hat den Iñupiat die Möglichkeit gegeben, sich gegen die Regierung zu behaupten, dort weiterzuleben, wo schon ihre Vorfahren gelebt haben, weiter Wale zu jagen. Und zugleich ist es das Erdöl, das dieses Leben bedroht.

„Es muss einen anderen Weg geben, diese Gesellschaften zu führen“, sagt Naomi Ahoak. „Immer nur Öl, Öl, Öl, weil da das meiste Geld drinsteckt. Was ist Plan B?“ Sie ist dagegen, vor der Küste zu bohren, sie hat Angst vor einer Ölpest, sie denkt an ihre dunklen Träume. Und hat zugleich helle Hoffnungen.

Sie unterrichtet am College Iñupiaq. Die Sprache ihres Volkes, die ihre Großeltern noch sprechen und in die ihr Vater manchmal hineinrutscht, vor allem auf dem Boot, wenn er über das Eis redet oder den Wind. Die Sprache, in die sich Naomi mühsam zurückkämpft. Nebenher studiert sie in einem Fernkurs Frühkindliche Erziehung, sie will einen Kindergarten eröffnen in Barrow und den Kindern Iñupiaq beibringen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie möchte auch noch indigenes Recht studieren und irgendwann als Bürgermeisterin kandidieren, sie will Barrow zu einem besseren Ort machen, sie will eine eigene Crew haben und mit Bobby Wale jagen.

Wer sie fragt, wie sie all das schaffen will, bekommt eine einfache und stolze Antwort: „Ich bin die Tochter eines Whaling Captains.“

Auf ihrem Stundenplan über dem Schreibtisch, über dem Obama-Mousepad, steht: Freitag, 7–8 Essen und neue Hausaufgaben durchsehen. Stattdessen rührt Naomi an diesem Freitagabend im Haus von Bobbys Cousin in einem Topf mit Walherz. Morgens um vier ist die Crew von dem Schlachtplatz auf der Landebahn nach Hause gekommen, um zehn haben sie angefangen zu kochen, und noch immer sind sie nicht fertig. Draußen schneiden die Männer den Anteil des Kapitäns in Stücke, schleppen sie ins fast leer geräumte Wohnzimmer, der Boden mit Kartons ausgelegt gegen den Dreck.

An zwei langen Klapptischen stehen Schwestern, Tanten, Cousinen, Nichten, Freundinnen. Mit den halbrunden *ulus*, den traditionellen Frauenmessern, schneiden sie den Schmutz der Landebahn vom Fleisch, teilen es in kinderfaustgroße Stücke, das Maktak in Streifen, dann in Scheiben. Die Pappen, auf denen sie arbeiten, färben sich dunkel vom Blut und vom Fett. Große Plastikwannen füllen sich mit Herz, mit Schwarte, mit Fleisch, jede fasst 75 Liter. Naomi steht hinter einem Propangasbrenner, schöpft Herz in kochendes Salzwasser, stundenlang, die Plastikwanne scheint sich nicht zu leeren.

Der Fernseher spielt Sommerhits, Ed Sheeran und „Despacito“, Kinder laufen zwischen den Tischen herum, die beiden Kleinsten streiten, eine Mutter schimpft, ein Mädchen weint, dann geht das Spiel weiter. Die größeren Jungs tragen Fleisch herein und Metallschüsseln mit fertig gekochten Stücken hinaus. In der Küche schärft ein Mann Ulus, es gibt Softdrinks, hausgemachten Meeresfrüchtesalat und eine große Aluschale mit Kimchi. Irgendwann fährt jemand los und holt Burger für alle.

„Was machst du, Naomi?“, fragt ein alter Freund ihres Vaters. „Ich arbeite drüben, für Iñupiaq Studies,“ antwortet sie. „Right on,“ sagt er. „Hör nicht auf zu träumen.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf der Terrasse steigt Dampf aus den Schüsseln in den Nachthimmel. Schnee fällt und schmilzt in den Blutlachen vor dem Haus.

Kurz vor Mitternacht sind die Messer fortgeräumt, die Kinder im Bett, und das Wasser in den Töpfen kocht immer noch. Naomi lehnt erschöpft an einer Wand, Bobby sitzt in einem Sessel an der anderen. Ein Blick geht zwischen ihnen durch den Raum, ein Blick, als wären sie allein. Und plötzlich steht ihr Traum im Zimmer, von einer Zukunft, in der sie eine eigene Crew haben, die Iñupiaq spricht und Wale fängt.

Zwölf Stunden später nimmt eine Nachbarin, weißhaarig und fast blind, fast taub, das Mikrofon des Funkgeräts in die Hand, und während alle die Köpfe senken, während Naomi die Augen schließt wie ihr Vater, schickt diese Älteste mit hoher Stimme ein Gebet über Kanal 72, einen Strom von Iñupiaq, unterbrochen nur von Wörtern, die von Süden hierherkamen wie das Schwarzpulver und der Alkohol. „Jesus“, „Holy Bible“ und „God is great“. Sie betet so lange in Kreisen, dass die Kinder unruhig werden, und dann sagt sie Amen, und alle rufen: Yay hey hey!

Den Wal kann man nicht kaufen. Man kann ihn nur verschenken.

An Thanksgiving und an Weihnachten öffnet jeder erfolgreiche Whaling Captain seinen Eiskeller, kocht für die Gemeinschaft und serviert ein Festessen in den Kirchen der Stadt. Die ersten Bissen aber verteilt er frisch, direkt nach der Jagd.

Schon während des Gebets haben sich die Menschen auf den Weg gemacht, sie kommen zu Fuß, mit dem Taxi, dem Auto. Sie stehen Schlange draußen, einzeln betreten sie das Haus und nehmen eine kleine Tüte entgegen, mit einem Stück Fleisch, Fett, Darm, Herz, Zunge, Fluke, mit einem Muffin. Am Tisch sitzen die Ältesten vor Schüsseln mit Wal.

Es gibt lange Umarmungen und Tränen, vor Erschöpfung, vor Trauer, weil Bobbys Onkel letztes Jahr gestorben ist, und vor Freude, weil sein Sohn in diesem Jahr die Crew übernommen und einen Wal gefangen hat. Weil es weitergeht.

Naomi sieht dem Wal zu, wie er davongetragen wird in die Häuser von Barrow. Wie ein Gerücht, das von Mund zu Mund geht, wie eine Geschichte, die erzählt wird, bis alle sie kennen. Eine gemeinsame Geschichte.

Aber keine einfache Geschichte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf Craig Georges Schreibtisch liegt ein Knochen aus dem Ohr eines Wals, groß wie zwei Männerfäuste. Die meisten Whaling Captains hüten sie eifersüchtig, diesen hat Herman Ahsoak dem Forscher geschenkt. „Herman ist Iñupiat bis ins Mark“, hat Craig George gesagt. Jemand, der lehrt und teilt.

Jemand, der sich eigentlich nicht mehr leisten kann, Wale zu jagen. Vor anderthalb Jahren hat er seine Arbeit verloren, seither ernähren Naomi und ihre Mutter die Familie. Herman verarbeitet Walrosszähne zu Messergriffen und verkauft Ulus, an den Wochenenden bringt er Schülern bei, traditionelle Trommeln zu bauen. 20 000 Dollar braucht er jedes Jahr, für Reparaturen, Ersatzteile, Essen, Benzin. Wenn Naomi im Supermarkt für die Jagd einkauft, zahlt sie für fünf Dutzend Eier und ein paar Snacks 70 Dollar.

In seinen 40 Jahren in Barrow hat Craig George gesehen, wie die Boote länger wurden und die Motoren stärker. Er ist sich sicher, dass die Iñupiat weiter Wale jagen werden, wenn das Geld irgendwann ausgeht und das Öl. Noch aber ist beides da, und noch ist beides mit dem Wal verwoben.

Die erfolgreichsten Captains von Barrow wohnen in den größten Häusern und fahren die größten Boote, dahinter nicht nur ein Außenborder mit 300, sondern zwei mit insgesamt 500 PS. Das kann, wenn zwei Boote auf einen Wal zurasen, einen Unterschied machen. Trotzdem fährt Herman Ahsoak weiter hinaus.

In seinem Haus, das noch immer nicht abbezahlt ist, hängt eine Uhr: Freiwilliger Feuerwehrmann 2008. Sie ist irgendwann auf halb sechs stehen geblieben, ausgerechnet: Es ist die Stunde, zu der Naomi und Herman Ahsoak sich bereit machen.

Seit sie die Sprengsätze geladen haben, sind drei Tage vergangen. Drei Tage haben sie darauf gewartet, dass sich die See beruhigt. Sie beruhigt sich nur schwer ohne Eis.

„Guten Morgen, guten Morgen“, knistert es aus dem Funkgerät auf dem Küchenfensterbrett. Naomi füllt Tee in die Thermoskanne, kocht Eier, belegt Weißbrot

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mit Käse und Schinken. Bobby lädt die zwei Harpunen ins Boot, die schweren Gewehre für den Gnadenschuss, die Kiste mit dem Essen, dem Klopapier.

Es ist Naomi, die darauf achtet, dass sie Hermans Zitronenlimonade mitnehmen. Ihr Vater vergisst öfter Dinge, seine Medikamente zu Hause, seine Brille im Boot, einen Hammer auf der Motorhaube.

Dann fährt Herman Ahsoak über die Uferstraße, Bobby und Naomi sitzen im Boot, hinter dem Heck wirbelt Schnee wie Dampf im Fahrtwind auf. Auf der Landebahn biegen sie ab, links liegt der Strand, wo die Wale angelandet werden, rechts die Slipanlage. Sie schieben das Boot ins Wasser, Hermans Nichte kommt dazu, sein Neffe und ein Junge, der bei Herman Trommelbau lernt und noch nie einen Wal gejagt hat. Im Kreis steht die Crew auf dem Steg und hält sich an den Händen. Herman bittet Gott um einen Wal und darum, den Tod schnell zu machen und leicht.

Dann tastet er sich hinaus aus dem milchkaffeebraunen Wasser der Lagune. Barrow leuchtet als orangefarbener Schimmer in seinem Rücken, und Herman Ahsoak greift zum Funkgerät: „Quvan Crew, sieben an Bord.“

„Sieben an Bord, verstanden“, antwortet die Rettungsstation. „Viel Glück.“

Eine gefühlte Ewigkeit lang bleibt die Dämmerung nur ein Versprechen am Horizont, Naomi hat sich tief in ihre Jacke vergraben und die Augen geschlossen. „Komm schon, Sonne“, sagt Hermans Neffe und dann, nach Stunden, ist es endlich hell, und sie starren hinaus auf die Wellen.

Plötzlich sieht Herman einen Rücken, der sich ein wenig aus der obsidianfarbenen See hebt. „Maktak! Auf drei Uhr! Drei Uhr“, schreit er, hinter ihnen lassen zwei andere Crews die Motoren aufbrummen, das Boot prescht los, knallt über die Wellen, Wasser spritzt ins Heck. Dann liegen sie wieder still, schaukeln, warten. Wo sind die Wale?

Aus dem Funkgerät dringt das erste Gebet, eine Crew hatte Erfolg, zwei Chancen haben sie noch an diesem Tag. „Er bläst!“, ruft Herman, „er bläst! Elf Uhr!“, sein Neffe gibt Gas, sie erreichen die Stelle. „Du musst bereit sein, Bobby“, sagt Herman, Bobby packt die Harpune fester. Schräg vor ihnen liegt ein anderes Boot, und plötzlich

wird zwischen ihnen das Meer glatt. Die anderen haben einen zweiten Harpunier im Heck, er wirft, bevor Bobby reagieren kann.

Sie fahren wieder los, warten nicht auf die Explosion, einen Wal nur dürfen sie heute noch fangen.

Doch es dauert nicht lange, bis sie ein drittes Gebet hören und „Feuer einstellen!“

Als Herman Ahsoak an diesem Tag nach Hause kommt, findet er einen Umschlag in der Küche, von Craig George. Auf der Rückseite steht mit blauem Filzstift: „K. O. W.!“

Keep on whaling.

Im Böhmerwald

Die Deutschen haben ihm die Kindheit geraubt: Josef Salomonovic war im Getto von Lodz, in Auschwitz. Jetzt will er noch einmal an den Ort, wo man ihn gerettet hat.

Von Takis Würger, Der Spiegel, 18.8.2018

An einem Morgen im Juni, der nach einem nahenden Gewitter riecht, klingelt ein alter Mann mit Seitenscheitel und gebügeltem Hemd an der Tür eines Bauernhauses im Böhmerwald. Er hat einen weiten Weg hinter sich, über zwei Landesgrenzen und Hunderte Kilometer hinweg, den letzten Teil des Wegs entlang einer Allee aus Birnbäumen. Der Mann kennt dieses Bauernhaus und die dunkelbraune, verwitterte Scheune am Ende des Schotterwegs. Er war schon einmal hier, im tschechischen Brnířov. Er ist wiedergekommen, weil er seinen Auftrag erfüllen will.

In der offenen Tür erscheint eine rundliche, faltige Frau in Baumwollkleid und mit Schürze, die aus blauen Augen, zu Schlitzeln verengt, nach draußen guckt. Sie erblickt den Mann, wirft sich ihm um den Hals und umschlingt ihn mit den Armen. Sie lacht so breit, dass man sehen kann, wo ihr die Backenzähne im Gebiss fehlen. Die beiden sprechen ein atemloses Tschechisch. »Da bist du ja. Ich habe einen Kirschkuchen gebacken«, sagt die Bäuerin. »Da bist du ja.«

Sie hat auf ihn gewartet. Sie wusste, er würde wiederkommen. Sie kennt seine Geschichte. Viel länger schon, als sie ihn kennt.

Das ist Josef Salomonovic, der kleine Jude aus der Scheune.

Er schenkt der Bäuerin, die er »Frau Anna« nennt, zwei Tafeln Schokolade, eine Flasche australischen Wein aus dem Supermarkt und eine Packung Pralinen der Marke Merci. Er isst ein Stück Kirschkuchen und lobt dessen Saftigkeit. Die Bäuerin ist so aufgeregt, dass sie Kakaopulver statt Instantkaffee in die Tassen schüttet. Salomonovic lächelt und nickt und lässt sich vom Enkelsohn der Bäuerin durchs Hühnergehege führen und den Neubau zeigen. Dann

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

fragt er: »Steht der schiefe Baum noch?«

Bevor Josef Salomonovic seine zwei Rollkofferchen packte und kurz vor seinem 80. Geburtstag zu dieser Reise aufbrach, hat er in Wien sein Leben erzählt. Wir hatten uns in Auschwitz kennengelernt.

Dieses Jahr, am Holocaust-Gedenktag am 27. Januar, waren die ehemaligen Häftlinge des Lagers zum Gedenken zusammengekommen. Früher kamen Hunderte, dieses Jahr kamen ein paar Dutzend, einige mussten geschoben werden. Nur zwei von ihnen sprachen Deutsch, einer von ihnen ist Josef Salomonovic. 50 Jahre hat er geschwiegen über das, was passiert war, dann fing er an, Schülern seine Geschichte zu erzählen. Nun fürchtet er, dass er bald sterben könnte, sein Herz wird schwächer, »Vorhofflimmern«, haben die Ärzte gesagt. Er fürchtet, dass etwas verloren gehen könnte, wenn keiner mehr da ist, der erzählt, wie es war unter den Deutschen.

Er wolle eine letzte Reise machen, sagte er in Auschwitz.

Einige Monate später am Küchentisch seiner Wohnung im 10. Bezirk betrachtet er die Erinnerungsstücke, mit denen er erklären will, was ihm geschehen ist: einen Löffel, ein Miniaturflugzeug, einen Brief mit dem Profil Adolf Hitlers auf der Briefmarke.

Er redet drei Tage am Stück. Am Anfang sagt er, er wolle versuchen, es nicht traurig zu machen, und einmal zwischendurch, als Herr Salomonovic zu einem nahe gelegenen Wirtshaus geht, wo er ein Ragout aus Rehnerchen isst, sagt er: »Mir fällt gerade was ein, jetzt erzähle ich eine lustige Geschichte.« Er lauscht seinen Worten nach, bleibt einen Moment stehen und sagt: »Na ja, lustig ... eigentlich hab ich nur traurige Geschichten.«

Er spricht über die Zeit, die der AfD- Parteivorsitzende Alexander Gauland einen »Vogelschiss« nannte. Die Jahre, in denen die Deutschen anderthalb Millionen jüdische Kinder töteten. Salomonovic erzählt vom Getto, von Benzolspritzen ins Herz, von Auschwitz. Und immer wieder, und eigentlich die ganze Zeit, spricht er von Dora Salomonovic, seiner Mutter.

Dora Salomonovic stammte aus Mährisch Ostrau, einer Stadt, die heute Ostrava heißt und in Tschechien liegt. Ihre Muttersprache war Deutsch. Dora wuchs als jüdische Tschechin im Kaiserreich Österreich auf, besuchte die Höhere Handelsschule, verliebte sich in einen schwarzhäarigen Ingenieur mit dem Namen Erich, der gut Schach spielte und der alles

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

reparieren konnte. Sie heiratete ihn, bekam einen Sohn, Michal, und einen zweiten, Josef, gerufen Peppek. Sie gebar ihn im Jahr 1938, dem Jahr, in dem in Deutschland in einer Nacht 1406 Synagogen und Betstuben brannten.

Josefs erste Erinnerung ist, dass die Mutter zu ihm kam, als er drei Jahre alt war und sagte, die Familie würde einen Ausflug nach Polen machen.

Es war 1941, die Deutschen hatten zwei Jahre zuvor Böhmen und Mähren besetzt. Das Ehepaar Dora und Erich Salomonovic hatte den Befehl der Besatzer erhalten, zum Bahnhof Bubny in Prag zu kommen. Die Familie hatte kurz vorher einen Antrag gestellt, nach Shanghai ausreisen zu dürfen. Die Deutschen hatten ihn abgelehnt, ohne Begründung.

Eine Freundin, die die Familie vor der Abreise besuchte, würde später in ihren Lebenserinnerungen schreiben: »Mit Dora ließ sich nicht sprechen. Sie lag auf der Couch und wurde von Weinkrämpfen geschüttelt. Ich versuchte, sie zum Abschied zu küssen, aber sie nahm es nicht wahr. Erich war der Einzige, der äußerlich gefasst schien. Ich sehe noch deutlich die Stelle vor mir, wo ich auf dem Heimweg hinauf in die Weinberge zu Jean sage: ›Wenn es eine nicht durchhält, dann ist es Dora.«

Am Tag der Abreise trug Josef zwei Hemden übereinander, einen Pullover, einen Wintermantel und auf dem Rücken einen Rucksack mit seinem Nachttopf. Seine Mutter hatte überlegt, welche Habseligkeiten sie mitnehmen würde, und hatte sich unter anderem für ein kleines Sieb entschieden, das dazu diente, die Haut von der Milch zu schöpfen. Sie konnte nicht ahnen, dass die Zeit der Milch vorbei war.

Josef und seine Familie fuhren mit dem Transport E Nummer 815 in einem Zug mit tausend anderen jüdischen Tschechen ins Getto Litzmannstadt, nach Lodz. Hätte Josef lesen können, hätte er gesehen, dass auf den Schildern am Zaun stand: »Wohngebiet der Juden. Betreten verboten«.

Mutter, Vater und Söhne teilten sich ein Bett. Erich arbeitete in einem Metallwerk der Deutschen, Dora in einer Papierfabrik. Michal, der damals zehn Jahre alt war, musste in einer Werkstatt krumm gewordene Nähadeln begradigen. Josef, drei Jahre alt, blieb von morgens bis nachts allein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Hier«, sagt Herr Salomonovic in Wien und legt den Finger auf eine Karte des Gettos, »hier haben wir gelebt.« Er hat sich mit Büchern, Karten und Aktenordnern auf den Besuch vorbereitet, als erwartete er eine Beweisführung vor Gericht.

Die Menschen um Josef starben an Typhus, sie erfroren, sie starben, weil Deutsche sie totschlugen, und sie verhungerten. Die gefangenen Juden bekamen zu wenig Brot, zu wenig Gemüse, kaum Mehl, keine Butter, kein Fleisch. Nach einigen Monaten fielen Josef die Milchzähne aus. Ihm wuchsen keine Zähne nach.

Der Vater tauschte seine Fliegeruhr mit den phosphoreszierenden Ziffern gegen ein Brot.

Josef kannte nach ein paar Monaten im Getto nur noch das Getto. Er hatte seine Eltern, die er liebte, und seinen Bruder, der ihn ärgerte, den er aber ebenfalls liebte. Er wusste nicht, dass es ein Wort gab, das alle Menschen um ihn herum fürchteten, das Wort »Sperr«.

Bei einer Sperr trieben die Deutschen alle Juden eines Blocks zusammen und nahmen die Menschen mit, die sie »Parasiten« nannten, Menschen, die nicht arbeiteten, Typhusranke, Alte, Kinder. Die Deutschen luden sie in Lastwagen, verschlossen die Luken, starteten die Motoren und leiteten die Auspuffgase ins Innere.

Josefs Vater kannte viele Menschen im Getto, weil er ihre Kostbarkeiten reparierte. Einmal setzte er eine chinesische Vase wieder zusammen, die einem Wachposten der SS zu Bruch gegangen war, und so erfuhr er von einer geplanten Sperr. Der Vater schaffte es, einen befreundeten Feuerwehrmann davon zu überzeugen, mit einer Leiter zu kommen und eine Luke im Dach aufzuhebeln. Hinein krabbelte Josef mit seiner Mutter. Er erinnert sich an die weiten Abstände zwischen den Sprossen der Leiter.

»Du darfst nicht weinen, keinen Murks«, habe die Mutter gesagt. Er begriff nicht, was einen Juden von einem Nichtjuden unterscheiden sollte, aber er verstand die Angst in der Stimme seiner Mutter und war still.

In Wien, als Salomonovic seine Geschichte erzählt, fehlen ihm manchmal die Worte im Deutschen, er wird dann leise, fängt ein wenig an zu lispeln und lächelt verlegen. Er sagt »Murks« statt »Mucks«. Einmal fragt er: »Entwürdigt? Ist das das richtige Wort? Kann man das auf Deutsch so sagen? Entwürdigt?«

Die Deutschen im Getto von Lodz gingen durch die Wohnungen und suchten versteckte Kinder. Josef lag hinter der Dachluke und hörte die Schreie, als die Deutschen die Kinder holten.

Mitte 1944 saß Josef auf dem Bett in der Wohnung im Getto und schaute zu, wie die Eltern packten. Er würde wieder reisen, die Deutschen wollten es. Die Fahrt nach Auschwitz dauerte wenige Stunden. Josef hörte, wie Menschen von außen gegen den Viehwaggon schlugen. Als er ausstieg, sah er dünne Gestalten in blau-weiß gestreiften Anzügen, die brüllten: »Alles in den Waggons lassen. Männer nach rechts, Frauen nach links.« Das war die Judenrampe in Birkenau.

Der Vater nahm Michal, den Bruder, an die Hand, beugte sich runter, sagte etwas, an das sich Josef Salomonovic nicht erinnert, und küsste ihn. Dann ging er. Josef sah ihn nicht wieder. Die Mutter ging mit ihm in ein flaches Gebäude.

»Alles ausziehen«, brüllte eine Aufseherin.

Josef sah keine anderen Kinder, nur Frauen. Er sah, wie ein Häftling ihnen die Haare am ganzen Körper abrasierte. Seine Mutter hielt ihn an der Hand, dauernd weinte und brüllte jemand, da ließ Josef die Hand der Mutter los, ging ein paar Schritte, sah, wie Menschen andere Menschen schlugen, und dann sah er nur noch nackte Frauen ohne Haare. Er hatte seine Mutter verloren.

Eine Aufseherin blieb vor ihm stehen, eine Kapofrau, eine Gefangene im Dienst der SS. Sie war groß, trug einen Rock und eine Jacke. Josef schaute sich die langen blonden Haare an, als die Frau vor ihm in die Hocke ging. Sie nahm ihn an die Hand und ging mit ihm zurück zu dem Haufen mit der Kleidung.

»Nimm deine Sachen«, sagte die Frau. Er hörte, wie jemand sie »Katja« nannte. Josef sah Hunderte Paar Schuhe. Er fand sein kleines weißes Paar Schnürschuhe, und er fand seinen Kindermantel, in dessen Tasche noch sein Löffel steckte.

»Das ist er«, sagt Salomonovic in Wien und öffnet die abgegriffene Packung eines Parfums, darin liegt ein kleiner Löffel aus Stahl. »Der hat mir das Leben gerettet, dazu kommen wir noch.«

Die Kapofrau in Auschwitz umarmte ihn, als er sich angezogen hatte, und steckte ihm etwas in den Mund. Es war süß und schmolz auf der Zunge. Josef hatte nie vorher Schokolade gegessen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Frau nahm ihn an die Hand und brachte ihn in die Baracke, in der die zitternden Frauen warteten. Seine Schnürsenkel waren offen. Im Getto hatte seine Mutter morgens immer die Schleifen für ihn gebunden.

Der sechs Jahre alte Josef war an einen Ort gekommen, an dem die Aufseherinnen manche Kinder in die Gaskammern führten und anderen Kindern Schokolade gaben. Es gab ein Orchester, das Chopin spielte, und einen Arzt, der eine Augensammlung anlegte. Es gab im Garten des Kommandanten zwei Schildkröten mit den Namen »Dilla« und »Jumbo« und einen Fluss, der sich an manchen Tagen schwarz von der Asche färbte.

Im Gespräch über Auschwitz hält Josef Salomonovic inne und sagt: »Es ist nicht zu begreifen.«

Die Aufseherin führte ihn in die Baracke mit den nackten Frauen, aber er erkannte seine Mutter nicht. Die Frauen waren alle gleich mager und rasiert. Dann trat eine Frau vor und kniete sich vor ihm auf die Bretter, schnell griff sie nach den Schnürsenkeln und band sie zu einer Schleife. Josef hatte seine Mutter wiedergefunden.

Sie reisten in einer Gruppe, die die Deutschen »geschlossener Transport« nannten. Sie sollten noch arbeiten. Auschwitz war nur ein Halt. Ihr nächster Zug, ein paar Tage später, rollte ins Konzentrationslager Stutthof bei Danzig. Dort im Männerlager waren auch Josefs Bruder und sein Vater.

Die Nächte wurden kalt. Wenn die SS morgens um fünf Uhr zum Zählen auf den Appellplatz rief, fror Josef. Er war so klein, dass er sich zwischen die Waden seiner Mutter stellte, weil es dort wärmer war. Warum die Deutschen ihn leben ließen, weiß er nicht, sie ermordeten fast alle anderen Kinder in den Konzentrationslagern.

Nach ein paar Wochen bekam die Mutter Nachricht, dass der Vater auf einen Betontisch gelegt und mit einer Benzolspritze ins Herz getötet worden war. Die Mutter ging zur Aufseherin ihrer Baracke und bat darum, dass Michal zu ihr kommen dürfe, und sie wollte Strümpfe für Josef.

Salomonovic unterbricht seinen Vortrag, schaut kurz auf und lacht, als wäre daran etwas komisch: »Wie mutig sie war«, sagt er.

Ein Konzentrationslager war ein Ort, an dem Menschen mit Knüppeln totgeschlagen wurden,

weil sie einen Kapo nur ansahen. Es war kein Ort, an dem Häftlinge Forderungen stellen sollten.

Am Tag nachdem die Mutter darum gebeten hatte, kam Michal in die Baracke. Er zitterte und sagte: »Vater ist tot.« Die Mutter nahm Michal in den Arm, dann ging sie zur Aufseherin.

»Und die Strümpfe?«

Als Strafe für diese Frage zwang die Aufseherin sie dazu, Kniebeugen zu machen. Eine Strafe, die absurd wirkt, wenn man bedenkt, dass in Stutthof Menschen für weniger oder nichts mit dem Tod bestraft wurden.

Nachts, als die anderen schliefen, nahm die Mutter Josef an die Hand und schlich mit ihm zum Bad der Aufseherin. Die Mutter schöpfte Wasser aus dem Spülkasten der Toilette und ließ Josef aus ihrer Handfläche trinken. Es war lebensgefährlich. Aber eine Gefangene, die sich an die Regeln halten würde, musste sterben, denn die Regeln sahen vor, dass die Menschen zu wenig zu essen und kein sauberes Wasser bekamen.

Im November reisten Mutter, Michal und Josef mit dem Zug nach Dresden. In einer Fabrik fertigten sie Teile von Dumdumgeschossen. Die Mutter überzeugte die SS-Männer davon, den kleinen Josef zu dulden, und brachte einen niederländischen Zwangsarbeiter dazu, einen Brief an Tante Berta in Mähren zu schreiben und um Nahrungsmittel zu bitten. Tante Berta war Jüdin, die bei einem Bauern untergeschlüpft war. Nachts weckte die Mutter Josef, sagte in sein Ohr, er solle leise sein, und gab ihm ein Brot, das sie dick mit Margarine bestrich und mit Kristallzucker bestreute.

Im Jahr 2018, auf seiner Reise in den Böhmerwald, rastet Salomonovic in der Oberpfalz und besucht die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Flossenbürg, zu dessen Verbund die Zwangsarbeiterfabrik in Dresden gehörte. Er geht in den jüdischen Gebetsraum, obwohl er entschieden hat, dass es keinen Gott geben kann, und er geht in den kleinen gemauerten Bau in dem Teil des Lagers, der auf der Karte am Eingang »Tal des Todes« heißt. In dem Bau steht ein mannshoher Ofen.

»Krematorium. Muss man nicht erklären«, sagt Salomonovic.

Als er die Gedenkstätte verlässt, kleben ihm Haarsträhnen im Gesicht. Er hat Schatten unter den Augen. Salomonovic sagt, dass ihm jedes Mal übel werde, nachdem er hier gewesen sei. Und da berührt einen der Gedanke, dass Salomonovic diese Reise nicht nur für sich macht, sondern auch für uns. Er will, dass wir versuchen zu begreifen, wie es damals war, und wenn wir daran

scheitern, will er, dass wir begreifen, dass es unbegreiflich ist.

Nach ein paar Wochen in der Fabrik in Dresden kontrollierten höhere SS-Männer die Häftlinge. Josef kauerte in einem Wäschekübel. Ein Deutscher öffnete die Tonne und sagte: »Der Dreck muss weg.« Er ordnete an, dass Josef am folgenden Morgen erschossen werden solle. Es war die Nacht des 13. Februar 1945, ein wolkenloser Nachthimmel. Die Bomber der Westalliierten kamen in der Dunkelheit.

Josef stieg an der Hand seiner Mutter in den Keller und erinnert sich, wie ein Deutscher mit einem Gewehr brüllte, er solle den Mund aufmachen, wenn die Bomben einschlugen. Er sah, wie Druckwellen das Glas aus den Fensterscheiben hämmerten. Zwei Tage lang fielen Bomben. Josef überlebte, an seine Mutter gepresst.

Als er aus dem Keller stieg, sah er Tote auf der Straße und wunderte sich, wie langhaarig und wohlgenährt sie aussahen. Seine Schuhe klebten im Asphalt, der durch die Hitze der Bomben geschmolzen war. Die Mutter wurde zu Aufräumarbeiten gezwungen. Sie gab Josef eine Zündholzschachtel, in der vier Stück Zucker lagen, und sagte: »Die darfst du nur essen, wenn ich nicht mehr bin. Hörst du, Pepek? Nur wenn ich nicht mehr bin.« Als die Mutter in einen Keller kroch, wartete Josef oben, schaute sich die rauchende Stadt an und dachte daran, wie süß der Zucker sein würde. Er strich so oft mit den Fingern über die Schachtel, dass der Aufdruck abgerieben war, als er sie aus der Tasche zog. Die Mutter überlebte den Tag. Bruder, Mutter und Josef aßen den Zucker gemeinsam.

Die SS jagte sie ins Lager nach Pirna, danach zurück nach Dresden, danach nach Zwodau. Josef hungerte. Die Mutter zeigte ihm, wie man mit dem Löffel eine rohe Kartoffel fein schabt, damit er sie ohne Zähne essen konnte.

Josef bekam am Körper Blasen, groß wie Erdbeeren, die sich mit Eiter und Blut füllten. Sie schmerzten, besonders im Liegen. Es gab keine Betten für die Häftlinge. Auf dem Holz platzten die Blasen und nässten. Die Mutter hob ihren Sohn auf ihren Bauch, damit er weicher lag.

Sie sprach leise mit ihm und sagte, der Tag werde kommen, da werde er ein Bett haben mit einer echten Matratze, das verspreche sie, und er werde keinen Hunger mehr leiden, und niemand werde ihn schlagen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In einer Nacht weinte Josef, weil die Blasen bluteten und die anderen Häftlinge sagten, das Kind solle raus aus der Baracke. Draußen war Winter. Die Mutter legte Josef auf ihren Bauch, aber er weinte weiter.

»Raus mit ihm«, sagten die Häftlinge.

Die Mutter ging mit Josef vor die Tür, sie füllte eine Kiste mit Holzwolle, die sie irgendwo fand, zerriss ihr Hemd, band Streifen um die aufgeplatzten Blasen, wickelte ihr Kind in eine Decke und legte es in die Kiste.

Salomonovic erinnert sich gut an diese Nacht. Er nimmt die Hände über den Kopf und reckt sie zur Decke, als er davon spricht. Er lag da als Kind, die Schmerzen hielten ihn wach. Er stand auf und schaute in den Himmel.

»Lieber Gott«, sagte er, »bitte lass mich sterben.«

Er wartete, bis es hell wurde. Am Morgen kamen die Häftlinge und die Mutter, und sie gingen weiter. Ein paar SS-Leute spannten zwei Pferde vor einen Wagen und marschierten nach Süden. Ab und zu fiel ein Häftling vor Erschöpfung um. Einmal lief neben Josef eine Frau auf ein Rübenfeld. Die Deutschen schossen ihr in den Rücken.

»Ich kann nicht mehr, Mutter«, sagte Josef. Da trug sie ihn. Und als sie ihn nicht mehr tragen konnte, ging sie zum Pferdewagen der Deutschen und setzte, als sie hoffte, niemand würde sich umdrehen, ihren Sohn auf die Deichsel.

Nach vielen Kilometern hörte Josef ein Donnern in der Luft. Ein Deutscher brüllte: »In den Graben. Fliegerangriff!« Die Mutter deckte Josef und Michal den Kopf mit einer Decke zu, sie sagte: »Liegen bleiben. Nicht aufstehen. Nichts sagen.«

Die SS-Männer und die Gefangenen gingen weiter, als die Flieger weg waren. Dora, Michal und Josef blieben liegen. Sie warteten, standen auf, rannten in einen Wald. Michal weinte vor Angst. Die drei gingen über den Kamm eines Hügel und erblickten ein Tal vor sich und einen Bahnübergang. Dort stand ein Mann in der Uniform der Eisenbahn.

»Sie müssen uns helfen«, sagte die Mutter, »ich bitte Sie.«

Der Mann nahm ihre Hand. Sie rannten einen Graben hinab zum nächsten Bauernhaus. Der Bauer sah die ausgemergelten Menschen und eilte mit ihnen zur Scheune. Er stieg auf den Heuboden und versteckte Josef, Michal und Dora im Stroh. Später brachte er Brot und Milch. Josef konnte nicht glauben, wie gut die Milch schmeckte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach drei Nächten öffnete sich das Tor der Scheune. Licht fiel ins Innere. Der Bauer sagte:

»Die Amerikaner sind da.«

Josef ging zum Dorfteich. Ein amerikanischer Soldat gab ihm ein Miniaturflugzeug aus Stahl und sagte: »Keep it.«

Als Salomonovic in diesem Sommer wieder in diesen Landstrich kommt und das Auto die Birnbaumallee entlangfährt, schweigt er.

»Die Deutschen haben mir meine Kindheit geraubt«, sagte er einmal, bevor wir aufbrachen, »ich will danach suchen.«

Es ist ein Satz, der ein wenig klingt wie aus einem Film von Steven Spielberg, ein Satz, der unglaublich wirkt in der Realität. So unglaublich wie ein Ort, an dem 1,3 Millionen Menschen sterben mussten, weil sie Juden waren.

Als Salomonovic vor der Scheune fragt, ob der schiefe Baum noch stehe, nickt der Enkelsohn der Bäuerin und führt ihn in den Garten. Es ist ein Apfelbaum, das vielleicht schiefste Gewächs im Böhmerwald, der Stamm windet sich erst ein paar Meter auf dem Boden, bevor er nach oben steigt.

Als Salomonovic zum ersten Mal wiederkam zur Scheune, kurz nach dem Ende der Sowjetunion, lebte noch die Tochter des Bauern, der ihn damals versteckt hatte. Sie war eine alte Frau, aber sie erinnerte sich. Sie sagte, damals sei der Vater zu ihr gekommen und habe gesagt, sie solle ein Brot mehr backen; sie wollte nicht, aber er sagte, back das Brot. Später sei der Laib verschwunden gewesen, da habe sie gewusst, jemand, der sich versteckt hielt, isst mit.

Salomonovic besuchte die Frau immer wieder. Frau Anna, die Bäuerin mit der blauen Schürze, die Salomonovic bei seinem Besuch diesen Sommer die Tür öffnet, ist ihre Tochter. Es besteht eine Verbindung zwischen dieser Familie und Salomonovic, die man wohl nur nachempfinden kann, wenn man gerettet wurde und gerettet hat. Als die alte Bäuerin im Sterben lag, vor ein paar Jahren, fuhr er hin und setzte sich an ihr Bett.

»Der schiefe Baum im Garten«, sagte die Bäuerin, und Salomonovic wusste erst nicht, wovon sie sprach, »der Herbstapfel, sie wollen ihn fällen. Wenn ich nicht mehr bin, pass mir auf den Baum auf.«

»Selbstverständlich werde ich auf den Baum aufpassen«, sagte Salomonovic.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Neben dem Bett auf dem Nachttisch lag eine Schachtel mit vier Eiern, und darauf lag ein Herbstapfel. »Für die Reise«, sagte die alte Bäuerin. Salomonovic küsste ihr zum Abschied die Wange.

Er kommt seitdem wieder, auch wenn es ihn anstrengt und er Vorhofflimmern hat. Er hütet den Baum.

Bevor er heimfährt, geht Josef Salomonovic noch einmal durch das Tor der Scheune und besteigt die Leiter zum Heuboden. Die Balken knarzen unter seinen Füßen. Salomonovic bückt sich, greift ins Stroh, hebt es auf und lässt es wieder fallen.

»73 Jahre«, sagt er.

Die Deutschen haben ihm die Kindheit geraubt. Sie ist nirgends versteckt, auch nicht hier in der Scheune. Er kann danach suchen, aber er kann sie nicht finden. Manches lässt sich auch nach 73 Jahren nicht wiedergutmachen.

Nach dem Krieg zogen Josef, seine Mutter und Michal zurück nach Mährisch Ostrau. Josef lernte, wie ein Pfirsich schmeckt und was ein Fußball ist. Innerhalb weniger Monate wuchsen ihm Zähne.

Noch lange versteckte Josef ein Stück Brot unter seinem Bett.

Bis heute isst er im Stehen, wenn er allein ist, weil, so sagt er, beim Todesmarsch auch niemand sitzen durfte.

Er machte die Matura, studierte Maschinenbau, leistete seinen Wehrdienst und zog danach wieder zu seiner Mutter. Sie arbeitete in einem Kraftwerk, hatte einen großen Freundeskreis, turnte im Verein. Am Handgelenk trug sie einen Armreif aus Kupfer, den ihr Mann Erich vor dem Krieg gehämmert und den Tante Berta aufbewahrt hatte.

Mit Anfang 30 verliebte sich Josef Salomonovic in Elisabeth aus Wien, eine zierliche Frau mit schwarzen Haaren und funkelnden Augen. Er sagte seiner Mutter, dass er heiraten werde. Sie ging in die Küche, drehte den Gasherd auf und legte ihren Kopf hinein. Salomonovic rettete sie, bevor ihr etwas passierte. Er heiratete, zog nach Wien und arbeitete im Außendienst eines Maschinenfabrikanten.

Am Ende ihres Lebens war Dora Salomonovic blind und lebte in einem Pflegeheim. Die Frau,

die so weit gegangen war mit ihren Söhnen, sie hatte recht behalten. Sie hatten genug zu essen, ihre Matratzen waren weich, niemand schlug sie. Im Pflegeheim half Josef ihr auf und hakte sie ein am Arm. An diesem letzten Tag gingen sie noch einmal gemeinsam. Den Gang vor den Zimmern entlang, ein paar Schritte nur, behutsam, nicht schnell, aber sie gingen. Dora Salomonovic starb mit 88 Jahren am 28. März 1992.

Michal Salomonovic lebt heute in Ostrava. Vor Hitler gab es dort zehntausend Juden. Heute sind es vierzig.

Von den tausend Menschen, die mit Familie Salomonovic im Transport E Nummer 815 nach Lodz fuhren, überlebten 46 die Shoah. Heute leben noch 3, Michal und Josef Salomonovic und eine Dame aus München.

Nachdem Josef Salomonovic sich überzeugt hat, dass der schiefe Baum steht, trinkt er ein Pilsner Urquell, sagt »fantastisch« und fährt zurück nach Wien. Elisabeth wartet auf ihn, sie hat gefüllte Paprika geschmort, sein Leibgericht. Er wird seine erwachsene Tochter anrufen und sagen, alles sei gut. Er hat sie Katja genannt, wie die Aufseherin aus Auschwitz.

Salomonovic wird die Paprika essen, die Koffer auspacken und in sein Zimmer gehen. Dort, rechts oben neben dem Bett, hängt ein Foto seiner Mutter. Er sagt, er spreche jeden Tag in Gedanken mit ihr, in einer Sprache, die nur er kennt. Er wird sein Schlafmittel nehmen, ohne das er nicht schlafen kann. Er wird aufschauen zum Gesicht seiner Mutter und ihr in Gedanken etwas sagen.

Warum verdient Frau Noe nicht mehr?

Die Altenpflegerin Heike Noe gehört zu den begehrtesten Fachkräften des Landes. Doch obwohl sie so gefragt ist, wird sie schlecht bezahlt. Wie kann das sein?

Von Caterina Lobenstein, Die Zeit, 07.12.2017

Würde sich der Wert einer Arbeitskraft an ihrem Fleiß bemessen, an der Erfahrung, die sie gesammelt hat, an den Unannehmlichkeiten, die sie erduldet, und an der Verantwortung, die sie trägt, dann wäre Heike Noe eine reiche Frau. Sie steht in einem gefliesten Badezimmer, vor ihr sinkt eine alte Dame unter lautem Stöhnen auf die Klobrille: Marion Zielke*, 79 Jahre alt, Pflegegrad drei, halbseitig gelähmt. Ihre Oberschenkel zittern. »Aaaaah«, seufzt sie. Heike Noe streift sich ein Paar Gummihandschuhe über und lässt die Windel, die Frau Zielke über Nacht getragen hat, in einem Plastikbeutel verschwinden.

Heike Noe ist 41 Jahre alt und seit mehr als 20 Jahren Pflegerin. An der Gürteltasche ihrer weißen Jeans baumelt eine Flasche Desinfektionsmittel, alle paar Minuten reibt sie sich damit die Hände ein. Bevor sie jemanden wäscht, bevor sie eine Insulinspritze setzt oder einen künstlichen Darmausgang reinigt. In der hinteren Tasche ihrer Hose steckt ein schnurloses Telefon, das ständig klingelt, meist dann, wenn es gerade nicht passt. So wie jetzt, da Heike Noe eigentlich Frau Zielke helfen muss.

»Jaaa?« Noe klemmt das Telefon zwischen Ohr und Schulter ein. Eine Bewohnerin, die im Sterben liegt, will nicht mehr essen. Füttert man sie, presst sie die Lippen aufeinander. Gibt man ihr Wasser, lässt sie es aus dem Mund herauslaufen. Wenn es so weitergeht, wird sie vertrocknen. »Wir brauchen heute noch einen Arzt«,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sagt Noe. Mit ihm wird sie beraten, ob der Bewohnerin eine Infusion mit Kochsalzlösung gelegt wird, das würde ihr Leben verlängern. Oder ob es geboten ist, ihre Verweigerung als eine Art letzten Willen zu begreifen und auf die Infusion zu verzichten. Das würde heißen, dass sie bald stirbt.

Es ist ein Montagmorgen im Oktober, kurz vor sieben Uhr im Altenpflegeheim Haus Bachtal in Schwalbach im Saarland, Station Theresiengarten. Ein Flur mit lindgrünem Teppichboden und einem alten Bauernschrank, in dem Medikamente lagern. 14 alte Menschen leben hier, zwölf Frauen, zwei Männer. Heike Noe ist die einzige Pflegerin in der Frühschicht, nur eine Auszubildende ist noch an ihrer Seite und eine polnische Hauswirtschaftskraft, die das Essen kocht. Vor einer knappen Stunde hat die Schicht begonnen, das Telefon in Heike Noes Hosentasche hat schon neunmal geklingelt.

Frau Doege hat sich heißen Kaffee auf die Bluse geschüttet.

Frau Flohrmann braucht ihre Tropfen gegen die Schmerzen im Bein.

Frau Teves hat sich erbrochen.

Herr Seitz hat Kratzspuren am Körper und muss mit Wundsalbe versorgt werden.

Frau Wagner hat plötzlich Fieber.

Herr Spahn hat eine verhornte Wunde am Fuß, der Verband muss gewechselt werden.

Frau Göbel hat sich ein Taschentuch in die Vagina gesteckt, keiner weiß, warum, auch Frau Göbel nicht.

Noe sortiert die Kosmetika, die auf Frau Zielkes Waschbecken stehen: Eine Tube Wundheilsalbe. Eine Zahnbürste, mit der sich Frau Zielke die verbliebenen Zähne putzt. Eine Dose Gesichtscreme, von der sie sich jeden Morgen einen Klacks auf die faltigen Wangen schmiert und die sie »Fugenfüller« nennt. Als Frau Zielke schließlich gewaschen und eingecremt vor dem Spiegel sitzt, fragt Heike Noe: »Lippenstift?«

»Unbedingt! Die Konkurrenz schläft nicht!«, antwortet Frau Zielke. Mit zittriger Hand zieht sie die Lippen nach, bordeauxrot, mit Schimmereffekt.

»Na, da müssen wir den Herrn Spahn aber festschnallen nachher«, sagt Heike Noe. Frau Zielke kichert. Herr Spahn wohnt auf demselben Flur. Er hat noch acht Finger und ein Bein – Diabetes.

Bis zum Ende ihrer Schicht wird Heike Noe mehr als ein Dutzend alte Menschen versorgt, wird Medikamente und Essen gereicht, wird Wäsche und Verbände gewechselt haben. Sie wird mehr als vierzigmal ans Telefon gegangen sein. Und sie wird versuchen, nie zu vergessen, wer vor ihr sitzt. Frau Zielke, die zwei Söhne großgezogen hat und bis zu ihrem Schlaganfall gerne verreiste. Herr Spahn, dessen Frau mehrere Fehlgeburten erlitt. Heike Noe nimmt sich Zeit, um ihnen zuzuhören, und sie weiß, dass die Zeit nie reicht. Sie muss die Uhr im Blick behalten.

Es gibt nicht viele Menschen, die das können. Und es gibt nicht viele, die das wollen. Zurzeit mangelt es auf dem deutschen Arbeitsmarkt an mindestens 30 000 Pflegekräften. Im Jahr 2030 könnten laut einer Studie der Unternehmensberatung PricewaterhouseCoopers schon mehr als 300 000 Pfleger fehlen. Überall in Deutschland werden sie gebraucht, auch beim Heimbetreiber Benevit, dem Unternehmen, bei dem Heike Noe angestellt ist. Einige Mitarbeiter von Benevit tragen T-Shirts mit dem Firmenlogo, auf dem Rücken steht »Kollege gesucht«.

Eigentlich müssten Altenpfleger wie Heike Noe von einem einfachen ökonomischen Gesetz profitieren: dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Steigt die Nachfrage, steigt auch der Preis. Frau Noe, einer besonders gefragten Arbeitskraft, müssten die Heimbetreiber besonders viel bieten: gute Arbeitsbedingungen, ein hohes Gehalt. Sie tun es aber nicht.

Heike Noe, geschieden, drei Kinder, verdient rund 2500 Euro, netto bleiben ihr 1750. Sie arbeitet Teilzeit, zu 85 Prozent. Was ihr Einkommen betrifft, gehört sie zur unteren Hälfte der deutschen Bevölkerung – und zu den Spitzenverdienern in ihrer Branche. Weil sie in Westdeutschland arbeitet, wo mehr gezahlt wird als im Osten. Und weil ihr Arbeitgeber Benevit einer der wenigen Heimbetreiber ist, die sich am Tariflohn des öffentlichen Dienstes orientieren. Im Schnitt aber bekommen

Altenpfleger weniger Geld; Hilfspfleger, die etwa die Hälfte des Personals in deutschen Altenheimen stellen, sogar deutlich weniger (siehe Infokasten). Das Gesetz von Angebot und Nachfrage, es scheint bei Altenpflegern nicht zu gelten. Sie sind ein marktwirtschaftliches Phänomen: überdurchschnittlich begehrt – und unterdurchschnittlich bezahlt. Wie kann das sein?

Fragt man den Chef von Benevit, spricht man mit Gewerkschaftern, Arbeitgebervertretern und Ökonomen, dann zählen sie eine ganze Reihe von Gründen auf. Sie erklären, dass die Pflege kein freier Markt ist, auf dem Angebot und Nachfrage nach einem Gleichgewicht streben, sondern eine streng regulierte Branche. Dass die Beiträge für die Pflegeversicherung nicht einfach erhöht werden können und die Löhne deshalb bescheiden sind. Oder dass die meisten Pfleger kein Studium, sondern eine Ausbildung absolviert haben und deshalb nicht so viel verlangen können. In einem Punkt aber sind sich fast alle einig. Sie nennen dann immer dieselben Namen, zum Beispiel:

Carlyle Group.

Chequers Capital.

Oak Tree Capital Management.

Hinter den Namen verbergen sich mächtige Investoren aus dem Ausland. Sie stecken Milliardenbeträge in deutsche Altenheime und hoffen, dass sich die Milliarden vermehren. Lange Zeit war das in Deutschland nicht möglich; die Heime wurden von Kirchen und vom Staat betrieben. Anfang der neunziger Jahre öffnete die damalige Bundesregierung die Pflegebranche für Privatunternehmen. Heute ist von den mehr als 10 000 deutschen Altenheimen etwa die Hälfte in privater Hand, und ihr Anteil wird von Jahr zu Jahr größer.

Investoren suchen in Zeiten niedriger Zinsen nach verlässlichen Geldanlagen – und nach Alternativen zu jenen Firmen, deren Geschäftsmodelle vielleicht schon bald keine Zukunft mehr haben: Automobilhersteller, Kohlekraftwerke, Ölkonzerne. Der Pflegemarkt dagegen ist eine ziemlich sichere Sache. Alte Menschen wird es in Deutschland auch in zwanzig Jahren noch geben – mehr denn je. Dann ist die Generation der Babyboomer, die aus den geburtenstärksten Jahrgängen Deutschlands

besteht, mindestens 70 Jahre alt. Bis zum Jahr 2030 soll die Pflegebranche laut der Unternehmensberatung Roland Berger auf 85 Milliarden Euro Umsatz wachsen, heute sind es 50 Milliarden. Der Wettlauf um die höchsten Renditen erreicht jetzt die Altenheime.

Im August 2017 wurde die Vitanas Holding, einer der größten deutschen Heimbetreiber, von einem kalifornischen Hedgefonds gekauft. Der Fonds heißt Oaktree Capital, seine Zentrale liegt in einem verspiegelten Turm im Zentrum von Los Angeles, in einer der teuersten Immobilien der Stadt. Von hier aus verwalten die Fondsmanager von Oaktree Capital rund 100 Milliarden Dollar. Einen großen Teil dieser Milliarden investieren sie in Unternehmen. In Reedereien, Immobilienfirmen, Kinoketten – und deutsche Altenheime.

Im September übernahm der französische Risikokapitalfonds Chequers Capital die insgesamt 46 Heime eines Hamburger Pflegekonzerns.

Bereits im Jahr 2013 erwarb der US-amerikanische Finanzinvestor Carlyle Group die Alloheim Senioren-Residenzen, Deutschlands drittgrößten Pflegekonzern. Jetzt will Carlyle das Unternehmen wieder verkaufen – zu einem deutlich höheren Preis.

Das Geschäftsmodell der Investoren ist, vereinfacht gesagt, meist dasselbe: Heime kaufen. Rendite steigern. Heime gewinnbringend weiterverkaufen. Gewinnausfälle wegen säumiger Mieter oder langem Leerstand müssen die Investoren kaum fürchten. Können ein alter Mensch und seine Angehörigen sich einen Heimplatz nicht mehr leisten, springt meist das Sozialamt ein. Stirbt ein Bewohner, steht oft schon der nächste Kandidat auf der Warteliste, der dringend einen Heimplatz benötigt.

Geld ist also da. Warum kommt es nicht bei denen an, die alte Menschen pflegen? Bei Heike Noe zum Beispiel?

Der Chef von Benevit, dem Arbeitgeber von Heike Noe, ist Kaspar Pfister, ein schwäbelnder Unternehmer, der früher mal Stadtkämmerer war und Geschäftsführer eines katholischen Pflegeheimbetreibers. Pfister ist keine Heuschrecke, er ist einer, der versucht, seinen Leuten einen einigermaßen fairen Lohn zu zahlen. Er sagt, die Macht der Investoren sei bedenklich. Sie sind bei Pfister noch nicht eingestiegen. Aber sie

kreisen ihn ein, sie setzen ihn finanziell unter Druck. Benevit ist ein privates Unternehmen, es muss Gewinn erwirtschaften, wenn es überleben will. Und das auf einem Markt, der zunehmend von Großinvestoren beherrscht wird, denen es vor allem um eines geht: hohe Gewinne. »Ich lese oft, dass bis zu acht Prozent Umsatzrendite möglich sein sollen, und internationale Investoren scheinen das zu erwarten«, sagt Kaspar Pfister. »Ich hab da ein Riesenfragezeichen, wie das ohne Qualitätsverlust möglich sein soll.« Der Arbeitgeberverband Pflege, in dem sich Deutschlands Heimbetreiber zusammengeschlossen haben, spricht von Investoren, die sogar zweistellige Renditen fordern.

Man kann die Rendite steigern, indem man versucht, mehr Geld einzunehmen. Das ist für die Heimbetreiber aber schwierig, oft unmöglich. Denn Pflegesätze und Versicherungsbeiträge sind gedeckelt, sie werden in zähen Verhandlungen zwischen Heimen und Kommunen, Sozialkassen und Versicherungen ausgehandelt. Auch der Eigenanteil, jener Teil der Heimkosten, den Bewohner und ihre Angehörigen selbst tragen müssen, lässt sich nicht beliebig erhöhen. Schon jetzt geben viele Menschen ihre gebrechlichen Eltern nicht ins Heim, sondern lieber in die Hände einer ambulanten Pflegerin, die viel weniger kostet. Oft kommen diese Pflegerinnen aus Polen oder Rumänien. Oft arbeiten sie schwarz.

Einfacher, als die Einnahmen zu steigern, ist es, die Kosten zu drücken. Und hier kommt Heike Noe ins Spiel. Aus Sicht der Investoren ist sie ein gewaltiger Kostenfaktor. Die Löhne der Altenpfleger machen im Schnitt 70 Prozent der Gesamtkosten eines Heims aus. Wer in großem Stil sparen will, muss also schmalere Gehälter zahlen oder bei gleichbleibendem Gehalt das Arbeitspensum der Pfleger erhöhen. Oder aber der Anteil der Fachkräfte muss sinken – und der Anteil der billigen Hilfskräfte steigen. Wozu das führen kann, lässt sich schon heute in ganz Deutschland beobachten: Fast 40 Prozent der Altenheime haben keinen Tarifvertrag. Und in vielen Häusern sinkt der Anteil der gut ausgebildeten Fachkräfte. Zwar gibt es eine gesetzliche Quote, die vorschreibt, dass mindestens die Hälfte der Heimmitarbeiter voll ausgebildete Pfleger sein müssen. Doch die Gewerkschaft ver.di warnt seit Jahren vor einem »Trend zur Dequalifizierung«. Die Quote werde oft unterlaufen, sagt ein Sprecher der Gewerkschaft.

»Ich sehe das mit großer Sorge«, sagt der Benevit-Chef Kaspar Pfister. »Man kann doch nicht so tun, als sei ein Pflegeheim ein Produktionsbetrieb, in dem Autos oder Schrauben hergestellt werden. Es geht doch hier um den Menschen. Der lässt sich nicht in betriebswirtschaftliche Tabellen hineintrautieren.« Das ist das Dilemma der privaten Heimbetreiber: Was gut für die Rendite ist, ist selten gut für die Bewohner. Gut für die Rendite wäre zum Beispiel, wenn Heike Noe es nicht ständig mit Menschen zu tun hätte, die vergessen haben, wo sie gerade sind.

Heike Noe ist auf dem Weg zum Medikamentenschrank, als ihr eine Frau mit zerzaustem weißen Haar in die Arme stolpert. »Huch, Frau Goedeker, wo wollen Sie denn hin?«

Frau Goedeker, 92 Jahre alt, Pflegegrad drei, vaskuläre Demenz im fortgeschrittenen Stadium, starrt Heike Noe mit offenem Mund an. Sie trägt eine Hose mit Bügelfalte und eine Bluse mit Strass-Steinchen, darüber eine Perlenkette. Frau Goedeker stapft nach links, dann nach rechts. Sie hat sich verirrt.

»Frau Goedeker?« Heike Noe legt ihren Arm um Frau Goedekers Schulter.

Da wird die Bewohnerin plötzlich aggressiv und windet sich aus der Umarmung. »Ich muss bügeln!«, ruft sie. Sie geht zum Notausgang und rüttelt an der Tür. »Komm!«, schreit sie. Niemand antwortet.

Schließlich sackt sie erschöpft in einem Sessel zusammen.

»Frau Goedeker, was brauchen Sie?«, fragt Heike Noe.

Frau Goedeker zeigt mit ihrem knöchernen Finger auf Heike Noe.

»Mich brauchen Sie?«

Frau Goedeker nickt.

»Ich brauche Sie auch.« Heike Noe hockt sich neben Frau Goedeker und streicht ihr mit dem Handrücken über die Wange. Frau Goedeker zieht sie zu sich heran und umarmt sie. In diesem Moment klingelt das Telefon. Frau Zielke, erfährt die Pflegerin, hat Schmerzen und braucht ihre Medikamente.

Heike Noe kam vor fünf Jahren ins Haus Bachtal, nachdem sie bei ihrem alten Arbeitgeber gekündigt hatte. Das Heim, in dem sie damals angestellt war, nennt sie

eine »Pflegefabrik«, sie war dort allein verantwortlich für 45 Bewohner. Nicht einmal für ein kurzes Gespräch auf dem Flur sei Zeit gewesen. »Ich habe das irgendwann nicht mehr ausgehalten.« Sie lernte Zustände kennen, die sie niemals für möglich gehalten hätte.

Während der Sondierungsgespräche stritten die Grünen, die Union und die FDP auch um das Thema Pflege. Es war einer der ersten Bereiche, in dem sich die Parteien einigen konnten. In der Politik wird schon länger darum gerungen, wie man die Pflege besser organisieren und die Fachkräfte besser entlohnen könnte. Aber dann scheiterten die Gespräche, und das Thema liegt wieder unerledigt herum.

Im Jahr 2016 ließ die grüne Bundestagsabgeordnete Elisabeth Scharfenberg gut 4000 Pflegekräfte befragen. Sie wollte herausfinden, was die Pfleger an ihrem Job gern verändern würden. Die allermeisten sagten, sie wünschten sich endlich ein »angemessenes Gehalt«. Einige gaben an, das Geld reiche nicht aus, um ihre Familie zu ernähren. Andere schrieben: »Es steht nicht mehr der Patient im Mittelpunkt, sondern nur noch der Gewinn!« Oder: »Das System macht Menschen zu Waren, die es als Patienten und als Angestellte gewinnbringend auszuschlachten gilt.«

Arme Altenpfleger gegen gewinnsüchtige Konzerne. Wenn es so einfach wäre.

Im Berliner Regierungsviertel, wenige Schritte vom Bundesministerium für Gesundheit entfernt, liegt das Büro von Thomas Greiner. Er ist Präsident des Arbeitgeberverbands Pflege, ein Herr mit polierten Schuhen und gemustertem Einstecktuch. Greiner vertritt Firmen, die in Deutschland Altenheime betreiben, er vertritt auch Unternehmer wie den Benevit-Chef Kaspar Pfister. Anders als Pfister fürchtet Greiner die Investoren nicht. »Alle wollen, dass die Pfleger mehr Geld bekommen und dass die Heime hübsch aussehen, aber keiner ist bereit, mehr in die Pflegeversicherung einzuzahlen«, sagt er. Gäbe es die kleinen und großen privaten Investoren nicht, dann würden die Altenheime heute immer noch so aussehen wie vor zwanzig Jahren, davon ist Greiner überzeugt. Mehrbettzimmer, schäbige Waschräume, hässliche Flure. Massenabfertigung statt Einzelbetreuung. »Wir sollten dankbar sein, dass privates Geld in die Altenpflege investiert wird«, sagt er. Greiner ist Lobbyist. Er weiß, wie man sich bei denen, die Entscheidungen treffen, Gehör verschafft.

Die meisten Altenpfleger wissen nicht, wie das geht: sich Gehör verschaffen. Und manchmal scheint es, als hätten sie gar kein Interesse daran.

Es ist kurz nach zehn im Haus Bachtal in Schwalbach, Kaffeepause. Heike Noe holt sich einen Pott Filterkaffee aus dem Esszimmer. Im Radio dudelt I Will Survive. Draußen auf der Terrasse stehen Noes Kolleginnen von den Nachbarstationen und rauchen. Fragt man sie, was sie machen würden, wenn sie mehr Geld verdienen, erwidert eine von ihnen: »Schuhe kaufen!« und eine andere: »Ach, mal in den Urlaub fahren.« Heike Noe sagt: »Ich brauche nicht mehr Geld, ich bin glücklich.« Man muss ein bisschen länger mit ihr reden, bis dann doch Sätze fallen wie dieser: »Natürlich würde ich meinen Kindern gern mehr bieten.« Oder: »Ein bisschen mehr Anerkennung, auch finanziell, wäre schon schön.« Aber Noe beklagt sich nicht. »Das ist der schönste Beruf, den ich mir vorstellen kann«, sagt sie. »Es ist kein Beruf, es ist eine Berufung.« Für die alten Menschen ist diese Einstellung ein großes Glück.

Es gibt nicht viele Menschen, die sich in ihrem Job für andere engagieren, ohne dafür eine angemessene Entlohnung zu verlangen. Meist zählen Geld, Durchsetzungskraft und das Streben nach persönlichen Vorteilen. Bei Altenpflegerinnen ist das oft anders. Das führt zu einem Problem, das Johanna Knüppel in den Wahnsinn zu treiben droht.

Knüppel ist eine energische Frau mit Kurzhaarschnitt, sie war mal Krankenpflegerin auf einer Intensivstation, seit einigen Jahren sitzt sie in einem bescheidenen Büro in Berlin-Moabit, mit Zimmerpflanzen und einem grauen Aktenschrank. Knüppel ist die Sprecherin des Deutschen Berufsverbandes für Pflegeberufe. Sie vertritt die Arbeitnehmer der Branche, sie ist der Gegenpart zu Thomas Greiner, dem Lobbyisten, der für die Heimbetreiber spricht. Johanna Knüppel ist Heike Noes Stimme in der Hauptstadtpolitik. Das Problem ist, dass Heike Noe noch nie etwas von Johanna Knüppel gehört hat. Johanna Knüppel könnte noch so laut sprechen, ihre Stimme geht irgendwie unter.

In kaum einem anderen Land in Europa sind Pflegekräfte so schlecht organisiert wie in Deutschland. Nur rund zehn Prozent von ihnen sind Mitglied in einer Gewerkschaft oder einem Berufsverband. »Damit wuppt man nichts«, sagt Johanna Knüppel. Dabei könnte es so einfach sein. »Im Grunde sind Pflegefachkräfte in einer

exzellenten Verhandlungsposition. Die wissen es nur nicht oder machen es sich nicht bewusst. Wir sind immer wieder auf sie zugegangen und haben gesagt: Lasst euch die schlechten Arbeitsbedingungen nicht gefallen. Stellt euch auf die Hinterbeine, versucht mehr Geld auszuhandeln, beweist ein bisschen Rückgrat, und sagt Nein.«

In anderen Branchen, in der Metallindustrie zum Beispiel, sind mehr als 70 Prozent der Arbeiter in der Gewerkschaft organisiert. Ihre Betriebsräte sind mächtige Gremien, die mit den Vorständen der Konzerne oft auf Augenhöhe verhandeln. Sie haben Kämpfe ausgefochten, für die 37-Stunden-Woche und den Flächentarifvertrag, für mehr Freizeit und mehr Geld.

In der Pflegebranche gibt es keinen einheitlichen Tarif. Viele Heime haben gar keinen Tarifvertrag, die wenigsten haben einen Betriebsrat. Und der Berufsverband, für den Johanna Knüppel arbeitet, hat kaum Geld für große Kampagnen.

Gewerkschaften sollen die Stimmen ihrer Mitglieder verstärken. Den Altenpflegern aber müssen sie offenbar erst erklären, dass sie eine Stimme haben. Johanna Knüppel glaubt, dass sich viele Pfleger schämen, überhaupt etwas einzufordern. »In einem solchen Beruf darf man doch nicht für eigene Interessen kämpfen – so denken viele«, sagt sie.

Kaspar Pfister, der Benevit-Chef, sagt: »Die Menschen, die in dieser Branche arbeiten, das sind keine Betriebswirte und Banker, die sind von ihrer Haltung her anders strukturiert. Denen sind andere Werte mindestens genauso wichtig wie Geld.«

Dietmar Erdmeier, bei der Gewerkschaft ver.di zuständig für die Pflegepolitik, sagt: »Ich war früher mal Industriemechaniker und kann das überhaupt nicht verstehen. An meinem ersten Tag im Betrieb hat die IG Metall damals mit dem Eintrittsformular gewedelt. Bei Altenpflegern ist das anders. Die sind nicht politisiert.«

Während Metallarbeiter regelmäßig für höhere Löhne streiken, haben die Altenpflegerinnen bislang fast noch nie ihre Arbeit niedergelegt. Das liegt daran, dass man ein Fließband abstellen, einen alten Menschen aber nicht in seinen Ausscheidungen liegen lassen kann. Es liegt daran, dass ein großer Teil der Pflegeheime von den Kirchen betrieben wird, die kein weltliches Arbeitsrecht kennen

– und damit auch nicht das Streikrecht. Es liegt aber auch daran, dass viele Pflegerinnen ihren Wert nicht erkennen. Und sich nicht trauen, ihn einzufordern. »Ich hab mir nie Gedanken darüber gemacht, in die Gewerkschaft einzutreten«, sagt Heike Noe. »Und ich kenne auch niemanden, der mal darüber geredet hätte.«

Die Metallarbeiter greifen an. Die Pflegerinnen fressen den Frust in sich hinein. Laut der Studie der Grünen-Abgeordneten Scharfenberg würde sich die Hälfte von ihnen nicht noch einmal für ihren Beruf entscheiden und ihn auch nicht weiterempfehlen. Von diesen sagen wiederum 82 Prozent, der Lohn, den sie erhalten, sei »nicht leistungsgerecht«. So wird aus dem Frust ein Teufelskreis: Weil die Arbeitsbelastung so hoch und das Gehalt so niedrig ist, wollen zu wenige Menschen Altenpfleger werden. Und weil es so wenige Pfleger gibt, aber immer mehr alte Leute, wird die Arbeitsbelastung noch höher.

Die Unternehmer, die die Altenheime leiten, und die Fondsmanager, die in Kalifornien und Paris in ihren Bürotürmen sitzen und in die Heime investieren, sind in der Regel Männer. Die Pflegekräfte, die in den Heimen arbeiten, sind in den meisten Fällen Frauen; in Deutschland liegt der Anteil der weiblichen Altenpfleger bei rund 85 Prozent. Würden sie sich zusammenschließen, würden sie aufbegehren und für höhere Löhne streiten, dann bekämen sie es mit einem Gegner zu tun, der noch mächtiger ist als die Arbeitgeber und Investoren. Er ist unsichtbar, man kann ihn nicht an den Verhandlungstisch zwingen, man kann ihn nicht bestreiken. Dieser Gegner ist die Tradition. Sie besagt, dass Frauen sich um den Haushalt und die Erziehung der Kinder kümmern. Und um die Pflege der Alten. Ehefrauen und Enkelinnen, Töchter und Schwiegertöchter – sie alle haben jahrhundertlang ihre Verwandten gepflegt und dafür jahrhundertlang nichts bekommen. Höchstens das, was man im 19. Jahrhundert einen Gotteslohn nannte.

Damals entstanden in Deutschland die ersten Diakonissenhäuser, Wohngemeinschaften von Nonnen, die sich um pflegebedürftige Menschen sorgten. Sie lobten Gott und pflegten die Alten, rund um die Uhr, sieben Tage in der Woche. Sie verpflichteten sich lebenslang, sie gründeten keine Familie, sie bekamen kein Gehalt. Nur Kost und Logis gewährte man ihnen und manchmal ein Taschengeld.

Glaukt man Johanna Knüppel, der Sprecherin des Berufsverbands der Pfleger, leben die Nonnen von damals in den Heimen von heute fort. »Aus dieser Tradition kommt in Deutschland die Pflege, dieses Denken ist immer noch tief verwurzelt, auch in den Köpfen derer, die heute in den Beruf gehen«, sagt sie. In der Studie der Grünen-Abgeordneten wurden die Pflegekräfte gefragt, warum sie sich für ihren Beruf entschieden haben. 98 Prozent antworteten: »Ich will mit Menschen arbeiten.« Johanna Knüppel hat diesen Satz unzählige Male gehört. Sie sagt, es schwingt dabei stets noch ein zweiter Satz mit. Einer, der selten ausgesprochen, aber fast immer beherzigt wird: »Ich stelle meine eigenen Bedürfnisse zurück.« Die Rollen von damals, sie sind in der Altenpflege bis heute klar verteilt: Männer machen Geld. Frauen machen was mit Menschen.

So verschmelzen in den Altenheimen zwei Antagonismen, die den Investoren in die Hände spielen: Die selbstlose Pflege eines alten und kranken Menschen, ein zutiefst karitatives Motiv, trifft auf das Kernprinzip des Kapitalismus: die Maximierung des Profits. Weil das kapitalistische Prinzip stärker ist, solange sich niemand beschwert, bedient es sich der Nächstenliebe und nutzt sie für sich. Kaum jemand ist leichter auszunutzen als Pflegerinnen wie Heike Noe. Warum verdient sie nicht mehr Geld? Daran sind viele schuld, Investoren, Heimbetreiber, Politiker. Aber auch Heike Noe selbst.

Im Haus Bachtal haben sich die Bewohner beim Mittagessen versammelt, es gibt Frikadellen mit Buttermöhren. Heike Noe sitzt am Computer und schreibt Pflegeberichte: Sind alle Medikamente verabreicht? Hat jemand Beschwerden? Muss jemand zum Friseur? Um kurz nach 14 Uhr übergibt sie das schnurlose Telefon an den Spätdienst. Bevor sie nach Hause zu ihren Kindern fährt, sagt sie: »Die älteren Herrschaften haben Deutschland wieder aufgebaut. Das Leben, das wir heute führen, dafür haben die gearbeitet.« Es sei ihr ein Bedürfnis, diesen Menschen etwas zurückzugeben. Sie möchte, dass sie in Würde altern und in Würde sterben. Deshalb, sagt Heike Noe, mache sie diesen Job.

Drei Viertel der Pflegekräfte sagen, sie könnten sich nicht vorstellen, ihre Arbeit bis zur Rente durchzuhalten. Weil ihnen der Rücken schmerzt, weil ihnen die Anerkennung oder schlicht die Kraft zum Weitermachen fehlt. Heike Noe sagt: »Ich

arbeite, bis ich hier wohne.« Ein Pflegeplatz im Haus Bachtal kostet bis zu zweieinhalbtausend Euro – und das ist nur der Betrag, den ein Bewohner aus eigener Tasche zahlen muss. Selbst wenn Heike Noe bis zu ihrem 67. Lebensjahr als Pflegerin arbeiten würde, stünde ihr am Ende nur eine gesetzliche Rente zu, die deutlich darunter liegt. Würde Heike Noe zum Pflegefall, müsste sie darauf hoffen, dass jemand sie unterstützt – ihre Familie oder der Staat. Sie selbst könnte den Platz im Heim nicht bezahlen. Dafür verdient sie zu wenig.

* Namen aller Heimbewohner geändert

Der tote Junge im Baum

Mark ist 14, als sein Vater seine Mutter umbringt. Mit 17 lebt er nur noch auf Dächern und Bäumen. Bis er eines Tages tot aufgefunden wird. Wie konnte es so weit kommen? Eine Rekonstruktion.

Von Elisa Britzelmeier, SZ.de/Süddeutsche Zeitung, 12.07.2018

Der Mann war mit dem Hund rausgegangen, es war ein trockener Samstag Ende April. Er ging durch Windberg im Norden von Mönchengladbach, wo sich Gärten an Backstein reihen, vorbei an Mehrfamilienhäusern, vorbei an Reihenhäusern, drei Stockwerke hoch, selten höher. An der Ecke Klagenfurter Straße/Am Steinberg blieb er stehen. Er schaute nach oben, Richtung Himmel, ins Geäst. Es war um die Mittagszeit, und er sah sich dem Tod gegenüber.

Bei der Polizei kam der Einsatz um 12.46 Uhr rein, 29. April 2017, Meldung: Da ist etwas im Baum, vielleicht eine Puppe, womöglich eine Leiche. Die Feuerwehrleute waren zuerst da. Es war keine Puppe.

Auf dem Gehsteig sammelte sich ein Kreis aus Uniformen, Blick nach oben, sechs Polizisten, zwölf Feuerwehrleute, Rettungskräfte, Notarztfahrzeug, Rettungswagen, Drehleiter. Sie schnitten Äste aus der Eibe, um den Toten herauszuholen, ein keilförmiges Loch blieb.

Sie riefen den Bestatter dazu, sie brachten den Toten zum Hauptfriedhof, froren ihn ein, damit er später untersucht werden konnte, um herauszufinden, woran er starb. Wann er starb. Wie lange er schon tot im Baum saß. Wer er überhaupt war.

Gerochen hat man übrigens nichts, sagen die Nachbarn. Der Baum ist nicht hoch, der Tote saß keinen Meter über den Köpfen, aber das reichte. Warum vorher niemand etwas merkte, weiß keiner so genau. Gibt ja schließlich selten Gründe, einen Baum anzustarren, sagen sie hier. Von den Nachbarn kam der erste Hinweis darauf, wer er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sein könnte, sie hatten ihn immer wieder gesehen in der Gegend: Mark, obdachlos, 17 Jahre alt. Eine dieser viel zu jungen, merkwürdigen Gestalten, die auf der Straße gelandet sind.

Sie hatten ihn am Spielplatz gesehen, bei den Schrebergärten oder vor der Bäckerei, wo eine Bank vor der Tür steht. Sie hatten ihn schräg gegenüber beim Gesundheitsamt auf der Treppe sitzen sehen, oder gleich auf dem Dach, ein Flachdach, ein guter Schlafplatz. Sie hatten ihn ein paar Straßen weiter gesehen, einmal zwischen Pappkartons in der Papiertonne, dann auf dem Dach der Tankstelle, über dem blauen Streifen: Aral. Alles super.

Sommer wie Winter hatte Mark seinen Rucksack dabei und trug mehrere Schichten übereinander, fast immer einen Kapuzenpulli. Weil er die Kapuze gern ins Gesicht zog, sprach nach seinem Tod jemand mal vom "Kapuzenjungen", der Name ging durch die Medien, auch wenn die wenigsten in Windberg ihn wirklich so nennen. Mit dem Loch im Baum blieben die Fragen. Sollte man nicht öfter etwas genauer hinschauen? Oder: Muss man akzeptieren, dass man nicht alle retten kann?

Meistens war Mark allein. Er schlief auf Dächern, er schlief auf Bäumen. Er hielt es in geschlossenen Räumen nicht aus, er hielt vieles nicht aus, was einem normal scheint, wenn man sich noch nie gefragt hat, was das genau bedeutet, normal.

Die Eibe, in der er gefunden wurde, steht am Rand eines Privatgrundstücks, sie ist auch im Winter ein gutes Versteck. Immergrün, dichte Nadeln. Es reicht, wenn man auf einen Stromkasten steigt und sich dann hochzieht, noch ein Griff und man verschwindet im Baum, der über den Gehsteig ragt. Alle paar Sekunden fährt ein Auto vorbei. Mark befestigte sich mit Seilen in den Ästen, um im Schlaf nicht runterzufallen.

Als die Feuerwehr ihn aus dem Baum schnitt, war Mark schon drei Monate tot.

Eine Obduktion kann viele Fragen beantworten, auch nach so langer Zeit noch, auch wenn ein Mensch nur noch zwanzig, dreißig Kilo wiegt und kaum mehr Gewebe übrig ist, das untersucht werden kann. Rechtsmediziner sehen sich Zähne und Knochen an, manchmal können sie Verletzungen noch erkennen, den Todeszeitpunkt bestimmen, manchmal die Ursache. Bei Mark ließ sich nicht mehr klären, woran er starb. Er könnte

erfrozen sein oder an einer Vergiftung gestorben, an Alkohol, Drogen oder auch am Gift der Eibe.

Die Medizin kann viele Fragen beantworten und doch wenige. Mit DNA-Spuren ließ sich Marks Identität feststellen, aber nicht, wer er war. Nicht, wie sein Weg in den Baum führte. Die Medizin kann vor allem die eine, große Frage nicht beantworten, die immer gestellt wird, wenn jemand zu früh stirbt, bei jeder Krankheit, jedem Mord, jedem Amoklauf, jedem Terroranschlag: Warum?

Hätte man das nicht verhindern können? Hätte man nicht früher etwas bemerken, etwas tun können?

Wohin mit der eigenen Hilflosigkeit?

Marks Weg in den Baum beginnt in Rheindahlen, einem Stadtteil wie ein Dorf. Wer an seinem Baum startet, nimmt drei Busse, es geht zehn Kilometer Richtung Süden und drei Jahre in die Vergangenheit. Der letzte Bus fährt vorbei an Wiesen und am Borussia-Park, dem Stadion des Fußballvereins, der Mönchengladbach berühmt gemacht hat. So berühmt, dass fast jedes deutsche Kind die Stadt kennt, obwohl hier nur 270 000 Menschen leben.

Rheindahlen, 17 000 Menschen, kennen die wenigsten. Hier hat Athanassios Angelis sein Büro. Er ist ein kleiner, schlanker Mann mit kurzen Haaren, das Gesicht kantig und gebräunt. Zum Hemd trägt Angelis Jeans, er ist Versicherungsvertreter und Raucher, beides hört man seiner Stimme an. Sein Büro hat zwei Räume, Fensterfront zur Straße. Es liegt schräg gegenüber der Wohnung, die einmal Marks Zuhause war. Bis zum 24. Januar 2014.

Ein Freitag, kurz nach 9 Uhr morgens, Angelis, damals 51, ist später dran als sonst. Auf dem Weg zur Arbeit freut er sich aufs Wochenende, freitags ist immer mittags Schluss, wer bis dahin sein Geld nicht verdient hat, macht was falsch, findet Athanassios Angelis. Er ist fast angekommen, als das Handy klingelt. Sein Mitarbeiter ist dran: Chef, schnell, hier ist was Schlimmes passiert.

Sein Chef ist der zweite, dem Tobias Nix an diesem Morgen Bescheid sagt, gleich nach der Polizei. Nix ist damals 26 Jahre alt, in der Ausbildung, als erster im Büro. Als das Schlimme passiert, telefoniert er gerade. Er hört die Tür im Nebenzimmer, schaut

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nach, kein Kunde, nein, da steht ein Junge, das Gesicht verzerrt, in Panik. Trotz Kälte trägt er nur Jogginghose und T-Shirt, erst hält Nix es für ein rotes T-Shirt, bis er merkt, dass es voller Blut ist, dann riecht er es auch, leicht rostig, leicht nach Eisen. Der Junge drückt die Tür hinter sich zu, umklammert den Griff, ruft, erst unverständlich, dann deutlicher: Mein Vater will mich umbringen!

Nix bringt ihn in die Bürotoilette, setz' dich, er drückt ihm ein Handtuch auf die Brust, will die Blutung stoppen, was ist denn passiert? Mark kauert sich auf dem Klo zusammen, Nix versucht, ihn zu beruhigen, so findet Athanassios Angelis die beiden. Wenn er heute davon erzählt, macht er Marks Haltung nach, zieht auf seinem Bürostuhl Arme und Beine an, wie ein Baby im Mutterleib.

Athanassios Angelis sagt immer "der Junge", wenn er Mark meint. Wer bist du, fragt er, wo wohnst du, und der Junge nur, immer wieder: Mein Vater sticht meine Mutter ab. Dass es Mark ist, der Junge von gegenüber, wird Angelis erst klar, als er das Blaulicht durchs Fenster sieht und die Polizei drüben vorfährt. Der Vater läuft den Polizisten entgegen, in einer Hand ein Messer, in der anderen ein Beil, sie rufen, er reagiert nicht, sie sprühen Pfefferspray, er bleibt stehen. Am Ende schießen sie, drei Schüsse in den Unterkörper.

Vor Gericht wird Mark später beschreiben, was passiert ist: Wie er seine halbseitig gelähmte Mutter, die sich an diesem Morgen nicht wohl fühlt, ins Krankenhaus begleiten will. Dass seine jüngere Schwester nicht zu Hause ist, und dass der Vater die Nacht zuvor im Keller in der Hollywoodschaukel geschlafen hat, wie so oft, wenn er getrunken hat. Wenn der Vater betrunken ist, gibt es Streit. Wenn er morgens wieder in die Wohnung kommt, folgt die Versöhnung. So hat sich der Vater das wohl auch an diesem Morgen vorgestellt. Doch die Mutter will nicht mehr. Sie will, dass er sie in Ruhe lässt. Raus, raus, raus, ruft sie, und Mark sagt: Lass doch, der tut doch nichts.

Der Vater versucht, sich der Mutter zu nähern, sie sagt: Geh weg. Doch der Vater geht nicht weg, er hält sie fest, sagt, dass er sie noch liebt, und Mark findet, dass er traurig wirkt dabei. Ob sie ihn denn nicht auch noch liebt, fragt der Vater. Nein, sagt sie, ich hasse dich. Lass mich los. Sie schlägt ihm mit einem Schlüssel gegen die Lippe, ganz leicht nur, aber sie schafft es, sich aus seinem Griff zu befreien und rüber ins

Elternschlafzimmer zu gehen. Mark will ein weiteres Mal vermitteln, er redet mit dem Vater. Der reagiert nicht. Steht einfach da. Starrt in die Luft. Dann läuft er in die Küche und holt ein Messer.

33 Stiche werden später am Körper von Dorothee S. gezählt. Mark versucht noch, ihr zu helfen, springt den Vater von hinten an. Er ist mit seinen 14 Jahren ein bisschen größer, aber nicht stark genug. Der Vater schleudert ihn weg und sticht auch auf ihn ein. Er trifft ihn im Brustkorb, zweimal, und mehrmals an den Armen. Als Mark ihm das Messer aus der Hand schlägt, raus auf die Straße rennt, rüber in die Versicherung, elf Schritte, vier Stufen, liegt die Mutter schon reglos auf dem Boden.

Athanassios Angelis öffnet die Tür zu der Toilette, in der Mark kauerte. Ein enger Raum, der heute nach zitroniger Sauberkeit riecht, damals hat Angelis die weißen Fliesen stundenlang geschrubbt. Er deutet auf die zwei Stellen, an denen die Bürowand ein wenig weißer ist, dort, wo er die Blutspuren überstrichen hat, er zeigt das alles und setzt sich hin und sagt, dass er gut abgeschlossen hat mit der Sache. Man spürt, was ihn damals am meisten mitnahm, war nicht der Schock, es war die Hilflosigkeit danach.

Es ist ja auch schwer vorstellbar: Da hat man das Blut von jemandem an den Fliesen kleben, und der ist einfach weg. Angelis hätte den Jungen gern im Krankenhaus besucht. Er erkundigt sich bei der Kripo, beim Jugendamt, wiederholt heißt es: Dem Jungen geht es gut, aber belassen Sie es dabei. Er würde weiteren Kontakt nicht verkraften.

Mark überlebt den Angriff seines Vaters nur knapp. Ein Zentimeter weiter rechts, zwei Zentimeter tiefer, und die Stiche wären tödlich gewesen. Neben den Ärzten und Pflegekräften betreut ihn auch der Krankenhauspfarrer. Gemeinsam beerdigen sie die Mutter.

Nach zwei Wochen soll Mark die Klinik verlassen. Doch wohin? Er hat zwei erwachsene Geschwister, auch Verwandte gibt es, aber niemand ist in der Lage, ihn und seine Schwester aufzunehmen. Schließlich ziehen beide in ein Kinderheim, das Jugendhaus Am Steinberg, ein Klotz mit bunter Schrift am Eingang und einer Pforte wie im Krankenhaus. Es steht in der Straße, in der Mark später seinen Baum finden wird.

Anfang August beginnt der Prozess. Ende August sagt Mark gegen den Vater aus. Sie begegnen sich nicht, verbunden sind sie nur per Kamera. Manfred S., 54, trägt die Haare in einem strähnigen Zopf, er sitzt zusammengefallen auf seinem Platz, wie ein Ballon, aus dem die Luft raus ist. Er ist seit Jahren arbeitsunfähig, trinkt, pöbelt fremde Leute an, schreit seine Frau an, sie schreit zurück. Vor Gericht sagt er kein Wort. Er hat schon einmal zum Messer gegriffen, mit Anfang zwanzig, als seine damalige Freundin sich von ihm trennen wollte. Weil jedem Verurteilten zusteht, dass seine Taten ihn nach dreißig Jahren nicht mehr verfolgen, ist dieser Angriff kein Thema mehr.

Am Ende wird Manfred S. erneut verurteilt, wegen Totschlags. Er habe im Affekt gehandelt. Was die Tat ausgelöst haben soll: dass Dorothee S. sich trennen wollte. Zwölf Jahre Haft. Es geht vor Gericht wenig darum, dass die Familie längst bekannt war bei der Polizei, und noch weniger darum, ob die das auch dem Jugendamt hätte mitteilen müssen. Die Gewalt, der Alkohol, all das ist wichtig, um Marks Weg in den Baum zu verstehen. Er wächst damit auf, dass immer wieder die Polizei anrückt wegen Ruhestörung, wegen häuslicher Gewalt. Immer wieder verspricht der Vater, nun Ruhe zu geben. Geschlagen habe der Vater die Mutter nur, wenn die Kinder es nicht mitbekämen, sagt Mark vor Gericht.

Normalerweise würde die Polizei nach einem solchen Einsatz dem Jugendamt Bescheid sagen, auch wenn die Kinder, wie Mark, nicht mehr ganz so klein sind. Bei Familie S. ist das nie passiert. Warum, kann die Polizei heute nicht mehr sagen. Anrufe und Mails dazu bleiben unbeantwortet.

Normalerweise würde die Polizei in so einem Fall ein Fax an Bernd Sperling schicken. Seine Mitarbeiter würden sich die Familie genauer anschauen. Bernd Sperling ist der Leiter der Sozialarbeiter der Stadt, ein leiser, nachdenklicher Mann, seit Jahren bei der Stadt Mönchengladbach, und jahrelang für Mark zuständig. Er sagt: "Wenn wir es gewusst hätten, hätten wir unmittelbar gehandelt." Die Mundwinkel hängen tief in dem runden Gesicht, seine Stimme wird noch ein bisschen leiser und nachdenklicher. "Aber wir haben es nicht gewusst."

Es ist das erste Mal, dass Sperling direkt über Marks Geschichte spricht. Nach wiederholten Anfragen hat er sich zusammen mit Klaus Röttgen, dem Leiter des Jugendamts, zu einem Gespräch bereiterklärt. Da sitzen die beiden Männer nun an den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Enden eines Glastischs in Röttgens Büro, Stadtverwaltung, zweiter Stock, der eine breit und im Kurzarmhemd, der andere schmal und im Polo hemd, und versuchen zu erklären, was passiert ist. Es ist keine leichte Aufgabe, weil es viel zu erklären gibt. Und weil das Jugendamt in der öffentlichen Wahrnehmung schnell der Schuldige ist.

Es hat anderswo genug Fälle von vernachlässigten, verhungerten, misshandelten Kindern gegeben, oft steht das Jugendamt zu recht schlecht da. Aber was, wenn es nicht so einfach ist mit den Erklärungen? Klaus Röttgen und Bernd Sperling sind als Sozialarbeiter gewöhnt, dass die Dinge selten einfach sind. Was komplex ist, darf auch in ihren Erklärungen komplex bleiben. In Marks Geschichte ist vieles komplex.

Elf Tage, bevor der Vater die Mutter ersticht, erwirkt sie beim Familiengericht, dass er die Wohnung verlassen muss. Kurz darauf nimmt sie den Antrag zurück. Zwei Tage, bevor der Vater die Mutter ersticht, erfährt das Jugendamt von den Problemen. Beide sitzen gemeinsam vor der Sachbearbeiterin: So ein Streit komme nun einmal vor in vielen Jahren Ehe. Aber man habe sich wieder vertragen.

Man weiß, dass es meistens die Männer sind, die schlagen und töten. Was nicht in Studien erfasst wird: wie die Kinder das miterleben. Und wie oft sie selbst verletzt werden. In Großbritannien werden solche Fälle im Nachhinein auf Fehler untersucht. Dabei zeigt sich: Oft arbeiten Polizei und Jugendamt nicht richtig zusammen. Klaus Röttgen und Bernd Sperling im Jugendamtsbüro in Mönchengladbach sagen: Die Zusammenarbeit mit der Polizei funktioniert insgesamt sehr gut.

Hätte man das nicht verhindern können? Hätte man nicht früher etwas bemerken, etwas tun können? Wäre Mark dann vielleicht nicht im Baum gelandet? Nachbarn aus Rheindahlen sagen, sie hätten immer damit gerechnet, dass Marks Vater eines Tages ausraste. Eine tickende Zeitbombe sei der gewesen.

Nicole etwa, die jahrelang um die Ecke wohnte und in dieser Geschichte lieber nicht mit ihrem Nachnamen vorkommen möchte. Nicole ist 41, hat kinnlange schwarze Haare und trägt Nasenstecker und Blümchenbluse zur schwarzen Lederjacke, für ein Treffen schlägt sie den Kaufhof in der Innenstadt vor, und dann erzählt sie von ihrer alten Nachbarschaft: Familie S. war nie dabei, wenn die Nachbarn zusammensaßen. Nur auf dem Spielplatz, auf den Bänken am Rand, da sah man die Mutter. Viel sagte sie

nicht. Eine liebevolle Frau, die ihre Kinder ordentlich anzog und versuchte, ihnen Wünsche zu erfüllen, so hat Nicole sie in Erinnerung. Vielleicht hätte sie mehr Hilfe gebraucht, glaubt sie, vielleicht hätte einfach ab und an mal jemand von den Behörden vorbeischauchen müssen.

Es hätte viele Möglichkeiten gegeben, aber kein Hilfsangebot hat die Familie erreicht. Nicole macht dem Jugendamt schwere Vorwürfe. Vor allem, seit sie weiß, wie es weiterging mit Mark. Die Polizei habe sie damals jedenfalls immer wieder gerufen, sie weiß schon gar nicht mehr, wie oft. Und das Jugendamt? Es hieß, man wisse Bescheid, sagt sie. Bernd Sperling im Büro des Jugendamtschefs sagt: "Das 'man' ist das Problem." Das Jugendamt jedenfalls habe es nicht gewusst. Von Nachbarn habe es keine Hinweise gegeben. In der Schule fielen die Kinder nicht groß auf.

Hätte man es wirklich kommen sehen müssen? Das Vertrackte an der menschlichen Urteilskraft ist ja: Im Nachhinein weiß man immer alles besser. Doch auf die Erinnerung ist kein Verlass. Weil das Ereignis, von dem man überrascht wurde, keine Überraschung mehr ist, überschätzen Menschen zuverlässig die Möglichkeit, dass sie es vorhersehen hätten können. Rückschaufehler nennen Psychologen das Phänomen. Aber was spricht schon dagegen, wenn jemand mal genauer hinschaut?

Wie es weitergeht mit Mark, ist erst einmal eine Herausforderung allein für die Behörden. Seit dem Tod der Mutter ist das Jugendamt für ihn zuständig. Noch am selben Tag finden Bernd Sperling und seine Mitarbeiter die Unterbringung im Heim, sie sitzen zusammen und beratschlagen über Mark, wie sie es noch oft tun werden. Schon vor der Tat soll Mark nicht immer einfach gewesen sein. Ein blasser, schüchterner Junge im Kapuzenpulli, der sich für Sportwagen interessiert und auch dann noch mit dem Kettcar über den Spielplatz brettet, als er dafür eigentlich schon zu alt ist, so erinnern sich Nachbarn wie Nicole. Aber auch einer, der andere schnell mal beschimpft, der aneckt, und der sowieso schief angeschaut wird, weil seine Klamotten immer ein wenig älter aussehen als die der anderen in der Schule.

Nach der Tat ist er noch immer blass und schmal, nur die Haare trägt er jetzt länger, später werden sie ihm hell ins Gesicht hängen, das immer so jung wirkt. Aber vorher und nachher, das sind zwei Welten. In der Schule ist er jetzt der Sohn eines Mörders. Im Jugendheim provoziert er, die anderen Bewohner, die Betreuer. Einmal, als

er sich bedroht fühlt, schnappt er sich ein Messer, um sich zu verteidigen. Was mit Mark los ist, hält eine Kinder- und Jugendpsychiaterin damals in zwei Worten fest, die alles enthalten und doch eigentlich nichts, Worte wie eine Schrankwand: posttraumatische Belastungsstörung. Mark kann nicht über das sprechen, was passiert ist. Mal stellt er eine Frage, dann bricht er sofort wieder ab. Eines bleibt, der Vorwurf an sich selbst: Seine Mutter ist tot, und er hat es nicht geschafft, sie zu retten.

Jugendliche treffen die Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung oft mit besonders viel Wucht, sagen Experten. Das Durcheinander der Pubertät mischt sich mit dem Durcheinander des Erlebten. Wer man ist, wie man sich findet, das sind Fragen, die in dem Alter alle beschäftigen. Mit Trauma werden sie noch heftiger. Mark wechselt immer wieder die Gruppe im Kinderheim, bis er eine findet, die passt. Wenn er allein sein will, darf er allein sein. Der Alltag strengt ihn an. Ein Trauma fühlt sich so an, sagen Experten: Ein Geräusch reicht, und schon wird das, was passiert ist, wieder erlebt. Als würde es im Moment passieren, als läge es gar nicht in der Vergangenheit.

Viele Betroffene verdrängen das Erlebte. Schlafen ist schwierig, Träume kommen immer wieder, und ein Gefühl von Taubheit bestimmt alles. In die Schule geht Mark so gut wie gar nicht mehr. Die Schulleitung und seine Betreuer einigen sich darauf, dass er nur kurze Zeit da sein muss, und dass ihm kein Verfahren wegen Verletzung der Schulpflicht droht, wenn er nicht einmal das schafft.

Irgendwann findet Mark Freunde im Heim. Ein Junge ist dabei, etwas jünger als er, beide mögen die gleichen Rapper. Ihm vertraut er sich an. Er hat ihm alles erzählt, alle Einzelheiten, schreibt der Freund heute per Facebook-Nachricht. Nur er habe gewusst, wie es Mark wirklich ging. Mehr will er nicht erzählen. So wie viele Menschen, die Mark in den letzten Jahren seines Lebens kannten. Kaum meint man, sich Mark zu nähern in solchen Gesprächen, schon entzieht er sich, auch nach seinem Tod noch.

Im Heim gilt Mark als schwierig. Nach etwa einem Jahr, im Februar 2015, kommt ein weiterer Schlag: Der Vater stirbt. Seine Tat hat er nie erklärt.

Für Mark wird alles eher schwieriger als besser, er findet sich mit den anderen nicht zurecht, er rastet immer wieder aus. Irgendwann sagt er, dass er geschlossene

Räume nicht aushält. Dass er Menschen nicht mehr aushält. Er vermisst seine Mutter. Ende Mai beschließt das Jugendhaus, dass es reicht. Ein Zusammenleben mit anderen ist nicht mehr möglich. Wie geht man mit Jugendlichen um, die Opfer sind und Täter werden? Mark soll in eine geschlossene Einrichtung kommen. Aber er will nicht. In der ersten Zeit im Jugendhaus war er immer wieder bei einer Therapeutin, doch irgendwann hört er damit auf.

Bevor über die Tat gesprochen werden kann, sagen Therapeuten, muss Vertrauen aufgebaut werden, muss vielleicht erst eine Art Alltag da sein. Therapie ist kein Handauflegen, es funktioniert nicht ohne jemanden, der das wirklich will. Der richtige Zeitpunkt, um über das Trauma zu reden, ist entscheidend, und dass es freiwillig passiert. Was, wenn dieser Zeitpunkt nie kommt?

Der richterliche Beschluss liegt schon vor: Zwangsweise Unterbringung in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie. Doch als Mark dort untersucht wird, lehnt die Klinik ihn ab. Keine akute Selbst- und Fremdgefährdung, heißt es. Stattdessen wird Mark in die Pädagogische Ambulanz gebracht, eine Einrichtung, die sich darauf spezialisiert hat, rund um die Uhr Jugendlichen in akuten Krisen zu helfen. Mark könnte hier auch für kurze Zeit wohnen. Aber er geht, noch am selben Tag.

Wie hilft man jemandem, der sich nicht helfen lassen will?

Ein Gutachter bestätigt dem Jugendamt: Man hätte Mark wohl stationär in der Psychiatrie nicht helfen können. Dazu hätte er "wiederholt fixiert werden" müssen, man hätte ihm "möglicherweise Medikamente zur Ruhigstellung" geben müssen, auch gegen seinen Willen. Bernd Sperling sagt: "Damit hätten wir Mark Gewalt angetan."

Die Verantwortlichen entscheiden, Mark seine Freiheit zu lassen. So beginnt im Sommer 2015 sein Leben auf der Straße.

Es ist Juli. Streetworker treffen ihn, feste Uhrzeit, fester Tag, vier, fünf Mal die Woche, es klappt nicht immer. Sie zahlen ihm sein Geld aus und geben ihm Essen. Mal nimmt er das Angebot an und wäscht sich, mal nicht. Es gibt Tage, da lässt er einen seiner drei Betreuer an sich heran, redet, scheint Vertrauen aufzubauen, gar Nähe. Dann bricht er wieder alles ab. Wirklich weit weg bewegt er sich nie, er bleibt in Windberg,

nahe dem Heim, nahe seiner Schwester, in den Bäumen und auf den Dächern, dort, wo er die Dinge überblicken kann. Wo er weit weg ist von allem, was sich eng anfühlt.

Den Freund aus dem Jugendheim trifft Mark auch noch, als er schon auf der Straße lebt. Dessen Mutter bietet Mark an, dass er zu ihnen ziehen könnte. Aber Mark will nicht. Der Freund hat das bis heute nicht verstanden. Er findet: Vielleicht hätte es Mark doch gut getan, hätte man ihn zwangsweise in der Psychiatrie festgehalten. Es gibt auch Pädagogen, die so etwas befürworten. Es sind wenige.

Bernd Sperling hält diese Art von Zwang langfristig für absolut fragwürdig, genauso wie alle Ärzte und Psychiater, die ihn beraten. Jugendamtsleiter Klaus Röttgen sagt, entscheidende Bedeutung haben die Bezugspersonen in den ersten sechs Lebensjahren. Er würde das nicht so vereinfacht formulieren, aber letztlich geht es darum: Die Verantwortung liegt zuerst bei den Eltern. Das Jugendamt kann am Ende nur korrigieren, was in den ersten Jahren schief lief. Was, wenn es zu spät ist? Auf Facebook schreibt nach Marks Tod jemand: "Was er gebraucht hätte, lag auf der Hand." Wenn man Klaus Röttgen das vorliest, sagt er, schnell und scharf: "Was denn? Was hätte er gebraucht?"

Mark stiehlt Essen, Mark stiehlt ein Handy. Er bedroht die Besitzer, die es zurückhaben wollen. Er bricht in Schuppen ein, er bricht in Garagen ein, in Sporthallen und Geschäfte. Im September 2016 wird Haftbefehl gegen ihn erlassen. Er kommt in Untersuchungshaft. Wieder geschlossene Räume, wieder Enge, wieder Zwang, wieder Ausgeliefertsein. Er hält es kaum aus. Im November das Urteil: Ein Jahr und sechs Monate Jugendstrafe. Zur Bewährung, immerhin. Mark darf raus. Die Auflage: Er soll sich um einen Therapieplatz kümmern, und er soll in die Pädagogische Ambulanz ziehen. Mark will nicht.

War Mark je auf einem guten Weg? War er nah dran, ein selbstständiges Leben zu führen? Eines mit Schule, Arbeit, Alltag, Regeln? Bernd Sperling, Stadtverwaltung, zweiter Stock, sagt: Nein. Er hatte den Eindruck, dass Mark in seiner Welt gefangen war. Sperling faltet die Hände zusammen, er schaut zum Fenster, auf einen Baum, ausgerechnet. Damals machte er sich allergrößte Sorgen, damals hätte er das nicht so gesehen, aber heute, ein Jahr danach, denkt er bei aller Traurigkeit: Mark hat sein Leben gelebt, so wie es ihm möglich war.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mark schläft auf Dächern, Mark schläft auf Bäumen, Mark nimmt Drogen. Er wird schwächer, er sieht bald auch aus wie einer, der schon lange auf der Straße lebt. Mit anderen Obdachlosen hat er nichts zu tun.

Es wird Winter. Ein einziges Mal wird er bei einer Verteilaktion am Hauptbahnhof gesehen, wo es dicke Jacken gibt. Eine Nachbarin sieht, wie er auf einem Spielplatz, nicht weit von seinem Baum, Joghurt mit den Fingern isst. Einmal wirft er Steinchen gegen ihr Fenster, erst hält sie es für Provokation. Nach seinem Tod wird sie sagen: Es war ein Hilferuf.

Es wird Dezember, es wird Januar. 17 Termine in der Psychiatrie lässt Mark verstreichen.

Wann kann jemand für sich selbst entscheiden?

Im Januar soll er doch wieder in Haft: Verstoß gegen die Bewährungsaufgaben. Mark ist unauffindbar.

Wann ist man erwachsen?

Noch sieben Monate bis zu seinem 18. Geburtstag.

Was bedeutet Freiheit?

Es wird Mitte Januar. Die Polizei greift ihn auf. Im Präsidium sitzt ein Kreis von Leuten um Mark herum, Polizisten, Sozialarbeiter, sie wollen ihn davon überzeugen, drinnen zu schlafen: Mensch Mark, was können wir tun? Es ist kalt.

Ein Auto kommt, es soll ihn in eine Unterkunft bringen. Mark geht darauf zu, daran vorbei und zügig weg. Seine Betreuer sehen ihn nie wieder.

Ende Januar klettert er ein letztes Mal in seinen Baum.

Wer Mark heute sucht, findet ihn in der hintersten Reihe. Ein Friedhof mit gepflasterten Wegen und einer Aussegnungshalle aus Siebzigerjahrebeton. Das Grab ist mit Buchsbaum begrenzt, ein Rosenstock ragt hinein, er duftet im Sommer. Ein schwarzer Grabstein in Herzform, darauf kein Geburtsdatum, kein Sterbedatum, einfach nur: Mark. Dahinter ein zweiter Stein, auch schwarz, kein Geburtstag, kein Todestag, nur ein Name. Es ist der Name seiner Mutter.

Sorry

Das deutsche Rettungsschiff "Lifeline" nimmt im Mittelmeer 234 Flüchtlinge an Bord. Der Kapitän versucht tagelang vergebens, die Menschen an Land zu bringen. Was er in dieser Zeit erlebt, könnte zum Sinnbild für das Scheitern Europas in der Flüchtlingskrise werden.

Von Özlem Gezer, Claas Relotius, Felix Hutt, Timofey Neshitov, Der Spiegel,
07.07.2018

An einem Donnerstagmorgen Anfang Juli, nach Wochen, in denen fast 700 Flüchtlinge im Mittelmeer ertrunken sind, betritt ein Mann, der gerade das Leben von 234 Menschen gerettet hat, das Gericht der maltesischen Hafenstadt Valletta, um sich dafür zu verantworten. Der Mann, sein Name ist Claus-Peter Reisch, 57 Jahre alt, blondes Haar, runder Bauch, trägt einen Anzug und Plastikschuhe, die er sich extra für diesen Tag gekauft hat. Er betritt den Saal 24 im dritten Stock, einen kleinen Raum mit drei Holzbänken. Auf dem Richterpult, bezogen mit grünem Leder, steht ein Kruzifix.

Es ist 11.30 Uhr, draußen brennt die Sonne, die Stadt ist von Touristen bevölkert. Claus-Peter Reisch nimmt Platz auf der vordersten Bank links, neben ihm setzt sich eine Dolmetscherin. Dem deutschen Kapitän wird vorgeworfen, mit einem falsch registrierten Schiff im maltesischen Küstenmeer gefahren zu sein. Sein Schiff, es trägt den Namen "Lifeline", gehört einem deutschen Verein, aber es fuhr unter niederländischer Flagge. Claus-Peter Reisch, wohnhaft in Landsberg am Lech, droht jetzt eine Geldstrafe oder, wenn das Gericht seine Schuld voll anerkennt, ein Jahr Gefängnis.

Der Fall "Pulizija vs. Claus-Peter Reisch", könnte, auf den ersten Blick, einer jener unzähligen Fälle sein, die Woche für Woche vor Gerichten verhandelt werden. Er ist aber, tatsächlich, eine der eindrucklichsten Erzählungen, die Europa derzeit von sich selbst anzubieten hat. Er handelt, im Großen, von dem Unvermögen eines

Kontinents, mit Flüchtlingen umzugehen. Er spielt in einer Woche, in der Europas Staatschefs zu eilig einberufenen Gipfeltreffen reisen, um Durchbrüche in der Migrationsfrage herzustellen. Um dann so planlos abzureisen, wie sie gekommen sind.

Der Fall handelt, im Kleinen, von einem Mann, der hinausfuhr, um Flüchtlinge zu retten, und dessen Schiff sieben Tage lang über das Mittelmeer irrte, weil ihm kein Staat die Geretteten abnehmen wollte. Das Schiff, auf dem sich dieser Fall abspielt, wird in den Tagen seiner Fahrt weltweit zum Symbol humanitären Handelns. Im selben Maß aber kann es auch als Chiffre benutzt werden, um ein Europa zu beschreiben, das nicht in der Lage ist, die Flüchtlingskrise zu lösen.

Nicht alles, was an Bord der "Lifeline" geschehen ist, was auf dem Meer und in den anliegenden Staaten verhandelt wurde, lässt sich mit Genauigkeit nacherzählen. Aber man kann Claus-Peter Reisch, den Kapitän, der bis zum Urteil unter Auflagen auf freiem Fuß ist, in Valletta treffen, wo er in vielen Gesprächen von seiner Fahrt berichtet. Man kann mit seinen Kollegen von dem Rettungsverein sprechen, die während dieser Tage an Land Kontakt zu ihm gehalten haben. Anfragen an das Auswärtige Amt zu konkreten Verhandlungsabläufen mit der "Lifeline" bleiben unbeantwortet, aber es gibt, seitenweise, Unterlagen über die Kommunikation an Bord. E-Mails, Funksprüche, Logbücher. Dies alles zusammengenommen macht es möglich, einen detailgetreuen Einblick in die Irrfahrt der "Lifeline" zu bekommen.

Es ist der Morgen des 13. Juni, gut zweieinhalb Wochen zuvor, als Claus-Peter Reisch gemeinsam mit 17 Crew-Mitgliedern im Hafen von Valletta, drei Kilometer entfernt vom Gerichtsgebäude, ablegt und zu einer Patrouillenfahrt über das Mittelmeer aufbricht. Der Wind ist stabil, Stärke zwei, flache Wellen umschäumen den Bug des Schiffes, gut 32 Meter lang, knapp 8 Meter breit, vor 50 Jahren als Fischkutter in Aberdeen erbaut.

Die "Lifeline" ist seit knapp einem Jahr im Besitz der Dresdner Seenotrettung "Mission Lifeline", eines Rettungsvereins, der sich im Jahr 2015 gegründet hat. Claus-Peter Reisch, ein ausgebildeter Kfz-Mechaniker, leidenschaftlicher Segler, erst seit 14 Monaten als Rettungskapitän im Einsatz, hat das Kommando. Seine Crew ist jung.

Viele Frauen und Männer der Besatzung sind noch keine 30 Jahre alt, einige sind Rentner, manche haben schon ein Dutzend Seerettungsmissionen hinter sich.

Die ersten Tage, so vermerken sie im Logbuch der "Lifeline", verlaufen planmäßig und überwiegend ruhig. Essen, schlafen, "Mann über Bord"-Training. Sie fahren 24 Seemeilen am Tag, patrouillieren die libysche Küste auf und ab. Ein paarmal rufen Handelsschiffe die "Lifeline" zu Hilfe, um Flüchtlinge, die in Booten auf dem Meer treiben, an Bord der Frachter zu bringen. Die "Lifeline" ist ein "first responder", sie ist ausgerüstet, Flüchtlinge in Not aufzunehmen und schnell an größere Schiffe zu übergeben. Die Flüchtlinge über Tage hinweg zu versorgen, darauf ist sie nicht vorbereitet, das hat die Crew noch nie gemacht.

21. Juni, die Nacht der Bergung

Die "Lifeline" fährt an Libyens Hauptstadt Tripolis vorbei, nördlich der Küste von Garabulli, dem Hauptabfahrtsort der Schlepper. Es ist halb vier Uhr am Morgen, die See liegt glatt, die "Lifeline" driftet leicht, der Motor ist aus, Kapitän Reisch schläft seit zwei Stunden in seiner Kabine unter der Brücke, da tauchen auf dem Schiffsradar drei kleine Punkte auf. Die Wache beschließt, den Kapitän zu wecken.

Die Punkte, im Logbuch eingetragen als "unidentifizierte Ziele", könnten Fischerboote oder große Bojen sein, aber in diesem Gebiet, das weiß Reisch aus Erfahrung, sind es sehr häufig Flüchtlingsboote. Der Kapitän zieht seine Shorts an, tritt an Deck und sieht durchs Fernglas, der "Lifeline" nur 500 Meter voraus, ein Schlauchboot in der Dunkelheit. Es fährt plötzlich einen Bogen, weg von der Küste, weg von der "Lifeline". Die Flüchtlinge, begreift Reisch, fliehen vor seinem Rettungsschiff.

Er kennt diese Manöver. Der Himmel leuchtet sternenklar, aber über dem Wasser ist es finster, aus der Ferne könnte die "Lifeline" aussehen wie ein Schiff der libyschen Küstenwache. Die, so geht das Gerücht, nicht nur in Libyen, fängt Flüchtlingsboote ab und verkauft die Insassen an Menschenhändler. 100 Dollar pro Kopf, so hat auch Reisch einmal gehört, sei ein Leben in Libyen wert.

Der Kapitän ordnet an, zwei Rettungsboote, genannt "Christa" und "Hülse", zu Wasser zu lassen, um das Schlauchboot einzuholen. Crew-Mitglieder, die sich den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Flüchtlingen auf der "Christa" nähern, erkennen darin mehr als hundert Menschen, die eng nebeneinander sitzen. Die Crew ruft ihnen zu, dass sie keine Angst haben müssten, ein Mann der Crew schreit: "Hello, we are from Europe!" Schließlich hält das Schlauchboot an.

Reisch tippt in sein Bord-Tablet, um die Seenotrettungsleitstelle in Rom, eine Koordinierungsstelle der italienischen Küstenwache, zu informieren.

Logbuch, 05.57 Uhr, E-Mail an die italienische Seenotrettungsleitstelle:

"Wir haben Kontakt zu einem Schlauchboot auf Position 33° 07 N, 13° 47 E. Schätzungsweise 120 Passagiere, inklusive einer Frau und mindestens eines Neugeborenen. Boot ist überfüllt und in sehr instabiler Lage. Einer Kammer könnte die Luft ausgehen, wir überprüfen das. Es scheint notwendig, das Schlauchboot umgehend zu evakuieren."

Die Crew der "Lifeline" verteilt Schwimmwesten und holt, im Rettungsboot "Christa", zunächst eine Mutter und ihr Kind an Bord; dann, ohne eine Antwort aus Rom abzuwarten, auch alle anderen Flüchtlinge. Eine halbe Stunde später, die Sonne ist gerade aufgegangen, sitzen oder liegen die Menschen an Deck der "Lifeline". Reisch blickt in erschöpfte Gesichter, er sieht dehydrierte Männer, die sich nicht mehr aufrecht halten können, die meisten haben Krätze. Reisch hat keine Zeit, mit ihnen zu sprechen, auf seinem Tablet geht eine Nachricht ein.

Logbuch, 06.38 Uhr, E-Mail der italienischen Küstenwache:

"Dear Sir, Ihre E-Mail betreffend informieren wir Sie, dass die libysche Küstenwache die Koordination für SAR-Fall 448 übernimmt."

Das Kürzel SAR steht für Search and Rescue, aber Reisch und die Besatzung der "Lifeline" haben die Antwort aus Italien nicht abgewartet, sondern die Rettung längst selbst in die Hand genommen. Ein paar Minuten später sichtet das Rettungsboot "Christa" auch das zweite Schlauchboot. Wieder verständigt Reisch die italienische Küstenwache. Er meldet noch einmal mehr als hundert Menschen in Seenot, darunter 15 Frauen und 2 Kinder. Bald darauf, es ist jetzt hell über dem Meer, taucht auch das dritte Schlauchboot in der Ferne auf.

Logbuch, 07.25 Uhr, E-Mail an die italienische Küstenwache:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Nun haben wir ein drittes Schlauchboot gesichtet, etwa 3 Seemeilen westlich unserer Position. Um das dritte Boot zu retten, werden wir das zweite Boot unverzüglich evakuieren und dann zum dritten Boot fahren. Wir brauchen Unterstützung durch die italienische Küstenwache oder durch ein Frachtschiff für 300 bis 400 Passagiere."

Die Italiener schicken keine Unterstützung, sie rufen auch kein Frachtschiff zu Hilfe. Sie informieren aber die libysche Küstenwache, dass ein fremdes Schiff Menschen aus ihren Gewässern rettet. Die Libyer wenden sich, nur vier Minuten später, direkt an den Kapitän der "Lifeline".

Logbuch, 07.29 Uhr, E-Mail der libyschen Küstenwache:

"Guten Morgen, Sir, die libysche Küstenwache übernimmt die Verantwortung über die Koordination dieser beiden Suchen und Rettungen. ›Sabratha‹ läuft Richtung Position und wird innerhalb der nächsten 30 Minuten dort sein. Bitte kontaktieren Sie ›Sabratha‹, und warten Sie auf Instruktionen."

Reisch liest diese E-Mail, er wartet zehn Minuten, dann widersetzt er sich den Anweisungen und holt die Menschen aus dem zweiten Schlauchboot, trotz gegenteiliger Anweisung aus Libyen, an Bord.

Die Libyer erkennen das, ihr Ton wird plötzlich rauer.

Logbuch, 08.20 Uhr, Funkspruch der libyschen Küstenwache:

"Leave the Libyan sector immediately."

Reisch verliert das dritte Schlauchboot aus den Augen, auch auf dem Radar der "Lifeline" verschwindet bald der dritte Punkt. Dafür taucht nun, an anderer Stelle, ein neuer Punkt auf. Das Schiff der libyschen Küstenwache, ein Patrouillenboot, nähert sich von Süden her. Der libysche Kapitän, der nun erkennt, dass der deutsche Kapitän sich seinen Befehlen widersetzt hat, droht Reisch und dessen Crew.

Logbuch, 08.53 Uhr, Funkspruch der Libyschen Küstenwache:

"Go away, go away, helper, I kill you!"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Libyer kommen längsseits, fast sieht es aus, als wollte ihr Schiff die "Lifeline" rammen. Im Logbuch steht der Eintrag "unfriendly approach", unfreundliche Annäherung.

Ein junger Mann aus Bangladesch fällt auf die Knie, hält sich zitternd an Reischs Beinen fest.

Reisch versucht jetzt, per Funkgerät, die Lage zu beruhigen. Er bietet ein Gespräch auf seiner Brücke an, schickt ein Schlauchboot zu den Libyern. Zwei Männer steigen ein, einer von ihnen ist der Kapitän.

Reisch empfängt ihn auf seinem Deck mit Handschlag. Ein Crew-Mitglied filmt mit seinem Handy, wie sich die beiden Kapitäne gegenüberstehen. Reisch, unfrisiert, trägt Sonnenbrille und T-Shirt, der libysche Kapitän trägt ein blaues Kurzarmhemd. Reisch bietet ihnen Kaffee und Kekse an, bevor er über die Flüchtlinge auf seinem Schiff verhandelt.

"Wie viele hast du hier?", fragt ihn der libysche Kapitän, er zeigt auf die Menschen an Bord, dann zeigt er mit beiden Händen nach Libyen, als würden sie dort hingehören.

"Ich kann die Menschen nicht zurückgeben", antwortet Reisch, auf Englisch mit rollendem bayerischem Akzent. "Kennst du die Genfer Flüchtlingskonvention? Ich komme dafür in Deutschland ins Gefängnis." Reisch verschränkt seine Hände vor seinem Bauch. Wer ihn so dastehen sieht, weiß, dass er gerade gewonnen hat.

In diesem Moment spiegelt sich an Deck der "Lifeline" das ganze Dilemma der Seenotrettung. Reisch ignoriert Befehle, er handelt nach Moral. Humanität kollidiert mit Justiz. Er hat zu oft von den Menschenrechtsverletzungen in Libyen gehört, den Misshandlungen, den Folterknästen. Er hat noch nie einen Passagier verloren, nicht an das Meer und auch nicht an die Libyer.

Nach ein paar Minuten winkt der libysche Kapitän ab. Er sieht genervt aus und geht ohne die Flüchtlinge wieder von Bord, aber er befiehlt Reisch, die libyschen Gewässer unverzüglich zu verlassen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Mann aus Bangladesch legt seinen Kopf an Reischs Schulter und weint. Auch Claus-Peter Reisch weint jetzt, einen kurzen Moment lang, dann wischt er sich übers Gesicht und startet den Motor.

Die "Lifeline" fährt Richtung Norden, verlässt die 24-Meilen-Anschlusszone der libyschen Gewässer. Reisch steuert Europa an, er nimmt den Kurs 000°, dort liegen sichere Häfen wie Valletta, Catania, Lampedusa. Die meisten Menschen, die jetzt auf seinem Deck sitzen, sehen aus, als würden sie direkt aus einem Lager kommen, einige haben frische Folterwunden. Ein Minderjähriger erzählt der Crew, wie er mit einer Eisenstange geschlagen wurde. "Bluterguss in der Brusthöhle", notiert der Schiffsarzt.

Noch rechnet Reisch nicht damit, die Flüchtlinge länger als 24 Stunden zu behalten. Er macht sich keine Gedanken über die knappen Lebensmittelvorräte im Bauch der "Lifeline". Er denkt, während sich sein Schiff Meile um Meile von Libyen entfernt, noch immer an die Geflüchteten im dritten Schlauchboot, die seine Crew nicht mehr an Bord holen konnte. Er wird erst Tage später, durch einen Tweet der libyschen Küstenwache, erfahren, dass in der Nähe der Rettungsstelle, kurz nach der Annäherung durch die "Sabratha", mindestens fünf Menschen ertrunken sind.

Reisch hat, seitdem er sich als Kapitän gemeldet hat, schon mehr als 1000 Flüchtlinge gerettet, vielleicht 1200, genau weiß er es nicht. Er ruft jetzt, vielleicht um runterzukommen, per Satellitentelefon seine Mutter an. Die Mutter ist 92 Jahre alt und wohnt in einem Altenheim in Landsberg am Lech, in Bayern. Das Gespräch ist kurz. "Du wirst schon wissen, was du da tust, Peter", sagt seine Mutter zu ihm. "Grüße mir schön die Mannschaft."

Sein Schiff fährt, mit nur drei Knoten, länger als zehn Stunden Richtung Norden. Reischs Crew versorgt die Geschwächten an Bord mit Energieriegeln, während die Landcrew der "Lifeline", die eine ehrenamtliche Mitarbeiterin in Brüssel hat, im Auswärtigen Amt anruft. Die Behörde soll helfen, die Geflüchteten mithilfe eines Handelsschiffes an Land bringen zu lassen. Es gibt im Außenministerium eine Hotline, eingerichtet für Rettungsaktionen auf hoher See, aber niemand geht ans Telefon. Erst am Nachmittag erklärt das Auswärtige Amt, für den Fall nicht zuständig zu sein: Die "Lifeline" gehöre zwar einem deutschen Verein, fahre aber nicht unter deutscher Flagge.

Tatsächlich hängt am Heck des Schiffes die rot-weiß-blaue Flagge der Niederlande. Der Verein aus Dresden hat das Boot dort registrieren lassen, weil es bereits unter seinem Vorbesitzer, dem Verein Sea-Watch, dort angemeldet war.

Die Mitarbeiterin in Brüssel ruft nun die niederländische Botschaft in Rom an und bittet dort um Unterstützung. Der Sachbearbeiter am Apparat verspricht, sich zu kümmern. Aber er ruft nicht mehr zurück. Ein paar Stunden später, Reisch bekommt auf seinem Schiff wenig von alledem mit, die Landcrew will ihn nicht beunruhigen, erklären auch die Niederlande, auf Twitter, nicht für die "Lifeline" zuständig zu sein: Sie fahre zwar unter niederländischer Flagge, werde aber geführt von einer deutschen Organisation.

Die Frau in Brüssel wendet sich nun an die spanische Regierung, schriftlich: ob Spanien mit Malta verhandeln könne, damit die "Lifeline" in Valletta anlegt, aber die Flüchtlinge nach Spanien weiterreisen? Der Eingang der E-Mail wird bestätigt. Mehr kommt nicht. Aus der Presse erfährt die Landcrew, dass Spanien für solche Verhandlungen nicht zur Verfügung stehe.

22. Juni, Tag 1 nach Bergung

Um kurz nach Mitternacht sichtet Reisch das dänische Containerschiff "Alexander Mærsk" und direkt daneben, wieder nur als kleinen Punkt auf dem Radar, ein weiteres Schlauchboot, auf dem mehr als hundert Flüchtlinge sitzen. Die Crew der "Lifeline" hilft in der Nacht, die Menschen aus dem Boot an Bord des Frachters zu bringen. Für die Flüchtlinge der "Lifeline" ist danach kein Platz mehr auf der "Alexander Mærsk". Das Schiff fährt noch im Morgengrauen weiter nach Italien, um die Aufgenommenen dort abzusetzen.

Reisch schläft nur drei Stunden. Der Schiffsarzt an Bord, ein Student im letzten Semester, 25 Jahre alt, ordnet an, die Flüchtlinge mit Essen zu versorgen.

Logbuch, 08.45 Uhr:

"Die meisten Migranten sehen unterernährt aus."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am gleichen Morgen, nur wenig später, liest Reisch eine Nachricht der Seenotrettungsleitstelle in Rom. Auch diese erklärt, nicht länger für die "Lifeline" zuständig zu sein.

Logbuch, 09:17 Uhr, E-Mail der italienischen Küstenwache:

"Lieber Kapitän, da Sie den Anweisungen der libyschen Küstenwache nicht gefolgt sind, legen wir Ihnen nahe, die Behörden Ihres Flaggenstaates zu kontaktieren. Beste Grüße."

Zur selben Zeit, auf dem italienischen Festland, stellt Matteo Salvini, der Innenminister Italiens, ein Video auf seine Facebook-Seite. In diesem Video nennt der Minister Männer wie Reisch "Unwürdige", die das Leben von Migranten riskierten, um mit ihnen zu handeln; er unterstellt ihm, in den Flüchtlingen, die auf seinem Schiff sind, nur eine "Ware" zu sehen, nur "Menschenfleisch". Die Landcrew und die Crew auf der "Lifeline" versuchen regelmäßig zu kommunizieren, aber nicht immer funktioniert die Satellitenverbindung. Reisch hat keine Ahnung davon, was sich in Europa gerade zusammenbraut.

Er konzentriert sich auf die Organisation an Bord. Er lässt eine Plane über Deck spannen, um die Flüchtlinge, er nennt sie seine "Gäste", vor der Sonne zu schützen. Er lässt in der Küche, nur fünf Quadratmeter groß, 500 Mahlzeiten am Tag zubereiten; Couscous, Gurken, Tomaten und Obst aus der Dose. Es gibt nur zwei Toiletten für die Flüchtlinge, er lässt sie ständig putzen. Er teilt einen Krankendienst, einen Achterdeckdienst und einen Vordeckdienst ein, um auf alle Gäste aufpassen zu können. Er übernimmt selbst Schichten, verteilt Essen, aber er findet keine Zeit, mit den Flüchtlingen auf seinem Schiff zu sprechen. Er erfährt nichts über ihre Geschichten, er erfährt nicht mal ihre Namen, auch sie sind zu erschöpft und fragen nicht nach seinem.

Claus-Peter Reisch, seine Freunde in Landsberg nennen ihn CP, redet nicht gern, erst recht nicht über sich selbst. Seine Freunde in der Heimat bezeichnen ihn als "wilden Hund", sie bewundern ihn und nennen das, was er auf dem Mittelmeer tut, eine "Topleistung".

Reisch, Sohn eines Sanitärgroßhändlers, ist eigentlich nicht der Typ, den man als Gutmenschen bezeichnen würde. Er hat jahrelang CSU gewählt. Er hat zu Hause einen Daimler, einen BMW und einen Porsche. Er hat eine Freundin, aber wohnt allein in einem Einfamilienhaus mit Garten, in dem er am liebsten Steaks grillt oder Weißbier trinkt. Er besitzt diverse Sportbootführerscheine und ein Segelboot. Er träumt davon, einmal um die ganze Welt zu segeln. Er müsste nicht auf einem alten Schiff über das Meer fahren und sich um Menschen kümmern, die er noch nie zuvor gesehen hat. Aber seit drei Jahren, seit die Flüchtlingskrise Deutschland erreichte, seitdem Hunderttausende sich auf den Weg über das Mittelmeer machen, beschäftigt ihn eine Frage: Wenn jede Woche in Afrika Boote mit Flüchtlingen losfahren, wenn sehr viele dieser Boote früher oder später sinken, aber Europa die Menschen darin nicht rettet, nur um sie nicht aufnehmen zu müssen – wer rettet sie dann?

23. Juni, Tag 2 nach Bergung

Noch in derselben Nacht, alle Flüchtlinge verbringen sie an Deck im kalten Wind, nähert sich die "Lifeline" dem maltesischen Küstenmeer. Reisch achtet darauf, nicht in die Hoheitsgewässer des Inselstaates einzulaufen. Ab 1.00 Uhr dreht das Schiff Kreise, stundenlang. Reisch weiß nicht, welchen Hafen er ansteuern darf. Auch die maltesische Küstenwache hat sich für nicht zuständig erklärt. Schließlich schaltet Reisch den Motor ab. Die "Lifeline" driftet.

Die Flüchtlinge werden jetzt, zwei Tage nach ihrer Rettung, nochmals gezählt. Die Crew kommt auf 234 Menschen, darunter 14 Frauen und 5 Kinder, 3 davon sind Säuglinge, 77 unbegleitete Minderjährige. Woher sie kommen, ist an Bord kaum zu ermitteln. Bei der Essensverteilung fragen Crew-Mitglieder: "How are you, where are you from?" Viele antworten, sie stammten aus dem Sudan, ein Dutzend gibt an, aus Somalia zu kommen, auch Menschen aus Eritrea scheinen an Bord zu sein, aus Togo, Kenia, der Elfenbeinküste.

Reisch legt sich unruhig schlafen. Drei Stunden später ist er wieder wach und schreibt erneut eine E-Mail an die Küstenwachen Maltas und Italiens. Fürs Protokoll schickt er dieselbe E-Mail, er will den Druck erhöhen, auch an die libysche Marine, an das Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen, sogar an die libysche Zivilluftfahrt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Logbuch, 10.02 Uhr, E-Mail an die maltesische und italienische Küstenwache:

"Dear Officer on duty, ich, der Kapitän, musste aus der Not heraus handeln und die Menschen an Bord nehmen. Welche Autorität koordiniert die Fälle? Wer übernimmt die Verantwortung, die 234 Menschen von Bord zu holen?"

Eine Frau, schreibt Reisch, sei bereits ins Koma gefallen. Die medizinischen Vorräte reichten nicht mehr lange, man benötige dringend Desinfektionstücher, Seife, Sanitätstücher, Tampons. Auch Zucker, Dosengemüse und Energieriegel seien so gut wie aufgebraucht. Reisch gibt die Koordinaten der "Lifeline" durch, aber er wartet stundenlang auf eine Antwort. Er fährt weiter Kreise zwischen Malta und Lampedusa und fordert bei den verbündeten NGOs Sea-Watch und Sea Eye Hilfspakete an. Kurz vor Mittag nähert sich ein Boot der maltesischen Küstenwache, es bringt Nudelsuppen, Cracker, Kekse, Wasser, später auch Feuchttücher und Decken. Der maltesische Ministerpräsident lässt sich im Radio dafür feiern.

Bald erkundigt sich die maltesische Küstenwache per Funk, ob es medizinische Notfälle an Bord der "Lifeline" gebe. Aktuell nicht, meldet Reisch. Seine Frage, welchen Hafen er denn nun anlaufen solle, wer endlich die Verantwortung für die Menschen übernehme, wird auch für den Rest des Tages ignoriert.

15.02 Uhr, Italiens Innenminister Salvini auf Facebook: "Diese Schiffe können es vergessen, Italien zu erreichen. Ich will die Geschäfte von Schleppern und Mafiosi unterbinden!"

Am Nachmittag fordert die Küstenwache Maltas den Kapitän der "Lifeline" auf, die maltesische Zone unverzüglich zu verlassen. Reisch fügt sich. Die "Lifeline" entfernt sich von Malta und fährt erneut Kreise.

24. Juni, Tag 3 nach Bergung

Die See bleibt ruhig an diesem Sonntag, aber für Dienstag sagt der Wetterbericht eine Windstärke von 6 voraus, grobe See, bis zu sieben Meter hohe Wellen. Claus-Peter Reisch weiß, wie leicht Menschen, die nie zuvor auf dem Meer gewesen sind, seekrank werden. Er weiß, dass sie dann nichts mehr essen, nichts mehr trinken und irgendwann, unterzuckert, einfach umfallen. Sie brauchen Infusionen. Im

Bordkrankenhaus der "Lifeline" können nur zwei Menschen gleichzeitig behandelt werden.

Reisch wird nervös, aber er versucht, sich nichts anmerken zu lassen. Wenn er über Deck läuft, meidet er den Blickkontakt. Manchmal, wenn er den Flüchtlingen trotzdem in die Augen sieht, fragen sie ihn, wohin es gehe, wie lange die Fahrt noch dauern werde. Reisch antwortet: "Keine Ahnung, sorry, sorry."

Den halben Tag lang steht eine große Putzaktion an. Viele Flüchtlinge mussten sich an Deck übergeben, mehrere hatten Durchfall, andere bekamen einen Blasenkatheter, um sich zu entleeren, wieder anderen liefen Blut und Eiter aus den Wunden. Der Kapitän lässt den Hochdruckreiniger mit Desinfektionsmittel befüllen. Die Crew bringt den Flüchtlingen bei, wie man das Gerät benutzt.

Am Abend kommen, mithilfe der maltesischen Küstenwache, parlamentarische Abgeordnete aus drei Ländern auf die "Lifeline", drei Deutsche, ein Portugiese, eine Spanierin. Die Landcrew hat sie eingeladen, sich ein Bild über die Zustände an Bord zu machen. Reisch, seit Tagen übermüdet, hat eigentlich keine Lust, mit ihnen zu reden. Er fragt sich: Wie lange kann er noch im Kreis fahren?

25. Juni, Tag 4 nach Bergung

Noch vor dem Frühstück verschickt Claus-Peter Reisch eine weitere E-Mail an Rom, an Valletta, an die Vereinten Nationen:

Logbuch, 07.09 Uhr, E-Mail an die italienische und die maltesische Küstenwache:

"Bis jetzt hat keine Behörde auf unsere Mail vom 23. Juni reagiert. Bitte bestätigen Sie den Eingang dieser Mail, und seien Sie so nett, unsere Fragen zu beantworten. Die Lage an Bord erfordert sofortiges Handeln."

Auch dieser Versuch bleibt ohne Reaktion.

Nach vier Tagen haben sich auf der "Lifeline" vier Kubikmeter Müll angesammelt. Kartonagen, Fetzen von Plastikdecken, Wasserflaschen, Essensreste. Kapitän Reisch würde den Gestank gern loswerden. Er schreibt noch eine E-Mail an Valletta, diesmal reagiert die maltesische Küstenwache. Sie teilt mit, sie dürfe, genau

wie die Flüchtlinge, auch den Müll nicht annehmen. Die Crew der "Lifeline" presst den Abfall in Bigbags und hängt diese an die Heckreling.

Die See wird jetzt zum ersten Mal ruppig, anderthalb Meter hohe Wellen. Der Wind kommt aus Nordwesten, Stärke 4 bis 5. Um das Schaukeln des Bootes zu verhindern, fährt Reisch mit Welle und Wind, Richtung Südosten, Richtung Libyen. Die Flüchtlinge an Bord flehen ihn an, sie nicht dorthin zurückzubringen. "Na, na", sagt Reisch, er hat jetzt keinen Nerv, sein Manöver zu erklären, er muss sich konzentrieren.

Kurz nach Mittag nähert sich achtern ein maltesisches Militärschiff, 60 Meter lang, der "Lifeline" und fordert den Kapitän auf, den Kurs wieder zu ändern. Er soll zurückfahren und eine Hilfslieferung empfangen. Reisch dreht um, sein Schiff schaukelt. Die maltesische Marine, die Reisch nicht auf Malta anlegen lässt, drängt der "Lifeline" nun ihre Hilfe auf: Wasser, Dosentomaten, Dosenobst und Zucker.

Die See wird immer rauer, die Flüchtlinge werden mit Schwimmwesten ausgestattet. Am Abend melden die Ärzte einen Notfall. Leistenbruch, ein Mann hat sich den Darm eingeklemmt, er muss dringend operiert werden, andernfalls, so sagen die Ärzte, sei er in spätestens sechs Stunden tot. Reisch schreibt der italienischen Küstenwache, fordert per E-Mail eine Evakuierung an. Keine Reaktion. Kurz vor Mitternacht versucht Reisch, die maltesische Küstenwache am Satellitentelefon zu erreichen. Er erreicht niemanden.

Zehn Minuten später hört er einen Funkspruch des maltesischen Militärschiffs:
"Sie dürfen nicht näher als 24 Meilen an Malta herankommen."

"Wir haben einen Notfall an Bord", funkt Reisch zurück.

"Bleiben Sie stehen", funkt das Militärschiff.

26. Juni, Tag 5 nach Bergung

Reisch verbringt die ganze Nacht auf seiner Brücke.

Gegen 1.20 Uhr wird der Mann in Lebensgefahr von der Küstenwache abgeholt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Seegang treibt die "Lifeline" wieder weg von Malta. Die Gischt fegt übers Deck, die Menschen frieren. Fast jeder Zweite ist inzwischen seekrank, erbricht im Dunkeln, die Crew hört immer wieder Schreie.

Die Ärzte stellen Krankheitsbilder fest: *"Bewusstlosigkeit mit erforderlicher intravenöser Infusionstherapie, chronische, infizierte, eitrige Wunden, psychogener Harnverhalt, plötzliches Aufschrecken und haltloses Weinen."*

Reisch steht am Ruder und fragt sich in dieser Nacht, ob er irgendeinen Politiker wegen unterlassener Hilfeleistung drankriegt.

Vergangenes Jahr hatte er in Tunesien einen Friedhof besucht, auf dem tote Migranten, die auf See geborgen wurden, begraben liegen. Der Friedhofswärter hat ihm gesagt, der Friedhof sei voll, für weitere Gräber gebe es keinen Platz.

Es wird Morgen, Reisch fährt mit der Welle, dann gegen die Welle. Es wird Mittag, Reisch funkt weiter Malta an. Während er unentwegt nach einem Hafen sucht, wird auf der großen Bühne der Politik bereits eine Lösung gefeiert.

"Ich habe gerade mit Premierminister Muscat gesprochen: Das Schiff ›Lifeline‹ wird in Malta anlegen", verkündet der italienische Ministerpräsident Giuseppe Conte. "Italien wird einige der Migranten aufnehmen und hofft, andere europäische Staaten werden das Gleiche tun."

Reisch erfährt davon, aber nichts passiert.

Es wird Nachmittag, er fragt weiter nach freien Häfen und bekommt noch immer keine Antwort. Am Abend ruft Reisch persönlich das Auswärtige Amt an, Krisenhotline. Das Gespräch ist kurz. Reisch kündigt an, wenn nicht bald eine Entscheidung falle, werde er SOS rufen. "Das liegt in Ihrem Ermessen", antwortet der zuständige Beamte in Berlin. Reisch weiß nicht, was er tun soll. Er kann die Konsequenzen eines SOS-Rufes nicht abschätzen, in seinem Kopf geht alles durcheinander, Asylrecht, Dublin, Flüchtlingslager: Was, wenn Malta seine Gäste festhält? Was, wenn sie nicht weiterreisen dürfen?

Reisch drückt den Knopf nicht.

Er wartet eine Stunde, dann ruft er das Auswärtige Amt ein zweites Mal an. Er sagt, Grüß Gott, nun wolle er aber endlich eine Entscheidung. Der Beamte am anderen Ende der Leitung antwortet, es sei ein Stück vorangegangen. Was er mit "es" meint, sagt der Beamte nicht.

Reisch fragt: "Ist es der Seehofer, der das alles blockiert?"

27. Juni, Tag 6 nach Bergung

Um zwei Uhr nachts übergibt Reisch das Ruder und geht in seine Kajüte, er stellt den Wecker auf drei Uhr.

Als er wieder wach ist, ruft er ein drittes Mal in Berlin an. Die Dame in der Vermittlung begrüßt ihn mit den Worten "Guten Morgen, Herr Kapitän!" Im Ministerium hat bereits der nächste Beamte Dienst, er sagt Reisch, er möge sich gedulden.

Im Morgengrauen bittet Reisch die maltesische Küstenwache um Erlaubnis, eine der vielen Buchten der Insel anzusteuern. Er gibt durch, Schutz vor dem angesagten Sturm zu suchen. Malta ist, zur Überraschung des Kapitäns, einverstanden. Reisch weiß nicht genau, warum, aber er glaubt, dass es mit dem Auswärtigen Amt zu tun hat. Er darf vorübergehend einfahren. Er steuert zur Marsaxlokk-Bucht im Südosten.

Nur wenige Stunden später, etwa 2000 Kilometer entfernt von seiner Position, äußert sich jetzt auch Horst Seehofer, der deutsche Innenminister, in einer nicht öffentlichen Sitzung in Berlin zur "Lifeline". Er wird später mit den Worten zitiert werden, dass es zwischen Libyen und Südeuropa kein "Shuttle" geben dürfe. Er spricht davon, Reisch und seine Crew zur Rechenschaft ziehen zu wollen.

Am Nachmittag, die "Lifeline" hat gerade die Bucht erreicht, es geht jetzt auf einmal alles ganz schnell, kriegt Reisch endlich die Nachricht, auf die er seit sechs Tagen gewartet hat.

14.08 Uhr, E-Mail der maltesischen Marine:

"Ohne dass Maltas Haltung zu internationalem Recht Schaden nimmt, und einzig auf der Basis von Humanität, informieren wir Sie, dass Ihnen jetzt die Einfahrt in den Hafen von Valletta gestattet ist."

Fünfeinhalb Stunden später, nach zwei Wochen auf See, legt das Schiff endlich an. Reisch wird noch am selben Abend von der Polizei verhört. Sie will wissen, wie viel Geld er von Flüchtlingen genommen habe. Die "Lifeline" wird festgesetzt.

Sie war vorerst das letzte private Rettungsboot, das vor Libyen Flüchtlinge geborgen hat. Die Internationale Organisation für Migration meldet 483 Ertrunkene zwischen dem 19. Juni und dem 3. Juli.

5. Juli, Tag der Verhandlung

Claus-Peter Reisch sitzt in Saal 24 des Gerichts von Valletta auf einer Holzbank und wartet auf die Verhandlung. Nach anderthalb Stunden wird das Verfahren vertagt, die Fortsetzung ist am 10. Juli.

Es geht bei diesem Prozess nicht um die 234 Menschen, die an Bord der "Lifeline" waren und bald von Malta auf andere Staaten verteilt werden. Es geht nicht um Tausende, die jährlich im Mittelmeer ertrinken. Es geht nicht um Schlepper, die sie in den Tod schicken. Es geht nicht um die Frage, was höher einzuschätzen ist, Humanität oder die Regeln des internationalen Seerechts. Es geht nicht um Europa, nicht darum, was wichtig ist. Es geht um die Frage, ob ein Schiff korrekt angemeldet war, als sein Kapitän entschied, mit diesem Schiff 234 Menschen das Leben zu retten.

Im Stahlgetwitter

Seitdem Julian Reichelt bei "Bild" das Kommando übernommen hat, ist das Blatt im Kampfmodus. Wie aus einem besonnenen Reporter ein journalistischer Grenzgänger wurde.

Von Alexander Kühn und Isabell Hülsen, Der Spiegel, 21.04.2018

Julian Reichelt war Mitte zwanzig, als Zeta ihn eroberte. "Die Kälte eint unsere klirrenden Herzen", schrieb er im Winter 2005. "Unsere fröstelnden Blicke verstehen sich."

Zeta war sein Hund. Ein Labradormädchen. Reichelt widmete ihr – und sich – im Boulevardableger "Tier Bild" eine Kolumne: "Reichelt streichelt". Der Leser erfuhr von Zetas Faible für Pasta mit Scampi ("verfressen wedelndes Wunder"). Manchmal rollte sie sich in Reichelts Mantel ("Mein Geruch ist ihre Höhle"). Kränkelte Zeta, war jeder Kilometer zum Tierarzt "ein Kilometer bewusster Liebe". Sitz, Platz. "Pfote diem!"

Zeta ist lange tot, begraben unter einer Eiche. Und Reichelt befehligt heute einen Kettenhund. So hatte Verleger Axel Cäsar Springer seine Schöpfung "Bild" einst bezeichnet. Gestreichelt wurde da noch nie. Doch unter Oberchefredakteur Reichelt ist "Bild" so aggressiv wie lange nicht.

Es wird getrieben und gejagt, mal geht es gegen Hartz-IV-Betrüger, mal gegen ausländische SPD-Mitglieder. Was "Bild" an Auflage verloren hat, macht Reichelt durch Gebrüll wieder wett.

Reichelt ist die Mensch gewordene "Bild". Gerade mal 37 Jahre jung, steht er für einen Boulevardjournalismus, von dem man dachte, dass er selbst dem Springer-Verlag peinlich geworden sei. Reichelt macht es den Kritikern der "Bild" wieder leicht, sie zu hassen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nicht nur das Blatt ist im ständigen Kampfmodus, auch der Chefredakteur. Vor allem auf Twitter, wo Reichelt gegen Russland schießt oder gegen den Kinderkanal Kika. Auch mitten in der Nacht. Reichelt im Stahlgetwitter. Recht hat immer nur einer: er. Wer anderer Meinung ist, hat es einfach nicht verstanden.

Die öffentliche Figur mag leicht zu durchschauen sein, als Person ist er ein Rätsel. Deckt sich der wild gewordene Twitterer mit dem Menschen Reichelt? Wie viel ist Pose, wie viel Überzeugung? Und wie schafft es jemand wie er so weit nach oben?

Unter dem Vorstandsvorsitzenden Mathias Döpfner ist Axel Springer ein digitales Vorzeigeunternehmen geworden. Der Verlag präsentiert sich als cooles Riesen-Start-up, das Frauen fördert und Führungskräfte auf Entdeckungsreise ins Silicon Valley schickt. Doch Reichelts Aufstieg zeigt, dass der Verlag – vor allem "Bild" – nicht abgelegt hat, was Springer über Jahrzehnte im Innersten prägte: Korpsgeist, Skrupellosigkeit und der unbedingte Wille zur Macht.

"Mach ich gern", mailt Reichelt im Oktober, eine halbe Stunde nachdem ihn die Anfrage erreicht hat, ob er sich für ein Porträt begleiten lasse. Die folgenden Monate werden zum Verwirrspiel. Reichelt will. Dann wieder nicht. Plötzlich doch. Manche Termine mit ihm finden statt, andere lässt er ohne Absage platzen. Die Pressestelle bremst.

Der Verlag will einfach nur Ruhe, erst recht nach dem PR-Desaster im Februar, als der Machtkampf zwischen Reichelt und Tanit Koch, der ihm unterstellten Chefin der gedruckten "Bild", eskalierte und mit deren Abgang endete. Springer liebt große Erzählungen, doch jene so schön ersonnene Geschichte von der klugen jungen Frau, die dem Laden ein neues Image geben sollte, hatte kein Happy End.

Berlin, Mitte Dezember. Reichelt steht an der Bar des Springer-Journalisten-Clubs, das Personal gießt nach, kaum dass das Bierglas leer ist. Gerade hat Vorstandschef Döpfner der Presse seine Strategie vorgestellt, in Anwesenheit der Springer-Chefredakteure. Reichelt saß in einer der hinteren Reihen und twitterte.

Der holzvertäfelte Klub im 19. Stock des Verlags ist der heiligste Ort im Haus. Hier oben war einst auch das Büro des Verlegers Axel Springer, mit Blick über die Stadt, die er so liebte. Reichelt, aufgewachsen in Hamburg, verachtet Berlin: "Arm,

depressiv, unfähig." Das ist bei ihm oft so: Was alle gut finden, findet er blöd. Und umgekehrt.

Wer zum ersten Mal mit Reichelt redet, ist irritiert, dass er den Blick nicht lange halten kann. Er hat die Augen überall und nirgends, als hätte er sich das Ziel gesetzt, dauernd die Welt als Ganzes im Visier zu haben. Selbst wenn er einen anschaut, deutet nichts auf ein Interesse an seinem Gegenüber hin. Er fragt einen auch nichts.

Reichelt strahlt eine kalte Ruhe aus. Er redet mit leiser Eindringlichkeit, seine Tonlage variiert kaum. Zugleich hat er eine hibbelige Art zu rauchen oder zu trinken. Eines seiner zwei Handys bespielt er fast immer.

Bier, Zigarette, Bier. Reichelt sitzt auf einem Ledersessel und sortiert mal kurz das Weltgeschehen. Trump ist gar nicht so schlimm. Putin dafür umso schlimmer. Whistleblower Edward Snowden ist ein Verbrecher. Bei Reichelt herrscht immer noch Kalter Krieg.

Irgendwann kommt Tanit Koch dazu und nimmt die Couch gegenüber ein. Während Reichelt vorn an der Kante sitzt, in Habachtstellung, lehnt sie sich zurück, fast liegt sie, in der Hand ein Glas Rotwein.

Koch, 40, ist da noch Chefredakteurin der gedruckten "Bild". Sie ist höflich, lächelt. Wer mit ihr spricht, vergisst nach wenigen Sätzen fast, für welches Blatt sie arbeitet. Seit Anfang 2016 ist sie die erste Frau an der Spitze der Zeitung, doch Reichelt ist ihr übergeordnet. Er ist Chef der Onlineausgabe und als Sprecher der "Bild"-Chefredaktionen seit verganginem Jahr auch die oberste Stimme.

Bei Springer laufen zu diesem Zeitpunkt längst Wetten, wie lange Koch noch durchhält. Die beiden können nicht miteinander, was sie an diesem Abend gut überspielen. Sechs Wochen später schmeißt Koch hin.

"Bild" ist jetzt die "Bild" von Julian Reichelt. Seitdem er das Blatt macht, sieht eine normale Woche so aus:

Am Montag macht "Bild" auf mit "Bis zu 300 Prozent mehr Angriffe – Messer-Angst in Deutschland". Dienstag folgen Hartz-IV-Banden, die "dreist betrügen". Am

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mittwoch die "Razzia bei Deutschlands reichsten Hartz-IV-Betrügern". Donnerstag ist es der "EU-Irrsinn mit unserem Kindergeld", das ins Ausland fließt. Freitag dann doch nur: "Skandal um SS-Lied auf Heino-Platte".

Die ideale Seite eins besteht aus: Hetze gegen, Skandal um, Jagd auf. Und wenn es Wildschweine sind. Stimmung machen, Angst schüren, das volle Programm.

Harmlos war "Bild" nie. Man nahm sie nur lange Zeit nicht mehr ernst. Angefangen hatte das mit der Spaßgesellschaft der Neunzigerjahre, Harald Schmidt zog viele seiner Gags aus "Bild". Sie war aufgestiegen vom Bauarbeiterblatt zum Amusement für Akademiker, die angeblich mit ironischer Distanz lasen.

Chefredakteur Kai Diekmann, der 15 Jahre lang amtierte, wurde für die Zeile "Wir sind Papst" gefeiert. Er verlegte Bibeln, verschenkte Stücke der Berliner Mauer, verlieh dem Dalai Lama den "Bild"-Medienpreis. Selbst über seine Verehrung für Helmut Kohl konnte man irgendwann lächeln. Der späte Diekmann hatte so viel Selbstironie, dass man über das, was sein Blatt täglich anrichtete, großzügig hinwegsah.

Die schmutzigen "Bild"-Methoden, die der Journalist Günter Wallraff in den Siebzigerjahren enthüllt hatte, schienen vergessen. Offenbar auch von Wallraff selbst. 2016 trat er gegen Diekmann im Tischtennis an. Diekmann verlor. Super PR für "Bild".

Wer "Bild" las, schämte sich nicht mehr dafür. Mit ihrer flüchtlingsfreundlichen Kampagne "Refugees welcome" wurde die Zeitung regelrecht sympathisch. Reichelt hatte die Kampagne mitinitiiert, trieb "Bild" die Freundlichkeit aber bald wieder aus, und die Ironie auch.

Reichelt nimmt alles ernst. Vor allem sich selbst. Er inszeniert sich als Moralist. Im Messen mit zweierlei Maß aber ist er unbestrittener Meister.

"Bild" fühlt mit den Kindern in Syrien – und spielt mit Ressentiments gegen Muslime.

"Bild" veröffentlicht Spitzengehälter von Fußballern und Konzernchefs – Reichelt aber versucht, das Medienmagazin "Kress" davon abzubringen, sein geschätztes Einkommen zu benennen. Das gefährde die Sicherheit seiner Familie.

Als die Kanzlerin die Essener Tafel kritisiert, weil diese entschieden hatte, fürs Erste keine weiteren Ausländer aufzunehmen, empört sich "Bild": "Diejenigen, die von Chauffeuren gefahren werden, dreschen auf jene ein, die ehrenamtlich Essen ausfahren." Reichelt wird von zwei Chauffeuren im Mercedes durch Berlin gefahren.

Wenn man Reichelt hört, ist "Bild" ein journalistisch sauberes, menschenfreundliches Blatt, die schlimmen Jahre sind vorbei. Die ehemals nackten "Bild"-Girls werden jetzt nur noch im Bikini gezeigt. Paparazzi-Fotos von Promis will Reichelt ohne deren Zustimmung nicht mehr drucken: "Ich will mir nicht anmaßen, darüber zu urteilen, wo die Privatsphäre von Leuten beginnt." Wer jedoch ein Verbrechen begangen hat, darf auf seine Milde nicht hoffen.

Anfang März zeigte "Bild" unverpixelt einen älteren Herrn auf einer Parkbank: Dieter Degowski. Der Geiseltäter von Gladbeck war gerade aus dem Gefängnis entlassen worden, 27 Jahre nach seiner Verurteilung. Vermutlich hätte ihn auf der Straße niemand erkannt. Nun kennt ihn die halbe Republik. Eine Chance auf Resozialisierung sieht anders aus.

Wer Anspruch auf Schutz hat, entscheidet nicht der Pressekodex, sondern Reichelt. Er ist Gesetzgeber und Richter, zweite bis vierte Gewalt. Und "Bild" immer noch zu mächtig, um nicht gefährlich zu sein.

Zur Hochform lief "Bild" nach den Krawallen beim G-20-Gipfel in Hamburg auf. Da wurde die Zeitung zum Pranger umfunktioniert. Auf dem Titelblatt fahndete sie unter anderem nach dem 19-jährigen Kevin, der Steine in Richtung eines Wasserwerfers geschmissen hatte. Er stellte sich daraufhin der Polizei. Reichelt twitterte: "Meine Prognose: Das macht Kevin nicht noch mal." Er sei froh, sagt Reichelt heute, "dass unsere Berichterstattung Auswirkungen hatte".

Aber weil Reichelt ja ein Guter ist, hat er den jungen Mann angerufen und ihm einen Job bei "Bild" angeboten, wenn sein Gerichtsverfahren abgeschlossen ist – es soll ein Resozialisierungsangebot sein: "Man muss helfen, wenn man die Möglichkeit dazu hat."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein Freitagvormittag im Februar. Flughafen München. Warten auf Julian Reichelt. Man hat in den Tagen zuvor ein halbes Dutzend SMS und E-Mails verschickt, um zu erfahren, ob man wie geplant zusammen von Hamburg nach München fliege, ob er überhaupt komme. Am Donnerstagabend dann die Nachricht, dass er aus Berlin anreise, danach wieder Funkstille. Ob man sich wenigstens ein Taxi in die Stadt teilen solle, um zu reden? Reichelt antwortet stundenlang nicht, schließlich kommt eine kurze SMS: "Yes!"

Die gemeinsame Reise nach München war Reichelts Idee. Man könne ihn doch zwei Tage lang auf der Sicherheitskonferenz begleiten, im Hotel Bayerischer Hof. Dort schwirren die Mächtigen und Wichtigen umeinander, Regierungschefs aus aller Welt, Generäle und Admiräle. Es geht um Krieg und Frieden, Geheimdienste und Diplomatie. Reichelt liebt es.

Er steigt aus dem Flugzeug, eine schwarze Tasche über die Schulter geworfen. Er sagt kurz Hallo, dann rennt er vorweg, ein Handy am Ohr. Er muss jetzt erst mal Paul Ronzheimer anrufen, Chefreporter bei "Bild" und Reichelts bester Kumpel. Der ist schon auf der Konferenz.

Reichelt muss ihm eine Geschichte erzählen. Die Polizei habe ihn vorhin am Flughafen Berlin-Tegel angehalten, weil er eine Sonnenbrille getragen habe und eilig aus einer Mensentraube weggelaufen sei. Die Beamten hätten geglaubt, er sei auf der Flucht. Dabei habe er nur sein Gate gesucht. Reichelt lacht.

Er hantiert jetzt mit beiden Handys. Schreibt mit dem BlackBerry, spricht ins iPhone. Dessen Sperrbildschirm zeigt einen der "Tomahawk"-Marschflugkörper, mit denen die USA vor einem Jahr Syrien angegriffen haben, im Namen der Gerechtigkeit. Das jeden Tag zu sehen gibt ihm ein gutes Gefühl.

Reichelt muss im Flughafen noch schnell zu Edeka. Er greift nach zwei Flaschen Bier. "Kleiner Scherz", sagt er und kauft einen Bio-Trinkjoghurt, eine Flasche stilles Wasser und Zigaretten.

Es wird an diesem und am folgenden Tag Gespräche geben, im Gewühl der Konferenz. Reichelt wirkt dabei immer wie auf der Flucht. Ein Eichhörnchen wäre leichter zu fassen. Für ein Interview in Ruhe schlägt er ein Treffen an der Bar seines

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hotels vor, gegen 23 Uhr. Doch er kommt nicht. Sagt nicht ab. Auch das in Aussicht gestellte gemeinsame Frühstück fällt aus. Anrufe und Nachrichten ignoriert er. Um 12 Uhr mittags ein Lebenszeichen, gegen 14 Uhr die Ansage, man möge in Schumann's Tagesbar kommen. Später wird man mit ihm nach Berlin fliegen. Dass er einen für den Abend zu einer "Bild"-Berlinale-Party eingeladen hat, muss ihm allerdings entfallen sein, die Veranstaltung sei jetzt jedenfalls überbucht, tue ihm leid.

Es ist nicht klar, ob es eine Art psychologische Kriegsführung ist. Eine Demonstration seiner Macht. Oder mangelnde Kinderstube.

Im Bayerischen Hof. Anzugträger, Damen im Kostüm. Und Reichelt. Er hat ein zerknittertes olivgrünes Sakko an, aus seinem Hemd lugt das Brusthaar. Die Jeans sind ausgebeult von seinen Handys, die Arme verschränkt, die Schultern zurückgenommen, Bauch raus.

Es ist ein idealer Tag, um mit Reichelt über "Bild" zu reden. Das Blatt macht auf mit einer angeblichen "Schmutz-Kampagne bei der SPD". Ein Russe namens Juri soll Juso-Chef Kevin Kühnert angeboten haben, dessen Kampagne gegen die Große Koalition zu unterstützen, durch Stimmungsmache auf Facebook. So stehe es in "brisanten E-Mails", zugespielt von einem "anonymen Informanten".

Die Mails kommen nicht aus Russland und von Kühnert, sondern vom Satiremagazin "Titanic". Doch das weiß Reichelt zu dem Zeitpunkt nicht. Noch genießt er seinen vermeintlichen Coup. SPD-Generalsekretär Lars Klingbeil steht neben ihm und sagt, wenn die Geschichte stimme, habe die SPD jetzt ein Problem.

Über den 28-jährigen Kühnert redet Reichelt wie über ein Kind. Er gibt zwar zu, man wisse nicht, ob die Sache so stimme, und das stehe ja auch im Text. Die "Bild"-Schlagzeile mit der "Schmutz-Kampagne" findet Reichelt trotzdem okay. Das Lebensmotto von Dieter Bohlen scheint auch seines zu sein: "Wenn jemand ein Problem mit mir hat, kann er es gerne behalten – es ist ja seins." Der Presserat wird die Kühnert-Story später als "schweren Verstoß gegen das Wahrhaftigkeitsgebot" rügen.

Am Abend verabschiedet sich Reichelt, er gehe noch essen. Es sei kein "Bild"-Dinner. Nur ein Treffen mit einer Handvoll Freunden. Es kommen, wie man später erfährt: der österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz, Verteidigungsministerin

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ursula von der Leyen, Kiwos Bürgermeister Vitali Klitschko, Ex-Grünen-Chef Cem Özdemir und SPD-Staatssekretärin Sawsan Chebli.

Um 22.59 Uhr twittet Ex-"Bild"-Chef Diekmann aus dem Lokal, "das beste Late-night-meeting" der Sicherheitskonferenz sei das von "Bild", "Congrats, @jreichelt". Reichelt wird am folgenden Tag sagen, die Rechnung für den Abend habe er privat bezahlt, 980 Euro, wenn man es genau wissen wolle.

Reichelt ist ein "Bild"-Kind. Vater Hans-Heinrich leitete eine Zeit lang als Stellvertreter die Lokalredaktion Berlin, Mutter Katrin war dort Volontärin. Beide haben den Boulevardjournalismus hinter sich gelassen. Mutter Reichelt vertreibt glutenfreie Backwaren. Der Vater hat ein Steakbuch herausgebracht. Auf der Plattform globulix.net schreiben beide für und über Menschen, die auf die Heilkraft von Kügelchen schwören.

Als Siebenjähriger hielt Julian Reichelt seine erste "Bild" in der Hand, die Berichte über die Barschel-Affäre sind ihm bis heute in Erinnerung. Reichelt sagt, "Bild" habe damals einen "großen Zauber" auf ihn ausgeübt.

Mit 17 erfindet er seine eigene "Bild". In der Schülerzeitung, die er am Gymnasium in Hamburg-Othmarschen gründet, gibt es große Fotos und knallige Überschriften. Die Redaktionskonferenzen finden im elterlichen Wohnzimmer statt. An eine Schlagzeile kann sich Reichelt noch erinnern. In der Nähe der Schule waren drei Autos aufgebrochen worden. Er titelte: "Welle der Gewalt".

Seine Kommentare von damals könnten heute in "Bild" stehen: "Unser Erbe heißt Auschwitz", schreibt Reichelt, oder: "Milošević ist ein Verbrecher. Wer sich mit ihm an einen Tisch setzt, gibt das falsche Zeichen an Diktatoren in aller Welt."

Schüler Reichelt kleidet sich, wie man Journalisten aus alten Filmen kennt, mit Trenchcoat und Hut, raucht Zigaretten. Er trägt keine Strümpfe, auch nicht im Winter. Er zelebriert das Unangepasste.

Sein Ehrgeiz sei damals schon aufgefallen, sagen Mitschüler. Reichelt hat zu allem eine Meinung und hält damit nicht hinterm Berg, auch gegenüber Lehrern nicht. Er spuckt große Töne, hat aber auch was drauf. Ähnlich beschreiben ihn heute "Bild"-Kollegen. Er hat immer schon alles gesehen, alles erlebt. Wenn jemand einen neuen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Film geschaut hat, hat er zwei geschaut. Guckt jemand die erste Folge einer US-Serie, kennt er bereits die ganze Staffel.

Reichelt bleibt Springer fast immer treu. Als Gymnasiast ist er Praktikant bei "Bild" und bei Springer in New York. Er ist auf der Axel-Springer-Journalistenschule und danach fast durchgehend bei "Bild". Bis auf knapp zwei Jahre, in denen er frei für "Park Avenue" schreibt, das inzwischen eingestellte People-Magazin von Gruner+Jahr, und für Bauers Klatschpostille "InTouch". Er liefert überall Gutes ab, passt seine Schreibe dem Produkt an. Reichelt kann kuschelig, krawallig oder bourgeois. Als Reporter hätte er auch bei jedem anderen Blatt Karriere machen können.

Was ihn an "Bild" von Anfang an fasziniert habe, sei die "Geisteshaltung" gewesen. Was er damit meint? "Dass ›Bild‹ groß denkt." Größer denkt nur Reichelt. Er sagt, er habe schon immer "Bild"-Chef werden wollen. "Mit 17 wusste ich: Diesen Job will ich."

Reichelts Aufstieg in die Chefredaktion führt durch den Schützengraben. Er war nicht beim Bund, schuld war eine Rückenverletzung, zugezogen beim Skifahren. Dabei wäre er gern Gebirgsjäger geworden.

Er lernt den Krieg als Reporter kennen, mit der US-Armee in Afghanistan und im Irak. Die Soldaten sind so alt wie er, Mitte zwanzig. Einer von ihnen stirbt vor Reichelts Augen.

Menschen, die Reichelt als Reporter in Kriegs- und Krisengebieten erlebt haben, beschreiben einen Journalisten, der zwar getrieben ist vom Ehrgeiz, als Erster vor Ort zu sein. Aber besonnen. Und hilfsbereit. Der auf den staubigen Straßen im Irak mit Kindern Fußball spielt. Der auch mal weint, wenn er mit seinen Eltern telefoniert. Und nach der Rückkehr aus den vom Tsunami zerstörten Küstenorten Thailands seine dreckigen Hemden wegschmeißt, weil er das Gefühl hat, den Leichengestank darin nie mehr loszuwerden.

Über seine Zeit als Kriegsreporter hat Reichelt mit Ende zwanzig ein Buch geschrieben. Auf dem Umschlag ist er in Schutzweste vor einem Haufen Sandsäcke zu

sehen. Es ist nicht der verbissene Reichelt von heute, sein Blick ist einfühlsam. Und müde.

Das Buch ist beeindruckend; wer Reichelt nur von seinen Grabenkämpfen bei Twitter kennt, traut ihm so viel Selbstreflexion nicht zu. Er sei abhängig von diesen Augenblicken geballter Gefühle, schreibt Reichelt. "Je mehr man sieht, desto mehr braucht man." Man wolle "wissen, wie viel Leid man ertragen kann. Es ist, als würde man die Hand über eine Flamme halten".

Testen, wie weit man gehen kann – so macht Reichelt auch "Bild". Er braucht, so scheint es, den Konflikt, um sich selbst zu spüren. Wo keiner ist, zettelt er einen an. Die Ruhe, die er im Krieg hatte, geht ihm im Alltag ab.

Reichelt hat in Aleppo Kinder sterben sehen, in Misrata einen Freund verloren und einmal selbst eine Pistole am Kopf gehabt. Aus solchen Erfahrungen zieht er offenbar die Berechtigung, hart zu urteilen, wenn es um Syrien oder die Ukraine geht. Er räumt schon mal zwei Seiten frei für das Elend der Menschen in Kriegsgebieten, selbst wenn es am "Bild"-Leser vorbeigeht. Kaum eine Zeitung hat so viel über den Krieg in Syrien berichtet wie "Bild". Reichelt selbst hat Flüchtlingen geholfen, nach Deutschland zu kommen. Journalisten, die ihn für seine harte Haltung kritisieren, ohne im Krieg gewesen zu sein, nimmt er nicht wirklich ernst.

Ende März, nach wochenlanger Funkstille, bietet Reichelt an, ihn im 16. Stock des Springer-Hauses zu besuchen, in seinem Büro. Bis Ende 2016 war es das von Diekmann. Reichelt hat daraus eine Reporterhöhle gemacht.

Einen Schreibtisch hat er nicht, selbst längere Texte schreibt er auf dem BlackBerry. In der Mitte des Raums steht ein Couchtisch, darauf ein Knäuel von Kabeln, Ladegeräten, Konsolen, angetrocknete Kaffeetassen und volle Aschenbecher. Der größte Teil der Einrichtung sei gemietet, sagt er, auch die kleinen Holzocker, die überall herumstehen. "Das meiste bedeutet mir nichts."

Zu den Dingen, die ihm wichtig sind, gehört ein Foto von Kennedy auf dessen Jacht; Reichelt ist kein JFK-Fan, aber dessen harte Haltung gegen die Sowjets in der Kubakrise imponiert ihm, gerade jetzt, wo es darum gehe, wie unnachgiebig der Westen

gegenüber Russland auftreten solle. Und die US-Flagge, die unter Glas an der Wand hängt; er hat sie ersteigert, sie gehörte zu einem Kriegsschiff, das am 1. April 1945 Truppen für die Invasion der japanischen Insel Okinawa absetzte. Der Sieg der freien Welt war nah.

Neben der Tür steht ein Feldbett. "Nirgendwo sonst schläft man so gut", sagt Reichelt. Seines hat er bei Amazon bestellt. Über einem Baugerüst, das als Bücherregal dient, hängt Reichelts Schutzweste aus seinen Kriegseinsätzen.

Man möchte mit ihm darüber reden, wie das zusammenpasst: sein Engagement für Flüchtlinge – und die Stimmungsmache gegen Ausländer im Blatt, wie etwa im Oktober die "Bild"-Schlagzeile: "Machen Sie Abschiebung zur Chefsache, Frau Merkel!"

"Ich sehe keine Stimmungsmache", sagt Reichelt. Auch keine Kehrtwende nach der "Refugees welcome"-Kampagne. Die Forderung, Flüchtlinge nach Syrien zurückzuschicken, werde man von ihm nicht hören. Auch den Familiennachzug finde er gut. Deshalb sei er zur Flüchtlingskrise auch nicht in Talkshows eingeladen worden: Die gute "Bild" habe keiner haben wollen.

Aber die Bürger kämen nun mal nicht mehr mit, wenn ausreisepflichtige Ausländer nicht abgeschoben würden, sagt Reichelt. Und selbst wenn Politik und Medien das unter Verweis auf Statistiken dementierten: Es gebe genug Hinweise, dass die Zahl von Messerattacken steige, die Leute hätten Angst. Die Politik aber sei von den Menschen so weit entfernt, "da steuern wir auf eine Explosion zu".

Dass "Bild" mitzünde, findet er nicht: "›Bild‹ ist kein Brandstifter, sondern ein Ventil." Das Blatt trete für die Leser den Beweis an, dass der gern von der AfD bemühte Satz "Das darf man ja nicht mehr sagen" nicht stimme – weil "Bild" es doch sagt. Als wäre es weniger gefährlich, wenn "Bild" Ängste schürt, bevor die AfD das tut.

Die Redaktionskonferenzen bei "Bild" sind ein großer Spaß, Gags fliegen wie Pingpongbälle, einer geht immer noch. Die Schauspielerin Ingrid Steeger, 71, hat sich gemeldet. Sie liegt nach einem Sturz im Krankenhaus, ihren Hund hat sie dabei. "Bild" darf sie in der Klinik besuchen. "Alte Schule", sagt ein Kollege. Statt Blumen, so bittet Steeger, sollen die Reporter ihr Hundefutter mitbringen. Steeger soll auf einer Eisscholle ausgerutscht sein. Oder war es doch eine Weinscholle? Dröhnendes Lachen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was ist mit der Abzocke der Autoversicherungen? Das erzeugt Wut. "Das ist schon mal gut", sagt Reichelt halb scherzhaft. Er futtert Brötchen, Gummibärchen, M&Ms, redet mit vollem Mund.

Die Russen verlegen Kriegsschiffe, "ganz schön unheimlich". Das Giftgas in Syrien und der Fall Skripal könnten oben auf die Seite: "Die Welt in Angst", das gehöre zusammen, sagt Reichelt. Die Bilder von der Messerattacke am Hamburger Jungfernstieg sind da. Reichelt spöttelt: Wieso die dpa jetzt eine Auflistung ähnlicher Fälle mache, "wo es doch gar keine Häufung von Messerattacken gibt, diese Hetzer!".

Auf Seite eins steht Spargelwerbung von Penny. Reichelt muss noch loswerden, wie er am Marktstand vor einem Berliner Kaufhaus mal fünf Kilogramm Spargel kaufen wollte und die Verkäuferin ihm fünf Stangen einpackte. Nein, er wolle fünf Kilo. "Wissen Sie, was das kostet", macht Reichelt die Frau nach.

Die Fröhlichkeit, mit der "Bild" entsteht, hat etwas Zynisches angesichts der täglichen Härte und Empörung des Blattes.

Reichelt und die Redaktion, das ist Abkumpeln. Das ist Frotzeln. Menschliche Nähe aber ist es nicht. Sein bester, vielleicht einziger Freund bei "Bild" ist Paul Ronzheimer. Nur fünf Jahre jünger als Reichelt, ist er sein journalistischer Ziehsohn. Er ist Reichelts Sidekick. Sie nennen einander "Paolo" und "Dschuliän". Ronzheimer ist für einen "Bild"-Mann eine eher knuffige Erscheinung. Er ist mit das Netteste an Reichelt. "Julian ist durch und durch Reporter, rund um die Uhr", sagt er. Die beiden telefonieren mehrmals am Tag, auch nachts. Ronzheimer schaut abends schon mal bei ihm daheim zum Trinken vorbei. Den Rest der Redaktion hält Reichelt auf Abstand.

Die Kollegen wissen gerade mal, dass er verheiratet ist. Die Anzahl der Kinder ist ihnen nicht bekannt, ebenso wenig sein derzeitiger Beziehungsstatus. In Geheimniskrämerei kann er es mit jedem CIA-Agenten aufnehmen. Nur wenige haben deshalb auch von Reichelts Erkrankung gehört, die ihn mit zu dem gemacht hat, der er heute ist.

Mit 20 wurde bei Reichelt Krebs entdeckt. Ein halbes Jahr lang kämpfte er um sein Leben, eine Chemotherapie rettete ihn. Fragt man ihn danach, redet er darüber, aber

nur ungern. Die wenigen Minuten, in denen es um seine Krankheit geht, sind die einzigen während all der Treffen, in denen Reichelt unsicher wirkt.

Er knetet seine Finger. Sagt, dass er nicht besonders gut darin sei, über Gefühle zu sprechen. Auch nicht mit Freunden. Er habe einfach kein Bedürfnis danach. Er entschied sich damals gegen eine Psychotherapie und für Verdrängung. "Ich habe es überlebt", sagt Reichelt. "Alles ist für etwas gut. Das macht kompromisslos in der Art, wie man leben will. Keine Kompromisse mehr gegen sich selbst. Man lässt sich nichts mehr gefallen."

Wer an ihm zweifelt, ist gern mal ein Idiot. Oder ein Luschi. Seine Kritiker vom "Bildblog", die ihn auf Twitter mit Fehlern oder Unwahrheiten aus seiner Zeitung konfrontieren, hat er auch schon als "ideologischen Betonkopf-Verein" bezeichnet. Reichelt sieht sich als jemand, "der mit einem klaren Kompass Dinge ausspricht, auch wenn sie unpopulär sind".

Egal wie komplex die Weltlage sein mag: Reichelt weiß, was zu tun ist. Er erklärt der Kanzlerin, warum ihre Haltung zum Islam in Deutschland falsch sei. Und warum sie Putin nicht zum Wahlsieg gratulieren solle. Zuletzt hatte er sich in den Kinderkanal verbissen, der in einer Sendung das Alter eines Flüchtlings nicht korrekt angegeben hatte.

Was Reichelt bei Twitter vorgibt, findet sich ein, zwei Tage später auch in "Bild". Twitter sei sein "Notizbuch", sagt er. Was er dort schreibt, treibe ihn so um, dass es ins Blatt gehörte. Ihm fehle nur die Disziplin, es so lange für sich zu behalten.

Dass er übers Ziel hinausschießt? Findet er nicht. "Ich denke schon drüber nach, was ich falsch mache", sagt er.

Niemand liebt Reichelt so sehr wie er sich selbst. Und niemandem verdankt er so viel. Nicht einmal Kai Diekmann. Der beförderte ihn Ende 2013 quasi aus dem Krieg heraus auf den Chefsessel von Bild.de. Als die Personalie verkündet wurde, soll die Redaktion geschockt gewesen sein. Kein anderer habe vorher so verächtlich über die Onlinekollegen gesprochen wie Reichelt.

Von außen stellten sich die Verhältnisse bei "Bild" so dar: Diekmann ist der Papa. Seine Kinder, Tanit und Julian, wetteifern um seine Gunst. Am Ende setzt sich der durchtriebene Junge gegen das nette Mädchen durch. Aber so einfach ist es nicht.

Reichelt ist nicht "Baby-Diekmann", als der er auf Twitter verspottet wurde. Das Ziehkind war eher Koch. Sie sei mustergültig darin gewesen, Diekmanns Wünsche zu erspüren, sagt ein leitender Redakteur. Wo Diekmann harte Zeilen gemacht hätte, habe sie noch härtere gemacht. Von Koch stammen deshalb Überschriften wie "Grüner mit Hitler-Droge erwischt", als der Politiker Volker Beck mit Crystal Meth aufflog. Solche Zeilen trugen ihr intern den Spitznamen Granit ein. Der Versuch, Diekmann nachzueifern, sorgte bei manchen für Spott. Wenn sie Zeitungsschnipsel an die Redakteure verteilte, wie früher Diekmann, fanden viele das albern.

Als Koch 2016 zur Chefredakteurin der gedruckten "Bild" ernannt wurde, soll sie sinngemäß gesagt haben: Alles, was sie habe, verdanke sie Kai. Die Ergebenheit gegenüber Diekmann aber nützte ihr am Ende nichts gegen das kraftstrotzende Ego eines Julian Reichelt, dem es keine Angst macht, wenn ihn niemand mag.

Reichelt, überzeugt, sich nirgendwo andienen zu müssen, pflegte eine professionelle Loyalität zu Diekmann, nicht mehr und nicht weniger. Reichelt siezte Diekmann auch dann noch, als bei "Bild" das große Duzen ausbrach.

Ziehsohn? Unsinn, sagt Reichelt. Diekmann und er, das sei auch keine private Freundschaft. Eher eine gut geölte Maschine: Man kann sich aufeinander verlassen, wenn es darauf ankommt.

Wie gut die Maschine funktioniert, zeigte sich im Sommer 2016. Diekmann, zu dem Zeitpunkt nur noch "Bild"-Herausgeber, wurde der Vergewaltigung bezichtigt. Die Staatsanwaltschaft Potsdam hat das Verfahren vor acht Monaten eingestellt, weil sich kein hinreichender Tatverdacht ermitteln ließ. Was sich in der Nacht und den Monaten danach bei "Bild" und im Konzern abgespielt hat, sagt dennoch viel über die Unternehmenskultur bei Springer. Und über Reichelt.

Diekmann wohnt in Potsdam in einer Villa am Jungfernsee. Nach einer Klausurtagung in einem nahe gelegenen Hotel grillten die "Bild"-Leute bei ihm. Man

trank und badete im See, Diekmann auch nackt. Am Ende dieser Nacht stand ein ungeheurer Vorwurf im Raum: Diekmann wurde von einer Mitarbeiterin beschuldigt, sie im See vergewaltigt zu haben.

Einige Wochen später zog Diekmann Reichelt ins Vertrauen, fast verzweifelt. Der war zwar beim Baden im See nicht dabei gewesen, aber auf der Party. Und Reichelt wusste offenbar, was zu tun war.

Reichelt fertigte ein Gedächtnisprotokoll über seine Erfahrungen mit der Kollegin an, das einer charakterlichen Vernichtung gleichkommt: Sie habe etwa während der Recherche über den Absturz einer Germanwings-Maschine damit geprahlt, einen Pilotenschein zu besitzen, um später davon wieder abzurücken. Er sei schon vorher zu dem Schluss gekommen, sie sei eine "unfassbare, gefährliche Hochstaplerin".

Ein Mitarbeiter Reichelts schrieb auf dessen Bitte hin zusammen, welche Erfahrungen er bei der Zusammenarbeit mit der Kollegin im Haus gemacht habe. Ein weiterer "Bild"-Mann erkundigte sich an ihrer Universität nach ihrer Dissertation. Die Recherche lief wie eine "Bild"-Kampagne im eigenen Haus.

Reichelt schickte Diekmann zudem ein Foto. Er hatte es in jener Nacht um kurz vor vier Uhr gemacht, im Hotel, wo die Belegschaft einquartiert war. Zu sehen ist darauf besagte Mitarbeiterin, die nach der Party mit Kollegen auf der Terrasse noch etwas trinkt, vermeintlich gut gelaunt.

Springer schaltete einen externen Anwalt ein, der Zeugen und Kollegen befragte. Das Prozedere gipfelte in einer absurden Szene, die wohl in keinem anderen Konzern vorstellbar wäre: Die Mitarbeiterin und Diekmann wurden, nacheinander, vor dem Vorstand und Verlegerin Friede Springer befragt. Döpfner persönlich stellte Fragen. Er kannte dabei augenscheinlich auch die Informationen aus Reichelts Niederschrift.

Erst danach gab der Konzern den Fall an die Staatsanwaltschaft ab.

Diekmann verließ Springer bald darauf. Reichelt wurde "Bild"-Oberchef. Als Belohnung für seine Loyalität sei das nicht zu verstehen, sagen Verlagskenner. Dass er den Job bekomme, hätte wohl vorher schon festgestanden.

Bei der gedruckten "Bild" regierte Reichelt seit seiner Beförderung faktisch durch. Er riss die Leitung von Konferenzen an sich, übergang Koch bei Entscheidungen. Als

sie im Januar beim Weltwirtschaftsforum in Davos war, schrieb Reichelt aus Deutschland in einem langen "Bild"-Kommentar, wie abgehoben und nutzlos diese Veranstaltung doch sei.

Wenn man Reichelt zu dem Machtkampf mit Koch fragt, sagt er: "Es gab keinen, sie hat meine Entscheidungen auch nie hintergangen oder unterlaufen."

Tanit Koch hätte bei Springer einen anderen Job bekommen können. Sie zog es vor zu gehen, nach 13 Jahren im Konzern. Bei ihrem Abschied sagte Döpfner: "Bild" brauche "ganz klare Verhältnisse".

In Reichelt sieht die Verlagsspitze vor allem den engagierten jungen Mann, der polarisiert und keine Angst hat, sich unbeliebt zu machen. "›Bild‹ muss anecken und darf nicht Everybody's Darling sein wollen", sagt Döpfner.

Reichelts Ausbrüche bei Twitter und sein Borderline-Journalismus mögen dem Image des Blatts schaden, seine Karriere leidet darunter bisher nicht. Von jeher gelten für die "Bild"-Spitze andere Maßstäbe als für Chefredakteure anderer Häuser.

Kai Diekmann war frisch im Amt, als er im Januar 2001 ein altes Foto von Jürgen Trittin druckte, das den Grünen-Politiker auf einer Demo zeigte. Um ihn herum Vermummte, angeblich mit "Bolzenschneider" und "Schlagstock". Tatsächlich waren es ein Seil und ein Handschuh. Es war ein veritabler Skandal. "Bild" wurde vom Presserat gerügt, Diekmann entschuldigte sich. Und blieb.

Auch Reichelt wird nicht darüber stolpern, dass er hier ein bisschen zündelt und dort ein wenig an der Wahrheit vorbeischrämmt. Affären wie sein "Titanic"-Gau können einen Journalisten sogar stählen. Rückblickend sind das dann die Narben, die von geschlagenen Schlachten zeugen. Im Idealfall dienen sie der eigenen Legendenbildung.

Doch funktioniert das nur bei Menschen, die in der Lage sind, die Kontrolle zu behalten, auch über sich selbst. Diekmann konnte das. Es gab immer einen kleinen Spalt zwischen dem Menschen und der Kunstfigur.

Reichelt spielt nicht Reichelt, er ist so. Ein Überzeugungstäter. Ein Besessener. Schwer zu sagen, wie sehr er sich dessen bewusst ist. Und ob er bremsen kann, bevor er auf einen Abgrund zusteuert. Wird jemand, der mit Ende dreißig so hart drauf ist, mit

den Jahren radikaler? Oder vielmehr milder? Wird Reichelt sich bald unterfordert fühlen an der "Bild"-Spitze? Und noch höher hinauswollen?

Anfang März wird der frühere russische Doppelagent Sergej Skripal in Großbritannien Opfer eines Giftanschlags, gesteuert angeblich von Moskau. Russland, Geheimdienst, Verschwörung – ein Fall für Reichelt.

Der britischen BBC gibt er dazu ein Interview, offenbar aus einem Hotelzimmer, das Bild ist unscharf, Reichelt doziert mit aufgerissenen Augen: Wenn Großbritannien die Nato-Staaten bitten würde, die Fußball-Weltmeisterschaft in Russland zu boykottieren, dann würde "Bild" ein solches Anliegen unterstützen: Reichelt als Bündnispartner, seine Redaktion als paramoralische Sondereinheit.

Bei "Bild" spotten manche, Reichelts Ziel sei die Weltherrschaft. Andere halten das für untertrieben.

Fünf Brüder

Für die Familie Diaz geht es seit Jahren um Leben und Tod. Die Söhne flüchteten aus Honduras vor der lokalen Mafia - und danach immer weiter durch die USA als Illegale.

Von Jan Christoph Wiechmann, Das Magazin (15.9.18), stern (13.9.18)

Man nannte sie die Díaz 5. Sie kamen im Abstand von etwa einem Jahr zur Welt und bildeten früh schon eine eingeschworene Gemeinschaft. Sie sahen aus wie ihr stämmiger Vater. Sie hatten die gleiche Statur. Sie trugen sogar den gleichen Haarschnitt.

Sie waren wie Fünflinge.

Aber die Brüder ähnelten sich nicht nur äusserlich. Sie lebten auch ähnliche Leben. Sie spielten Fussball im Verein Juventus ihres Heimatorts Potrerillos. Sie heirateten ihre Jugendlieben, wurden jung Väter. Sie bauten Häuser am Ortsrand und stiegen – einer nach dem anderen – ins Geschäft des Vaters ein, das Busunternehmen Susany, benannt nach ihrer jüngeren Schwester. Sie lebten im Gleichschritt. Und in Harmonie – soweit das in einem Land wie Honduras möglich ist.

Dann, vor fünf Jahren, brachen zwei Dinge in ihr geregeltes Leben und sprengten es Stück für Stück auseinander: die Strassengang MS-13 und die Migrationspolitik der USA.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Heute ist einer der fünf Brüder tot. Einer ein Invalide. Einer auf der Flucht. Einer deportiert. Und einer im Revier der Drogenmafia. Ihr Schicksal ist in Honduras kein unübliches. Jeder hier hat Angehörige an die mordenden Gangs MS-13 und Barrio 18 verloren. Jeder hat Verwandte auf die gefährliche, 3000 Kilometer lange Flucht in die USA geschickt.

Ungewöhnlich jedoch ist die Härte, mit der das Schicksal sie traf. Und die Aufopferung der Brüder füreinander. Sie werden Opfer staatlicher Abwesenheit in einem Land – und Opfer staatlicher Hetze in einem anderen. Sie stehen im Mittelpunkt der zentralen Frage dieser Jahre: Wo dürfen vom Tod bedrohte Menschen noch hin? Wer lässt sie noch rein?

Wir haben die Geschichte der Brüder Díaz über achtzehn Monate an fünf verschiedenen Orten verfolgt: von ihrem Heimatort Potrerillos bis über die Grenze nach Texas. Von einem Latinviertel in New Jersey über ein Gefängnis in Alabama bis in die entlegenen Herrschaftsgebiete der Drogenkartelle von Honduras.

Honduras

Der kometenhafte Einschlag in ihr Leben lässt sich auf die Stunde terminieren. Er ereignet sich am 2. November 2013 um 15 Uhr, als Alex Díaz, Patriarch der Familie, die Aufforderung erhält, seinen jüngsten Sohn Oscar im Hauptquartier der Strassengang Mara Salvatrucha (MS-13) aufzusuchen. Die Bandenführer haben Oscar entführt, sie werfen ihm vor, einen ihrer Drogenkuriere respektlos behandelt zu haben.

Die MS-13 ist weniger eine Bande als vielmehr eine transnational operierende kriminelle Organisation mit Dutzenden Ortsgruppen und Verbindungen bis in die höchsten Ämter von Politik und Justiz. An Orten wie Potrerillos nahe der Karibik bilden sie eine Art Staat im Staat – mit Wissen der Regierung, geduldet von der Polizei. Sie

folgen dem archaischen, heute wieder populären Prinzip: Der Stärkste, der Mächtigste, der Grausamste regiert.

Vater Díaz erhofft sich eine Aussprache mit den Gangführern, immerhin ist er ein Mann mit Einfluss im Ort: ein erfolgreicher Unternehmer, die Familie ansässig seit Generationen, er besitzt sechs Kleinbusse, die er und seine fünf Söhne auf der Strecke Potrerillos– San Pedro Sula fahren. Die Schutzgelder an die MS-13 hat er bislang immer pünktlich bezahlt, 3000 Dollar pro Monat, die höchsten im 30 000-Einwohner-Ort.

Er findet seinen verängstigten Sohn Oscar, 24, im Kommandozentrum der Gang im hügeligen Viertel Clavasquín. Dort, auf dem Sportplatz, einem für alle Bewohner einsehbaren Gelände, fällt der Anführer Giancarlo nach einer kurzen Anhörung das Urteil: Tod durch Erschlagen. Er benennt neun mareros (Gangmitglieder), um den jüngsten Díaz zu «beenden», wie sie es nennen.

Oscar ist der Stillste der fünf Brüder, Mamas Liebling, ein Schrank von Mann, aber mit weichem Herz, ausgestattet mit dem bulligen Körper des Vaters und der zarten Seele der Mutter.

«Sie hielten mir eine Waffe an den Kopf», beschreibt Vater Díaz die Tat. «Ich musste bei allem zusehen. Ich war mir sicher: Ich verliere ihn. Für Eltern gibt es nichts Schlimmeres.»

Auf Kommando foltern die mareros Oscar mit Schlägen und Tritten, mit dem Griff der Machete und den Kolben der Gewehre. Jeweils drei Peiniger, drei Minuten lang. Oscar, die Hände hinterm Rücken, darf sich nicht wehren, so der Befehl, sich nicht einmal krümmen. Irgendwann bleibt ihm die Luft weg, das Bewusstsein setzt aus.

Minuten, von denen sein Vater später sagt: «Ich habe den Tod gesehen. Sie taten es, um mich zu treffen.»

Es ist Oscars Rettung, dass ein älteres Gangmitglied, ein Nachbar der Familie Díaz, irgendwann sagt, sie sollten jetzt Schluss machen und sich wieder dem Geschäft widmen. So lassen sie Oscar halb tot im Dreck zurück, nicht ohne die Drohung: «Wir töten jeden Einzelnen von euch.»

Die Fotos der Verletzungen, die Vater Díaz macht, zeigen keinen geschundenen Menschen, sondern einen Berg geschwollenen Fleisches: Schnitte am ganzen Körper, die Brust blau und schwarz, die Knochen gebrochen, der Kopf aufgedunsen, sodass die Augen nicht mehr zu sehen sind. Zwei Tage spuckt Oscar Blut, dokumentiert im Polizeiprotokoll mit der Nummer 0511-538-2013, das im Leben der Díaz 5 noch eine grosse Rolle spielen wird.

Das eigentliche Motiv für den Mordversuch deutet die Gang nur an.

Es hängt mit der um 20 Prozent erhöhten renta zusammen, den Erpressungsgeldern, deren Zahlung Vater Díaz diesmal nicht sofort nachkam. Seit fast zehn Jahren zahlt er der Gang die «Schutzgelder», 5000 Lempira pro Bus und Woche, insgesamt das Zehnfache der staatlichen Steuern.

Er muss die renta abdrücken wie alle anderen Unternehmen im Ort, wie Bäcker, Banken, Friseure. Wenn einer dem nicht nachkommt, ermordet die Bande ihn umgehend, eine in Honduras verbreitete Strafe, um alle anderen Bewohner zu disziplinieren. Es ist, in ihrer Essenz, eine Mordvermeidungsgebühr.

Es ist zugleich die Erklärung für die höchste Mordrate der Welt, 79 Morde pro 100 000 Einwohner. Die Schweiz im Vergleich: 0,7.

Am Morgen nach der Tat versammelt Alex Díaz seine sieben Kinder um sich und verkündet eine Entscheidung, die alle erwartet haben: Ihr fünf Jungen flieht in die USA. Ohne Frauen. Ohne Kinder. Ich bezahle Schleuser, Transport, Verpflegung.

So nehmen die fünf Brüder am 3. Dezember 2013, als Oscar halbwegs genesen ist, Abschied von ihren Frauen und Kindern, ohne zu wissen, ob sie sie jemals wiedersehen werden. Sie begeben sich auf die 3000 Kilometer lange Flucht über Guatemala und Mexiko Richtung Dallas, wo Verwandte leben.

Es machen sich auf den Weg:

Oscar, 24, Díaz Nr. 5, drei Kinder.

Angel, 25, Díaz Nr. 4, schon vier Kinder. Er ist der Zweitjüngste, etwas schmaler als seine Brüder.

Alex junior, 26, Díaz Nr. 3, drei Kinder, der Pfiffigste, mit gutem Gespür für Geschäfte.

Miguel, 28, Díaz Nr. 2, vier Kinder, Busfahrer wie alle und nebenbei Student für Grafikdesign.

Und Luis, 29, Díaz Nr. 1, drei Kinder. Er ist eigentlich Alex seniors jüngster Bruder, wuchs aber wie ein Sohn bei ihm auf.

Ihre Schwestern Susany und Kimberly bleiben zurück. «Die verteidige ich selbst», sagt Vater Díaz. «Hier werden sie zwar von den Maras bedroht. Auf der Flucht aber lauern Schleuser, die wollen sie vergewaltigen.»

Flucht

Von Potrerillos nehmen die Brüder einen Bus an die Grenze Guatemalas, wo sie schon an Tag drei auf erste Hindernisse stossen. Die Grenzbeamten lassen sie nicht passieren, bis sie Bestechungsgelder zahlen, 1000 Dollar. Eine längst übliche Korruption auf der Flucht, die zum Milliardengeschäft geworden ist – für Schleuser, aber auch für Polizisten, Grenzer, Herbergen.

Die Warnungen ihres Vaters werden gleich zu Anfang wahr. Alex, der mittlere Díaz, wird in einem Hinterzimmer an der Grenze Zeuge der Vergewaltigung einer Migrantin durch coyotes – Schleuser oder eher: Menschenschmuggler. Es ist nur eine der vielen Gefahren für weibliche Flüchtlinge, an deren Ende oft die Zwangsprostitution steht. Alex sagt im Rückblick den schwer erträglichen Satz: «Ich entschied mich, nicht einzugreifen. Ich durfte unser eigenes Ziel nicht gefährden. Auf der Flucht ist jeder auf sich allein gestellt.»

Von Guatemala folgen die Brüder dem Treck nach Norden, über Veracruz und Tampico, der Transportroute für Drogen, Gold, Flüchtlinge – die Seidenstrasse der Neuzeit. Sie brauchen zehn Tage, bis sie in Reynosa, nahe dem Golf von Mexiko, auf die US-Grenze stossen.

Es ist der wichtigste Fluchtkorridor zur 3200 Kilometer langen Grenze. 2017 wurden hier 138 000 Migranten aufgegriffen. Mexikanische Drogenkartelle, in diesem Fall die Zetas, knöpfen den Flüchtlingen zusätzlich eine Durchgangsgebühr ab, den derecho de paso, 1000 Dollar pro Kopf.

Wir harrten eine Woche mit dreissig Leuten in einer alten Bar aus», erzählt Miguel, in einem stash house, das auch zur Lagerung von Drogen und Waffen genutzt wird. «Der Schleuser wartete auf den perfekten Moment, um den Rio Grande zu überqueren. Spitzel auf der US-Seite versorgten ihn mit Infos.» Miguel erinnert sich an die ungewohnte Kälte, Alex an den Hunger und Luis an die Sekunden der Anspannung, als es losging. Erkältete Migranten bleiben zurück, ihr Husten könnte alle gefährden. In der siebten Nacht, neblig, ohne Mondschein, überqueren sie in Schlauchbooten den hier mit Wärmebildkameras überwachten Rio Grande und erreichen problemlos das andere Ufer. Sie tragen Tarnkleidung und umwickeln die Schuhe mit Stoff, um keine Spuren zu hinterlassen. Die Schleuser benutzen Nachtsichtgeräte und Datenverschlüsselungstechnologie für die Kommunikation.

Dann jedoch beginnt der härteste Teil. Um die Kontrollen der Grenztruppen an den Zufahrtsstrassen zu umgehen, müssen sie drei Tage zu Fuss durch die Wüste gehen, ausgestattet mit nur fünf Litern Wasser pro Person. Es sind die kältesten Tage des Jahres.

Die fünf schlagen sich gut, selbst der verletzte Oscar, sie sind Sportler. Nur Angel, der Dünkste, hat zunehmend Probleme. «Zieht ohne mich weiter», röchelt er in der dritten Nacht, aber seine Brüder opfern ihre Wegzehrung, Dosenmais und Kekse, und tragen ihn einen Teil des Weges.

Andere Flüchtlinge, die keine Helfer haben, bleiben zurück, vor allem zwei schwangere Frauen aus El Salvador, die die Brüder danach nicht wiedersehen. Vermutlich sterben sie in der Wüste, zwei von jährlich 400 Toten in der Grenzregion. Verifizieren lässt sich das nicht; weder das US-Heimatschutzministerium noch die dazu kontaktierten Schleuser äussern sich.

«Wieder habe ich nicht eingegriffen», sagt Alex junior im Rückblick. «Auf der Flucht wird man zum Tier, nur der Stärkste überlebt».

Am Rand des Ortes Falfurrias werden die fünf Brüder von Minivans aufgegriffen und in Verstecken unter der Rückbank zu einer Lagerhalle nach Houston gefahren. Doch nach Bezahlung der zweiten Rate stellen die Schleuser eine neue Forderung: «Wegen gestiegener Kosten» müssten sie eine Nachzahlung von 1000 Dollar pro Person leisten. So lange würden sie festgehalten, ohne Kleidung und Handys, damit sie nicht fliehen können.

«Das ist Kidnapping», sagt Miguel.

«Nenn es, wie du willst», entgegnen die Menschenschmuggler.

Die Brüder kontaktieren ihren Vater, der sich das Geld leiht und via Western Union überweist, einer der Grossprofiteure des Flüchtlingshandels. Die Díaz 5 werden daraufhin in einem Industrieviertel Houston freigelassen.

Nach vier Wochen Odyssee trifft die erlösende Nachricht bei Eltern und Frauen in Honduras ein: «Wir habens geschafft. Und sind noch zusammen.»

Die ersten Wochen in Texas ohne Frauen und Kinder sind die schlimmsten. Sie kommen bei Alex' Schwiegereltern in Dallas unter, zu neunt in einer Zweizimmerwohnung, die Brüder teilen sich ein Zimmer. Sie verstehen kein Englisch, aber in der Welt, in der sie sich nun bewegen, sprechen alle Spanisch. Sie leben in der Gewissheit: Wir haben viel verloren, aber nicht das Leben.

Amerika

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Von Honduras sind es die Söhne gewohnt zu schufteten, vierzehn Stunden am Tag, und so finden sie schnell Jobs, die den sogenannten illegals zufallen und ohne die heute keine Gesellschaft mehr auskommt: Rasenmähen, Autowaschen, Hotelzimmerputzen. Es ist, was man in Amerika eine Win-win-Situation nennt: Sie verdienen einen für Mittelamerikaner ordentlichen Stundenlohn von 6,50 Dollar. Die Firmen bekommen im Gegenzug willige Tagelöhner und bezahlen keine Sozialabgaben. Sie sind, ökonomisch gesprochen, keine Flüchtlinge, sondern das Reservoir an Billigarbeitern, aus dem sich Unternehmen begierig bedienen.

Rechtlich gesehen, fallen sie in die Kategorie der illegal immigrants, ein zynischer Begriff für Menschen, die vor dem Tod fliehen. Sie haben – womöglich ein Fehler – bei der Einreise nicht um Asyl gebeten, weil sie Angst hatten, schon an der Grenze abgewiesen zu werden.

Politisch gesehen, sind sie die Herausforderung des 21. Jahrhunderts. Sie sind jene Menschen, deretwegen sich Fronten bilden, Nationalisten formieren, Regierungen zerbrechen, der Heimatbegriff neu festgezurrert wird. 68,5 Millionen Menschen sind derzeit weltweit auf der Flucht.

Die Politik der USA illegals gegenüber ist eindeutig: Bei Aufgriff werden sie festgenommen und abgeschoben. Das galt auch unter Obama, ehe er das Gesetz für minderjährige Flüchtlinge aus dem berühmten Northern Triangle – Honduras, Guatemala, El Salvador – änderte und ihnen temporären Schutz gewährte.

Nach vier Wochen im neuen Land treffen die Díaz 5 eine weitreichende Entscheidung: Sie trennen sich – aus Angst vor Razzien, aus Angst, als Gruppe leichter geschnappt zu werden: Miguel geht zum Onkel ins kalte New Jersey. Alex junior jobbt als Friseur in Dallas, Oscar als Maisverkäufer in den Vororten. Luis zieht als Wanderarbeiter nach Florida und Angel nach Houston. Zum ersten Mal im Leben trennen sich die fünf – und sie werden sich so nicht wiedersehen.

Angel. Díaz Nr. 4

Houston kommt Angel unwirklich vor, Strassen wie am Reissbrett gezogen, Autos so monströs wie Lieferwagen, aber er findet sich schnell ein. Er arbeitet Doppelschichten in einer Waschanlage und auf dem Bau, und schon nach sechs Monaten hat er das Geld zusammen, um seine Frau Suria und drei der Kinder nachzuholen: 8000 Dollar Schleusergebühren plus 2000 Dollar Reserve für Kidnapping, Schmiergeld, Erpressung.

Angel ist der Fahrigste der Brüder, ständig unter Strom, mit dem Energieverbrauch eines Teenagers. Seinen Bart trimmt er zu feinen Linien, aus sei-nem Körper formt er eine Landschaft martialischer Tattoos.

Die harte Arbeit in Houston hat einen hohen Preis. Angel ist ständig unterwegs, von einem Job zum anderen. Bei einer Strassenkontrolle der Polizei wird er erwischt, ein «Illegaler» ohne Papiere. In den meisten Bundesstaaten würde ihm nur eine Geldstrafe drohen, der Polizei ist verboten, die Migrationsbehörde ICE (Immigration and Customs Enforcement) zu informieren. Aber in Texas, diesem konservativsten aller Staaten, alarmieren die Polizisten ICE-Ermittler und stecken Angel in Untersuchungshaft.

Zwei Monate sitzt er im Gefängnis in Houston. Die Brüder schalten einen Anwalt ein und zahlen das Honorar, 4000 Dollar. Angel beantragt politisches Asyl, sein Leben sei in Gefahr, belegt durch das Dokument 0511-538-2013, aber er hätte dies bereits bei der Einreise melden müssen. Im Juni 2015, noch unter Obama, der mit mehr als zwei Millionen so viele Menschen abschieben liess wie kein Präsident vor ihm, wird Angel ohne Verhandlung nach Honduras deportiert.

Er ist der erste Díaz, der gehen muss – und nicht der letzte.

Die Lage in Potrerillos hat sich in den knapp zwei Jahren weiter zugespitzt. Nicht nur die MS-13 knöpft der Familie Díaz Schutzgelder ab, sondern nun auch die Gang Barrio 18 an der Endhaltestelle in der Industriestadt San Pedro Sula. Wer nicht zahlt, erhält mit Glück erst eine Warnung, beim nächsten Mal die Kugel. Zwölf Busfahrer wurden bereits ermordet.

Zudem gilt, wer in den USA war wie Angel, als reich und muss zusätzlich eine Migrantenprämie abdrücken, noch mal 300 Dollar pro Monat.

Dennoch entscheidet sich auch Oscar, der Jüngste, kurzzeitig zurückzugehen, um bei dem deportierten Bruder zu sein. «Mich beschlich eine dunkle Ahnung», sagt er rückblickend. «Meinetwegen begann diese ganze Flucht. Und nun war Angel allein, eine Zielscheibe für die Banden.» Zudem will Oscar Frau und Kinder nachholen. Er will ihnen die gefährliche Flucht in die USA nicht allein zumuten.

Angel steigt wieder als Fahrer im Familienunternehmen ein. Er arbeitet ununterbrochen, um die Rückkehr zu Frau und Kindern in die USA zu finanzieren, sieben Tage die Woche, vierzehn Stunden täglich, bis sein Vater ihm am 13. Juli, einem Montag, rät: «Nimm dir heute mal frei. Du brauchst das.»

«Heute nicht», erwidert Angel. «Montags im Berufsverkehr ist viel zu verdienen.»

Am selben Abend um 19.30 Uhr, gegen Ende der Schicht, ist Angel im Stadtteil Las Brisas in der Dämmerung kurz vor dem Ende der Route. Der letzte Passagier ist ausgestiegen. Da nähern sich drei Männer dem Kleinbus und werfen einen flüchtigen Blick hinein. Dann schießen sie durchs Seitenfenster. Drei Schüsse treffen Angel in Bauch, Schulter, Hals.

Sein Vater, der an der Endhaltestelle auf ihn wartet, ist nur drei Minuten später am Tatort. Er startet Wiederbelebungsversuche, legt Angel auf den Beifahrersitz, fährt zum Roten Kreuz. Auch Oscar kommt hinzu: «Das sollte ich sein. Die haben uns verwechselt. Wir Díaz sehen alle gleich aus.»

Angel stirbt vier Wochen nach seiner Abschiebung um 19.45 Uhr in den Armen seines Vaters. Der Erste der Díaz 5. Da sind sie nur noch vier.

Später sagt Oscar: «Ich muss ewig damit leben, dass mein Bruder für mich starb. Wie lebt man damit?»

Vater Díaz

Die Grabplatte ist aus geschliffenem Felsstein. Die Plastikblumen stecken in einer Colaflasche. In dünn gemeisselten Buchstaben steht auf einem Kreuz: Angel Alexander Díaz Morales, 13. 7. 2015.

Es ist ein heisser Tag Anfang 2018. Vater Alex beugt sich über das Grab und rückt die Blumen zurecht. Er flüstert: «Ich vermisse dich, mein Sohn.»

Sein Blick ist trüb. In der Stirn sitzen tiefe Kerben. Alex Díaz ist kein Mann grosser Worte, sein Leben bestand aus Arbeit und seinen Kindern, er ist erst fünfzig, wirkt dem Ende aber schon nah.

Neben Angels Grab liegen weitere Gräber von Teenagern und jungen Männern – Mordopfer der Gangs oder der Bandenkriege, die Todesursache Nummer 1 in Honduras. Es ist ein Männerfriedhof, Frauen sind kaum unter den Opfern. «Frauen

suchen die Nähe der mareros», sagt Vater Díaz angewidert. «Die sind die grosse Attraktion, so wie Rockstars.»

Es ist eine Anspielung auf Angels Ehefrau, die Witwe Suria López. Sie bandelte nach der Ermordung ihres Mannes mit einem marero an. «Das hat sie nun davon», sagt Alex senior. «Der marero wurde ermordet. Jetzt ist sie mit dem nächsten zusammen.»

Ein Treffen mit Suria findet unter konspirativen Umständen statt. Eine schlanke Frau mit langen dunklen Locken, der die Angst ins Gesicht geschrieben ist. Sie redet sich zunächst heraus, gibt dann aber zu: «Ich tu es für meine Kinder. Es ist das Sicherste, sich mit den Machthabern einzulassen.»

Sie folgt einer verstörenden Logik: Die Mörder ihres Mannes sind die Garanten ihres Lebens.

Es ist eine gesetzlose Gegend, dreissig Kilometer südlich von San Pedro Sula, der Stadt mit einer der höchsten Mordraten der Welt. Zersiedelt liegt Potrerillos an der Ausfallstrasse, umgeben von einigen Zuckerrohrfeldern und Billigfabriken, maquilas genannt. Vor jedem Geschäft stehen bewaffnete Wachen. Jedes Haus, auch das einfachste, ist von hohen Zäunen umgeben. Jede Strasse hat Tatorte. Banken sind Festungen. Die Nachrichten, die aus Honduras kommen, drehen sich um manipulierte Wahlen und Morde an Umweltschützern. Es ist ein Leben nah an der Apokalypse, in einem Staat, den man als gescheitert bezeichnen muss.

Vater Díaz fährt an den Tatort, ein unbesiedeltes Stück Strasse zwischen Maisfeldern und einer verwaisten Fabrik. Er tut dies jeden Tag. Er rekonstruiert die Tat, die drei Schüsse, als wollte er endlich verstehen, was passiert ist. Er holt Fotos des ermordeten Jungen hervor, das einbalsamierte Gesicht des Toten, er ist wie versunken in der Gewalt, die den Söhnen angetan wurde.

Hatten Sie nie den Gedanken an Rache?

«Ständig. Ich habe überlegt, einen Auftragskiller anzuheuern, doch dann töten die mareros alle meine Kinder.»

Warum töten die Banden nicht Sie?

«Sie wissen: Sie treffen mich viel mehr, wenn sie meine Kinder töten.»

Hat die Polizei ermittelt?

«Die stecken unter einer Decke. Die Polizisten geben Informationen an die Gangs weiter. Deswegen habe ich keine Anzeige erstattet. Ich habe extra gesagt: Ich will nur ein Protokoll der Tat. Keine Anzeige.»

Er hat keine andere Wahl als zu schweigen. Es ist das inoffizielle Landesmotto: Mire y callese. Schauen und die Klappe halten.

Und seine Söhne immer wieder nach Norden zu schicken.

Oscar. Díaz Nr. 5

Am Tag nach dem Mord an Angel flieht Oscar mit seiner Frau und den drei kleinen Kindern aus Potrerillos in eine Hütte auf dem Land, 200 Kilometer entfernt. Hier planen sie die Weiterflucht in die USA. Er ist noch immer gezeichnet vom Mordversuch knapp zwei Jahre zuvor, der Rücken unter konstanten Schmerzen, die Seele traumatisiert. Oscar soll, entscheidet die Familie, Steven, den neunjährigen Sohn

seines Bruders Alex, mitnehmen, der sonst als Teenager zum Rekrutierungsziel der MS-13 werden könnte.

Für die Flucht von sechs Personen brauchen sie weitere 24 000 Dollar. Der Vater hat nichts mehr, aber die drei Brüder in den USA schicken nun ihr letztes Geld, Oscar verkauft sein Haus. Insgesamt übersteigen die Fluchtkosten der Familie Díaz in diesen Jahren 80 000 Dollar.

Sie gehören zu den privilegierten Flüchtlingen. Viele andere Familien landen mittellos an der Grenze und stranden in mexikanischen Lagern.

Im Oktober 2015 brechen Oscar und seine Frau Julia in der Nacht mit den vier Kindern Richtung Norden auf. Diesmal wählen sie eine Route über Mexiko-Stadt und Monterrey nach Reynosa. Doch sie haben nicht das Glück der ersten Flucht. Die US-Grenze ist besser gesichert – mit 20 000 Grenzschützern und mit Helikoptern, mit Aufklärungsdrohnen und berittenen Fahndern. Schon kurz nach der Überquerung des Rio Grande werden sie aufgegriffen von der migra, wie die Grenzpolizei genannt wird. Sie bitten um Asyl und dokumentieren sowohl den Mord an Angel als auch den Mordversuch an Oscar selber.

Doch die ICE-Ermittler machen nun von einer neuen Praxis Gebrauch: Sie trennen die Familie. Eine Methode, die sie zunächst sporadisch, unter Trump nun systematisch anwenden und die als Abschreckung dienen soll, wie es Justizminister Jeff Sessions formuliert. Sessions bezeichnet Eltern, die mit ihren Kindern fliehen, als Schmuggler: «Wenn du ein Kind schmuggelst, werden wir dich verfolgen, und dieses Kind wird dir weggenommen.»

Zum ersten Mal in der 400 Jahre alten Einwanderungsgeschichte der USA nimmt die Regierung eine Haltung ein, die sich explizit gegen das Wohl von Kindern richtet.

Aus der Familie Díaz machen die Beamten einen Präzedenzfall. Oscars Frau Julia und die drei Kinder werden registriert und dürfen bis zur Prüfung ihres Asylantrags bleiben. Der neunjährige Steven wird als «unbegleiteter Minderjähriger» von den anderen getrennt und weinend dem Office of Refugee Resettlement übergeben – wie mehr als 2300 andere Kinder auch. Nach drei Tagen transferiert man ihn in ein Auffanglager ins 3000 Kilometer entfernte New York, ein Akt, den Bürgerrechtler als staatliches Kidnapping anprangern. Die Familie erfährt nichts über Stevens Verbleib.

Oscar wird registriert als Illegaler A208376104 und in ein Gefängnis nach Miami transportiert; erst gegen Zahlung von 15 000 Dollar Kautions dürfe er raus. Die Familie hat nun aber kein Geld mehr.

Auch für Stevens Vater, Alex junior, den Mittleren der Díaz 5, hat die Festnahme gravierende Folgen. Er fährt von Dallas nach New York ins Auffanglager für Flüchtlingskinder, eines von mehr als hundert im Land, und belegt mit Dokumenten, dass er Stevens Vater ist. Doch die Behörden verlangen weitere Unterlagen, Einkommensnachweise, Mietvertrag, Führungszeugnis. Sie tauschen die Daten mit dem Heimatschutzministerium aus, sodass Alex nun in der Datenbank als illegal alien unter seiner Adresse in Dallas registriert ist. Täglich können die ICE-Ermittler damit an seine Tür klopfen.

Er war vor dem Tod in Honduras geflohen. Nun steht er im Zufluchtsland vor einer neuen Notlage: Wie befreie ich meinen Sohn aus den Fängen des US-Staates?

Derweil wird sein Bruder Oscar bis zur Anhörung vor einem Migrationsgericht gegen Kautions aus der Haft entlassen, muss aber eine elektronische Fussfessel tragen. Er wird damit, wie 12 500 andere Flüchtlinge, auf Schritt und Tritt erfasst, unter der Nummer KROS-16-00015. Die Kautions in Höhe von 15 000 Dollar muss er – zu einem

Zinssatz von 15 Prozent – über zwei Jahre abzahlen plus eine Benutzungsgebühr von monatlich 420 Dollar für die Fussfessel. Insgesamt übersteigt der Betrag 28 000 Dollar, ironischerweise ähnlich viel, wie er in Honduras in Form von Erpressungsgeldern an die Gangs abdrücken muss.

Profiteur ist das Unternehmen Libre by Nexus (200 Angestellte, 30 Millionen Dollar Umsatz), das Tausende von Kautionszahlungen für Migranten arrangiert. Es gehört zu einer Reihe privater Unternehmen, die von der drakonischen Migrationspolitik der USA profitieren, darunter viele, die als Unterstützer Präsident Trumps fungieren, wie Wahlunterlagen belegen. Auch Southwest Key gehört dazu, die Firma, die Arrestlager für die von den Eltern getrennten Kinder betreibt und Regierungsaufträge im Wert von 955 Millionen Dollar einstreicht. Sowie das Rüstungsunternehmen General Dynamics und die Sicherheitsfirma MVM, die einst US-Truppen im Irak ausrüstete.

Die Not der Flüchtlinge, so stellt sich zunehmend heraus, ist ein Milliardengeschäft. Auf mexikanischer Seite existiert eine Industrie der Flüchtlingsschmuggler und -erpresser. Auf amerikanischer Seite eine der Flüchtlingssjäger und -verwalter.

Oscar und seine Familie wohnen in einer Leichtbausiedlung am Rand von Dallas, seelenlos in die Prärie gebaut, eine Kulisse der Trostlosigkeit.

Ein Märztag 2018, zehn Grad, Oscar macht sich auf den Weg zum Casino, wo er als Bodyguard arbeitet. Das ist Amerika 2018 in all seiner Bigotterie: Er ist ein Illegaler, trägt aber als Sicherheitsmann Waffe und Schlagstock.

Seine Frau Julia kommt eben von einem Putzjob im Holiday Inn nach Hause. Aus Angst vor Razzien nimmt sie nicht mehr den Sammelbus für Mitarbeiter. Auch Oscar

wählt für seinen Arbeitsweg nicht mehr die Hauptstrassen, aus Angst vor Kontrollen. Die Fussfessel verbirgt er unter langen Jeans und hohen Strümpfen.

Die beiden sind abwechselnd bei den Kindern, sie arbeiten rund um die Uhr, um sich die Anwaltskosten (9000 Dollar) und die hochverzinste Kautionsleistung leisten zu können. Die Asylbehörde hat beschieden, dass sie eine «glaubwürdige Furcht vor Folter oder Verfolgung darlegten», dennoch wird ihr Ausweisungsverfahren für 2019 anberaumt. Wenn sie irgendwann deportiert sind, haben die USA über 50 000 Dollar an ihrer Flucht verdient.

Es ist der Inbegriff amerikanischen Innovationsgeistes: Selbst aus der Not der verwundbarsten Menschen wird noch eine Industrie.

Oscars drei Kinder blicken durch die vergilbten Gardinen auf den Parkplatz. Es ist, darauf sind sie getrimmt, die Zeit von Trump. Deportationen finden laufend statt. Nachbarjungen wurden schon abgeholt. Die ICE-Truppen, gekleidet in Beige oder Blau, ziehen von Haus zu Haus. Sie checken Arbeitgeber, Hotels, Geflügelfabriken, führen Razzien an Tankstellen durch.

Dazu kommen Bürger, die, ermutigt durch Trumps Hetze, Ausländer denunzieren oder selber mit Waffen und Ferngläsern nach Tonks suchen, wie der damalige ICE-Direktor Tom Homan die Flüchtlinge abwertend nannte – in Anspielung auf das Geräusch, das entsteht, wenn die Fahnder Migranten mit der Taschenlampe über den Schädel schlagen («tonk»).

Der ausländerfeindliche Eifer ist umso erstaunlicher, weil gemäss einer Auswertung der US-Zollbehörde die Zahl illegaler Grenzübertritte auf einem historischen Tiefstand ist. Festnahmen verringerten sich von 1,6 Millionen im Jahr 2000

auf 300 000 im Jahr 2017. Aber Fakten dringen nicht mehr durch in diesen hochemotionalen Zeiten, in denen Bürger Wut zu ihrem Lebensmotto machen.

Oscars Kinder haben klare Regeln: Nicht rausgehen. Nicht die Tür öffnen. Vor Kurzen haben Polizisten an der Tür geklopft. «Wir haben nicht aufgemacht», erklärt Oscar junior, 11, fachmännisch. «Sie dürfen die Wohnung nicht stürmen. Hier im Viertel öffnet keiner die Tür.»

Oscar junior übt Englisch mit seiner Schwester Ashley, 8. Sie sind Klassenbeste. Sie sprechen Englisch ohne Akzent. Sie sind – in der Migrationsterminologie – dreamer, Migrantenkinder, die auf ein Bleiberecht hoffen. Trump will auch das beenden – für 800 000 Migranten, die als Kinder in die USA kamen. Bisher hat er dafür aber keine Mehrheit im Kongress.

Im September wird ihr Geschwisterchen zur Welt kommen. Es wird dann Amerikaner sein – in der Migrationsterminologie ein anchor baby, gezeugt zu Migrationszwecken. In dieser kleinen Wohnung in Nord-Dallas leben dann sechs Menschen derselben Familie aus vier unterschiedlichen Kategorien: Oscar ist «Illegaler». Seine Frau Julia Asylsuchende. Die Kinder fallen unter das von Obama geschaffene Dreamer-Programm. Das Baby wird gebürtiger Amerikaner, darf ohne Eltern aber nicht bleiben.

«Ich denke über eine neue Flucht nach», sagt Oscar erschöpft. Die Jahre haben ihm zugesetzt, er wirkt niedergerungen von Bedrohungen und Bürokratie. «Hier in Texas spitzt sich die Lage zu.» In Bundesstaaten, die Trump gewählt haben, greifen ICE-Truppen in aller Härte durch, angestachelt von seinen Hetzparolen gegen «Vergewaltiger», «Invasoren», «Mörder».

Aber wohin?

Vielleicht nach Trenton, New Jersey, überlegt er, zu seinem Bruder Miguel. In eine sanctuary city, die sich nicht aktiv an den Abschiebungen beteiligt. Dort sind die Chancen grösser, eine Deportation zu vermeiden.

Es wäre eine Flucht im Fluchtland.

Miguel. Díaz Nr. 2

Das Viertel The Bottom in South Trenton ist ein kleines Stück Lateinamerika an den Randzonen der Bürgerlichkeit. Aus den Holzhäusern dringt der rhythmische Sound von Salsa und Reggaeton, aus den Küchen der Duft von Tamales und Tacos. Aber es hat sich etwas geändert: Das Leben spielt nun drinnen. Draussen warten Gefahren. 2018: eine neue Zeit.

Für Miguel, den zweitältesten Díaz, ist Trenton das Gegenteil des American dream. Er lebt in einem undichten Holzhaus und zahlt eine hohe Miete, 1200 Dollar. Er musste sein Studium in Honduras aufgeben und verdient sein Geld jetzt als Tagelöhner mit Schneeschippen und Gartenarbeit. Es ist der Abstieg, der mit der Flucht einhergeht. Aber immerhin will ihn hier keiner töten.

Es ist morgens um sechs an einem grauen Tag, der nie richtig erwachen wird. Ein Blizzard von den Great Lakes soll Schnee bringen. Miguel ist im Geländewagen auf dem Weg zum Job. Tagelöhner stehen wie Huren an der Ecke und warten darauf, dass sie jemand abholt. Hispanische Arbeitskolonnen ziehen das ganze Jahr durch gutbürgerliche Viertel: jäten Unkraut, schneiden Hecken, spritzen Herbizide. Im Sommer pflegen sie die Gärten, im Winter schippen sie Schnee. Dazwischen gibts nicht viel ausser dem Aufräumen nach einem Sturm.

«Ich hoffe auf viel Schnee im Winter und grosse Dürre im Sommer. Auf Wetter, das verrückt spielt», zählt Miguel auf. Die Klimaerwärmung ist der Freund aller Migranten.

Miguel ist der Intelligenteste der Díaz 5. Der Einzige mit Studium, ein Exot in der Arbeiterfamilie. Er sieht aus wie sein Vater, kein Jahr jünger, Hundert Kilo Körpermasse, das Gesicht verbraucht, «Spuren von Arbeit und Sorgen», sagt er lakonisch.

Es hat sich viel geändert seit Trump. Miguels Autofahren ist eher ein Spiessrutenlauf. «Siehst du den Wagen da vorn?» sagt er. «Das ist State Police, die überprüft gern die Papiere von Hispanics. Die Bundespolizei nimmt dich sofort hoch. Die ICE-Truppen fahren in Zivilautos und haben Spione in unserer Gemeinschaft; meinen Freund aus Guatemala haben sie gerade gefasst. Nur die örtliche Polizei fragt nie nach dem Aufenthaltsstatus.»

200 Städte in den USA, fast alle regiert von Demokraten, haben sich zu sanctuary cities erklärt. Sie weigern sich, bei Abschiebungen mitzuhelfen, ein Akt des Widerstands gegen ihren republikanischen Präsidenten. Auf ihre Art leben die Díaz 5 zwischen den Fronten der beiden grossen Parteien. Aber auch zwischen den Polen der Gesellschaft. Zwischen progressiven Küsten und konservativem heartland. Und – auf einer grösseren, weltweiten Skala – zwischen Globalisten und Nativisten. Zwischen liberaler Willkommenskultur und neunationalistischer Abschottung.

Vor einem Jahr hat Miguel seine Familie nachholen lassen, seine Frau Jessica und zwei Kinder. Sie standen vor einer furchtbaren Entscheidung: Jessica konnte nur zwei ihrer vier Kinder mit auf die Flucht nehmen, sonst würde sie zu teuer und gefährlich.

«Wir entschieden uns für die Jüngste und die Älteste», sagt er. Warum?

«Die Jüngste, weil sie uns am meisten braucht. Die Älteste, weil ihr in dem Alter Vergewaltigungen durch die Gangs drohen. Sie ist dreizehn.»

Und die beiden anderen?

«Sind bei Verwandten geblieben. Wir haben sie bis heute nicht wiedergesehen.»

Die Entscheidung nagt an ihm und seiner Frau. Man spürt es an ihrer Stille. Später am Tag sitzen sie stumm im Wohnzimmer, das Essen auf dem Schoss, an der Wand Familienfotos, kalter Wind pfeift durch die Ritzen.

«Trump hat sein Ziel erreicht», sagt Miguel ansatzlos. «Heute haben alle Angst, selbst Migranten, die seit vierzig Jahren hier leben. Angst in ihren Häusern. Bei der Arbeit. Beim Einkaufen. Angst überall.»

Im Mai hat Trump den Schutzstatus für Honduraner gestrichen – trotz Protesten von 600 religiösen Würdenträgern. Eine Entscheidung, die humanitäre Organisationen als «Todesurteil» interpretieren. Etwa 90 000 Honduraner besaßen wegen der Gefahren in der Heimat die Erlaubnis, in den USA zu bleiben.

Miguel sieht es so: Er ist seit fünf Jahren auf der Dauerflucht. Ob nun in Honduras oder Amerika.

Und wenn man sie aufspüren sollte?

«Dann tauchen wir unter und gehen in einen anderen Bundesstaat.»

Und wenn man sie deportiert?

«Kommen wir zurück.»

Und wenn Trump die Mauer baut?

«Wenn El Chapo meterlange Tunnel graben kann, können wir das auch. In Honduras wartet der Tod auf uns.»

Nach einer Pause sagt Miguel: «Grössere Sorgen mache ich mir um Luis. Er steht vor der Deportation.»

Luis. Díaz Nr. 1

Zu der Zeit, Anfang 2018, sitzt sein ältester Bruder Luis 1500 Kilometer entfernt im Gefängnis in Alabama. Wie etwa 220 000 Migranten pro Jahr steht er vor der Abschiebung. Er teilt den Trakt mit anderen Flüchtlingen und mit Kriminellen, gar Gangmitgliedern der MS-13.

Es ist eine bizarre Konstellation: In Honduras sind die Maras seine Todfeinde – hier sind sie Zellennachbarn. Er floh 3000 Kilometer, um ihnen so nah zu sein wie nie zuvor.

Luis hat in Miami und South Carolina gearbeitet, als Türsteher, Bauarbeiter, als Wachmann und Dachdecker. Er und seine Brüder bauten Amerika nach der Grossen Rezession wieder mit auf. Sie machten America great again.

Auf dem Weg von Florida nach Texas geriet er in Alabama in eine Routinekontrolle der Polizei. Man fand Betäubungsmittel im Auto, die einem Kollegen gehörten, aber man glaubte Luis nicht und verbuchte ihn als Dealer, damit in der Kategorie, die Trump «Ungeziefer» nennt. Trump setzt Immigranten oft mit Verbrechen gleich, obwohl die Statistik belegt, dass die Verbrechensrate unter Migranten geringer ist als unter US-Bürgern.

Zwanzig Monate sass Luis in U-Haft. Die Brüder übernahmen die Anwaltskosten, doch als «Illegaler» in Alabama, einem der konservativsten Bundesstaaten, hatte er keine Chance. Während in New Yorker Gerichten 60 Prozent der Asylfälle anerkannt werden, sind es in Staaten wie Alabama nur 5 Prozent. Er dokumentierte die Morddrohungen gegen seine Familie, doch die Gegenfrage lautete: Werden Sie verfolgt aufgrund Zugehörigkeit zu einer Rasse, Religion, Nationalität oder politischen Meinung – gemäss den Kriterien der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1951? Kategorien, die 2018 auf Millionen Flüchtlinge weltweit nicht mehr zutreffen. Seine Antwort lautete: «Nein. Mir droht der Tod, weil die Gang das so will. Es ist ein Terrorregime.»

Nach weiteren Wochen Abschiebehäft wird Luis schliesslich deportiert. Man steckt ihn und 200 andere Honduraner in ein Flugzeug nach San Pedro Sula. Dreimal pro Woche landen die voll besetzten Maschinen der US-Luftwaffe in der zweitgrössten Stadt von Honduras. Sie bringen die Gescheiterten, eher: die Gefährdeten.

Vater Díaz empfängt Luis gemeinsam mit dessen kleinem Sohn am Flughafen. Es ist ein drückend heisser Tag im Januar 2018, in der Luft hängt die bleierne Schwüle vor einem Tropensturm. Die drei vergiessen ein paar Tränen – der Wiedersehensfreude, aber auch der Enttäuschung und Sorge. Luis sieht erledigt aus, ein Mann, dessen Haut lange keine Sonne gesehen hat.

Sie gehen über einen Seitenausgang schnell zum Auto – Luis darf nicht gesehen werden. Die Gangs positionieren Späher am Flughafen, um Feinde zu identifizieren und Rückkehrer aus den USA erpressen zu können.

Vater Díaz besorgt seinem ältesten Sohn einen Job als Busfahrer für 500 Lempira am Tag, etwa 20 Dollar. Er stellt eine Bedingung: Luis müsse im Untergrund bleiben, das Haus nur im Dunkeln verlassen, in keine Bar, an keinen öffentlichen Ort gehen. «Wir müssen genug sparen, damit du schnell zurückkannst. In einen sichereren Teil, vielleicht Kalifornien.»

Inzwischen bieten Strassenhändler in Honduras die Flucht für 8500 Dollar an. Luis könnte die Grenze auf eigene Faust überqueren, aber es gibt Berichte, dass Schleuser solche Flüchtlinge ermorden, um Nachahmer abzuschrecken.

Eine legale Rückkehr in die USA ist mittlerweile für die ganze Familie ausgeschlossen. Als Teil der im Mai ausgerufenen zero tolerance policy hat Justizminister Sessions in der Anordnung 3929 verfügt, eine Bedrohung durch Gangs und Vergewaltigungen stelle nun keinen Asylgrund mehr dar. Trump hat zudem Tausende Nationalgardisten entlang der Grenze stationiert und ICE-Agenten schon in Mexiko postiert, um Asylsuchende zu warnen: «Es gibt keinen Platz, um euch aufzunehmen.» Eine Aktion, die amerikanisches und internationales Recht bricht.

Im August 2018 besuchen wir Luis erneut. Er lebt nun bei einer Frau in einem Mietshaus am Ortsrand. Er ist der Impulsivste der fünf, die Arbeit hat ihm ein breites Kreuz verschafft, wie allen Brüdern. Auch die Sprachlosigkeit ist ähnlich, die sich erst langsam löst, das angeeignete Misstrauen gegenüber Fremden.

Sie bewegen sich jetzt frei im Ort?

«Ich ertrage die Enge nicht länger», sagt er. «Ich bin ein freier Mann. Dies ist meine Stadt. Ich beuge mich dem organisierten Verbrechen nicht mehr.»

Sein Vater sitzt neben ihm. Sie trinken Limonade und essen Koteletts, die ihre Frauen servieren.

«Du bist verrückt. Das ist lebensgefährlich», sagt Vater Díaz.

«Alle sagen immer nur dasselbe.»

«Ein falsches Wort, und du bist tot.»

Luis sieht sich um. Er sitzt in einem dunklen Haus, das für ihn zum Gefängnis geworden ist. «Ich kann so nicht leben», sagt er. «Ich bin jetzt Mitte dreissig. Man kann nicht das ganze Leben in Angst verbringen.»

Am nächsten Tag ist Luis wieder als Busfahrer unterwegs. Es ist Freitag, Zahltag. Er übergibt Schutzgelder an zwei jugendliche Mitglieder der Gang Barrio 18 an der Endhaltestelle in San Pedro Sula. Längst ist ihnen klar: Ein Díaz ist zurück. Es ist, als liefere sich Luis ihnen frei Haus.

«Ich kann ihn nicht zwingen. Er ist erwachsen», sagt sein Vater verzweifelt.

«Ich will ein normales Leben», sagt Luis. «Wenn ich sterben muss, dann aufrecht.»

Dann geht er raus. Er will noch mal trinken. Die ganze Nacht.

Alex junior. Díaz Nr. 3

Wenn einer der Díaz 5 einen Ausweg gefunden hat, dann vielleicht Alex junior. Der Mittlere. Der Ausgeglichene. Auch der Pfiffigste.

Die Fahrt zu ihm führt aus Potrerillos in die Berge, an den Hängen wachsen Kaffeesträucher und Bananenstauden, endlose Plantagen, bis nach drei Stunden San Luis auftaucht, eine kleine Bergstadt mit nur drei Zufahrten. Es ist die Gegend der cafeteros, der Kaffeebauern.

Alex junior und seine Familie leben in einem Haus, das den Häusern in den Südstaaten nachempfunden ist, ein Flachbau, amerikanische Küche, amerikanischer Kühlschrank, TV-Sessel.

Sie sind drei Monate zuvor nach Honduras zurückgekehrt, weil das Versteckspiel in den USA sie an den Rand des Wahnsinns führte, dieses Leben in der Illegalität. «Ich habe meinen Sohn Steven aus dem Heim in New York zurückbekommen», sagt Alex, «aber da war er schon depressiv. Und wir hatten ständig Angst, dass die Truppen mich holen und die Kinder allein bleiben.»

Es ist wohl so: Sie sind gleichzeitig die Opfer von Trump und seine Trophäen.

Alex trägt einen korrekt gestutzten Bart und eine Baseballkappe wie alle Díaz. Sein Blick ist wach, sein Aussehen etwas urbaner, obwohl er so weit entfernt ist vom urbanen Leben wie keiner der Brüder. Er hat in San Luis einen Friseursalon aufgemacht, er nimmt 50 Lempira pro Haarschnitt, zwei Dollar, und kann alles behalten. Er ist der Einzige in der Familie, der keine renta an die Gangs zahlt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf seinem Schoss sitzt Justin, sein in den USA geborener Sohn, gerade drei. «Er hat eine grosse Zukunft», sagt Alex. «Alle Frauen werden mit ihm zusammen sein wollen, er hat die amerikanische Staatsbürgerschaft. Es gibt kein besseres Startkapital.»

Daneben sitzt sein älterer Sohn Steven, 12. Ein schüchterner Junge, der von einem Trauma (Flucht) in das nächste geriet (Familientrennung) und später in ein weiteres (Deportation). Ein Gespräch mit Steven über die Vorkommnisse ist nicht leicht. Er hat die erzwungene Trennung durch US-Beamte als Entführung erlebt, als Entreissen aus dem Schutz der Familie und brutale Überführung in ein Internierungslager 3000 Kilometer entfernt. «Die Betreuer in New York waren nett, aber ich habe mich gefühlt wie ein Verbrecher.»

Jetzt aber, sagt Steven, ist die Lage am allergefährlichsten. Er ist in dem Alter, da die Gangs ihn mit Gewalt rekrutieren und zum Töten abrichten – Hauptgrund für die Flucht vieler Teenager. Ihm bleibt dann nur die Wahl: Mitmachen und morden – oder fliehen. «Ich möchte nur leben», sagt er.

Hier in San Luis sind sie einigermaßen in Sicherheit. Sie leben im «Narcoland». Die Drogenkartelle haben sich in Zentral-Honduras eine heile Welt geschaffen. Sie waschen hier ihr Geld und investieren es in Landepisten, Kaffeepflanzungen, Ländereien. Sie sind Anzugträger, Anwälte, Söhne von Präsidenten, Minister. Sie haben ihre eigene Privatarmee. Sie sind besser bewaffnet als Staat und Gangs zusammen.

Die Maras versuchten, ins Territorium einzudringen, wurden aber abgefangen und ermordet. Es ist nicht anders als zwischen Staaten: eine Frage der besseren Rüstung.

Alex sagt: «Die Narcos töten die Leute wenigstens nicht. Sie knöpfen ihnen keine Schutzgelder ab. Sie wollen nur in Ruhe ihr Business durchziehen.» Für ihn das geringere Übel. Sie machen ihr Geld mit Drogen und den Süchten der Yankees. Die

Maras dagegen machen es mit dem Terror der Bevölkerung. «Man kann ihr Business kritisieren, aber Moral ist ein Luxus, den man sich hier nicht leisten kann.»

Könnte das die Lösung für Honduras sein? Gar ein Modell? Die Drogenmafia vertreibt die mordenden Gangs unter den Augen des Staates? Es klingt wie der Stoff eines dystopischen Films.

Vater Díaz kommt zu Besuch. Es ist August 2018. Die USA haben die Tore für Honduraner inzwischen endgültig geschlossen. Sein Sohn Oscar hat bereits eine vorgezogene Vorladung vor das Abschiebungsgericht erhalten. Díaz senior ist besorgter noch als bei unserem ersten Treffen achtzehn Monate zuvor. Er sucht einen sicheren Ort für die ganze Familie und fragt sich: Könnte er Luis hierher zu Alex schicken? Sogar Miguel und Oscar aus den USA? Alle vier ihm gebliebenen Söhne?

Es könnte, so glaubt er, die vorübergehende Rettung der Familie Díaz sein, der zarte Hoffnungsschimmer inmitten der Tragödie: Exil im Narcoland.

Wem gehört der Schädel?

Gerhard Ziegenfuß hat von seinem Großonkel einen Totenkopf geerbt, Zeugnis der deutschen Kolonialgeschichte in Namibia. Er will ihn zurückgeben. Aber das ist nicht so einfach.

Von Elisabeth Kimmerle, taz, 03.02.2018

Das Geheimnis der Familie Ziegenfuß wiegt 900 Gramm und lagert in einem DHL-Paket, adressiert an die Botschaft der Republik Namibia, Berlin. Ein nachgedunkelter Menschenschädel mit tiefen Augenhöhlen, Unterkiefer und Zähne fehlen, das rechte Jochbein ist abgebrochen, die Schädelnähte sind noch deutlich erkennbar.

Gerhard Ziegenfuß zögert, als er den Karton auf der Terrasse öffnet. Der pensionierte Biologielehrer hat sich ein Leben lang mit Skeletten beschäftigt, doch den Schädel will er nur ungern anfassen, als fürchte er, die Totenruhe zu stören. Behutsam nimmt er den Schädel schließlich hoch und hält ihn wie etwas sehr Zerbrechliches. Da steht Ziegenfuß nun in seinem Rosengarten im Münsterland, ein schwächlicher 77-Jähriger mit geradem Schnurrbart, Brille und Sportschuhen, das Karohemd in die Jeans gesteckt. Mit der Vergangenheit in seinen Händen will er seit fast zehn Jahren abschließen – und wird doch immer auf sie zurückgeworfen.

Denn der Schädel ist nicht nur ein dunkler Fleck in der Ziegenfuß'schen Familiengeschichte. Er ist Teil eines dunklen Kapitels der deutschen Geschichte, das immer noch nicht aufgearbeitet ist. In Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia, schlug die Kolonialtruppe den antikolonialen Widerstandskampf der Herero und Nama in den Jahren 1904 bis 1908 gnadenlos nieder. Es war der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts. Schätzungsweise 80.000 Herero und 10.000 Nama starben in der Region Omaheke, auch Sandfeld genannt, oder in den Konzentrationslagern. Militärärzte

trennten die Köpfe der Leichen ab und schickten sie als Forschungsobjekte für rassenanthropologische Untersuchungen nach Deutschland.

Vertreter von Herero und Nama haben im Jahr 2017 vor dem Bundesbezirksgericht in New York eine Sammelklage gegen die deutsche Bundesregierung eingereicht. Sie fordern unter anderem Entschädigungszahlungen. Auch andere ehemalige Kolonialmächte schauen auf diesen Prozess. Sollten die Herero und Nama Erfolg haben, könnte das weitere Klagen nach sich ziehen. Ende Januar vertagte das Gericht eine Anhörung zu der Frage, ob die Klage überhaupt zulässig ist. Am 3. Mai soll es weitergehen.

Im Elternhaus von Gerhard Ziegenfuß gibt es eine Familienlegende: Der Großonkel von Ziegenfuß geht im Jahr 1900 als Missionar in die damalige Kolonie Deutsch-Südwestafrika, um die Menschen dort zum Christentum zu bekehren. Pater Alois Ziegenfuß ist im Eichsfeld, einer katholischen Enklave im protestantischen Thüringen, ein hoch angesehener Mann und der ganze Stolz der Familie. Als der Kolonialkrieg ausbricht, wird er als Feldgeistlicher eingezogen und betreut die Truppe als Seelsorger. Der Schädel, so geht die Familienlegende, soll einem Häuptling gehört haben und dem Pater Alois Ziegenfuß von einem bekehrten Stamm als Geschenk übergeben worden sein. Der soll ihn zusammen mit Tiergebeinen in eine Kiste gepackt und seiner Familie in Thüringen geschickt haben.

Gerhard Ziegenfuß, Jahrgang 1940, wächst in einem Bauernhaus in Thüringen auf, in dem schon sein Großonkel geboren ist. In der Diele liegt damals ein Leopardenfell mit Kopf, in der Vitrine stehen zwei Elefantenfiguren aus Ebenholz. In der Familie erzählt man sich abenteuerliche Geschichten über die Jagdzüge des Onkels und den „Krieg gegen die Wilden“. Der Schädel ist seit Jahrzehnten im Wohnzimmerschrank verstaut. Über ihn zu sprechen vermeidet die Familie.

Bis sich im Jahr 1960 Gerhard Ziegenfuß, inzwischen Biologiestudent in Münster, an den Totenkopf im elterlichen Wohnzimmerschrank erinnert. Im Anatomiekurs an der Universität vermessen sie Schädel. Die anderen Studenten belächeln Ziegenfuß wegen seines Plastikschädels, sie haben echte. Kurz entschlossen fährt er zu seinem Elternhaus in der DDR. So gelangt der Schädel über die deutsch-deutsche Grenze ins Münsterland,

wo Ziegenfuß noch heute lebt. Dort landet er nach dem Studium im Keller. Ziegenfuß heiratet, wird Gymnasiallehrer und Vater von zwei Kinder. Den Schädel vergisst er.

„Meine Mutter war erleichtert, als sie mir den Totenkopf gegeben hat“, sagt Ziegenfuß heute. Die Verbrechen der Kolonialzeit seien in der DDR kein Thema gewesen. „Da war die Geschichte mit den Weltkriegen, Stalin wurde glorifiziert. Die hatten anderes zu tun.“

Im Jahr 1995 besucht Helmut Kohl als erster deutscher Kanzler seit 1908 Namibia. Ein Zusammentreffen mit Herero-Abgesandten meidet er. Die deutsche Regierung bedauert das Geschehene, spricht aber nicht von Völkermord – mit dem Hinweis, dass die UN-Völkermordkonvention von 1948 nicht rückwirkend gelte.

Im selben Jahr entrümpelt Gerhard Ziegenfuß mit seiner Frau Friederike den Keller. Über die Jahre als Biologielehrer hat Ziegenfuß eine Sammlung an tierischen Knochen gehortet. Da liegt auch der Schädel. „Das kannst du unseren Söhnen nicht antun, dass sie plötzlich diesen Schädel vererbt kriegen“, sagt seine Frau. Der Schädel muss also weg.

Doch was tun damit? Der Vorschlag eines Kollegen, den Schädel in einer Plastiktüte in der Straßenbahn zu vergessen, kommt für Ziegenfuß nicht infrage. Er will ihn dorthin zurückbringen, wo er hergekommen ist. Einer seiner Schüler plant eine Reise nach Namibia. Ziegenfuß will ihm den Schädel mitgeben. Doch was wird der Zoll dazu sagen? Er lässt die Idee fallen. So einfach kann er sich seines kolonialen Erbes nicht entledigen.

Zum hundertsten Jahrestag des Genozids an den Herero und Nama nimmt die Bundesentwicklungsministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul (SPD) im Jahr 2004 an einer Gedenkfeier am Waterberg in Namibia teil. „Die damaligen Gräueltaten waren das, was heute als Völkermord bezeichnet würde“, sagt sie anschließend in ihrer Rede und bittet um Vergebung. Es ist das erste Mal, dass eine offizielle Vertreterin Deutschlands das Wort ausspricht. Doch die Äußerung ist nicht abgesprochen. Die Bundesregierung zieht sich schnell auf die alte Position zurück, spricht weiter von Gräueltaten, um Entschädigungsforderungen zu vermeiden.

Im Jahr 2008 tauchen in den anthropologischen Sammlungen der Universität Freiburg Schädel aus Namibia auf, das Fernsehmagazin „Fakt“ berichtet darüber. Zur selben Zeit wird bei Familie Ziegenfuß renoviert. Friederike Ziegenfuß hat genug. „Der Schädel gehört nicht in dieses Haus“, sagt sie ihrem Mann, „finde endlich eine Lösung“.

Gerhard Ziegenfuß ist inzwischen pensioniert, es gibt keine Ausreden mehr. Er beschließt, sich der Sache zu widmen. Dass er bald mitten in die diplomatischen Verwerfungen zwischen Deutschland und Namibia geraten würde, mitten in den Konflikt über die schleppende Aufarbeitung der kolonialen Verbrechen, ahnt Gerhard Ziegenfuß zu diesem Zeitpunkt nicht.

Zunächst versucht er, den Schädel über den offiziellen Weg an Namibia zurückzugeben und wendet sich an die namibische Botschaft in Berlin.

E-Mail von der namibischen Botschaft am 25. August 2008: Sehr geehrter Herr Ziegenfuß, herzlichen Dank, dass Sie diese wichtige Information mit uns teilen, und ich kann Ihnen versichern, dass die Botschaft Sie in jeder Hinsicht unterstützen wird.

E-Mail vom Auswärtigen Amt am 18. Mai 2009: Sehr geehrter Herr Ziegenfuß, die namibische Botschaft hat Kontakt mit dem Auswärtigen Amt aufgenommen und uns Ihre Schreiben an die Botschaft von August und September 2008 übermittelt. Sie schreiben darin, dass Sie im Nachlass Ihres Großonkels einen Schädel vorgefunden haben, der aus Namibia stamme und den Sie gerne dorthin zurückführen möchten. Dieses Anliegen möchten wir gerne unterstützen.

Es gibt in Deutschland kein Gesetz, das die Rückgabe von geraubten menschlichen Überresten regelt. Nachdem in anthropologischen Sammlungen von Berlin über Dresden bis Freiburg Gebeine aus ehemaligen Kolonien gefunden worden sind, fordern die Nachfahren diese aber zurück. Im Jahr 2010 startet in Berlin das Charité Human Remains Project, das die Herkunft und den Gewerbskontext der Knochen klären soll. Das ist in vielen Fällen schwierig: Ohne historische Quellen ist eine Zuordnung zu einer Bevölkerungsgruppe kaum möglich. Die Gebeine auf biologische Merkmale zu untersuchen, ist zudem problematisch, da Wissenschaftler mit den Methoden und auf Grundlage kolonialen Wissens arbeiten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Jahr 2011 reist eine Delegation aus Namibia nach Berlin, um 20 Schädel entgegenezunehmen. Es ist die erste Restitution namibischer Schädel in Deutschland. Bei den Übergabefeierlichkeiten kommt es zum Eklat. Die Staatsministerin im Auswärtigen Amt, Cornelia Pieper von der FDP, findet in ihrer Rede viele Worte für das Geschehene, sie spricht von blutiger Niederschlagung, Brutalitäten, Zwangsarbeit, Gräueltaten. Den Begriff Genozid meidet sie. Als Pieper dem namibischen Volk „Versöhnung“ anbietet, protestieren Aktivisten im Publikum lautstark, Pieper verlässt grußlos den Saal.

Gerhard Ziegenfuß ist zu der offiziellen Übergabe in Berlin eingeladen, doch er nimmt nicht teil. Seinen Schädel hat er im Jahr 2009 per Post an einen Humanbiologen in Berlin geschickt, der den Ursprung untersuchen soll. Um das Übrige, nimmt Ziegenfuß an, werden sich dann die namibische Botschaft und das Auswärtige Amt kümmern. Er glaubt, die Vergangenheit los zu sein.

Doch sie holt ihn wieder ein. An einem Tag kurz vor Weihnachten 2012 bekommt er ein Paket. Es ist der Schädel, versehen mit einer kurzen Notiz des Humanbiologen, er habe keine Zeit gehabt, sich damit auseinanderzusetzen. „Ich muss ehrlich sagen, wenn ich gewusst hätte, dass in dem Paket der Schädel ist, hätte ich die Annahme verweigert“, sagt er.

Doch Ziegenfuß ist niemand, der schnell aufgibt. Er läuft Marathon, bringt die Dinge vernünftig zu Ende. Dass er den Schädel einfach nicht loswird, will er nicht hinnehmen. Jetzt erst recht nicht mehr.

Ziegenfuß schickt den Schädel erneut zur Klärung seiner Herkunft an die Charité nach Berlin, und als er dort kein eindeutiges Ergebnis bekommt, nach München zur Isotopen-Untersuchung und nach Münster zur DNA-Analyse. Anfang März 2014 gibt Deutschland zum zweiten Mal Schädel an Namibia zurück, der von Ziegenfuß ist nicht dabei.

Weil sich auf offiziellem Weg nichts tut, beschließt er, den Schädel selbst nach Namibia zu bringen.

E-Mail von Gerhard Ziegenfuß an die namibische Botschaft vom 18. März 2014: Nächste Woche werde ich die Ergebnisse der Isotopen-Untersuchung des Schädels, der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sich über 100 Jahre in der Obhut meiner Familie befunden hat, von der Uni München erhalten. Wenn der namibische Ursprung bestätigt wird, plane ich nun eine persönliche Repatriierung und in dem Zusammenhang eine Bestattung in Namibia. Bzgl. der vorgesehenen Repatriierung ergeben sich ein paar Fragen: Brauche ich ein Dokument der namibischen Vertretung für die Einreise bzw. die Kontrollen beim Einchecken für den Flug? Wer könnte in Namibia Ansprechpartner für die geplante Bestattung sein?

E-Mail von der namibischen Botschaft vom 31. März 2014: Sehr geehrter Herr Ziegenfuß, sollte der namibische Ursprung bestätigt werden, wäre es nicht im Sinn der Sache, dass Sie den Schädel nach Namibia bringen, um ihn dort zu bestatten. Auch wenn der Schädel nach hiesigen Regeln wohl in Ihrem Eigentum ist, so sollte die Rückgabe, bzw. Rückführung in jedem Fall in Einvernehmen mit der namibischen Regierung stattfinden, was ja auch in Ihrem Sinn ist.

Befund des Instituts für Rechtsmedizin des Universitätsklinikums Münster vom 21. Juli 2014: Die Ergebnisse der genetischen Analyse sind mit der Annahme vereinbar, dass es sich bei dem untersuchten Schädel um den Schädel eines Mannes aus dem Raum südlich der Sahara handelt, wahrscheinlich aus dem westlichen oder zentralen Raum des südlichen Afrikas.

Gerhard Ziegenfuß fährt trotzdem nach Namibia, ohne den Schädel. Er will dort mit Vertretern der Herero und Nama sprechen und im Archiv des Oblatenordens seines Großonkels nach Spuren suchen, die etwas über die Identität des Toten verraten, zu dem der Schädel gehört. Doch die Reise ist wenig erfolgreich. Die Oblatenbrüder lassen ihn nicht in ihr Archiv. Die Herero und Nama wollen den Schädel nicht annehmen, wenn nicht geklärt ist, welcher Ethnie er angehört. Ziegenfuß begreift, wie wenig er über die Gefühle der Betroffenen weiß.

Der Sprecher der Ovaherero Genocide Foundation, Festus Muundjua, antwortet auf die Frage, was Ziegenfuß mit dem Schädel tun solle: „Wenn die Regierung ihn nicht haben will, wirf ihn in den Rhein.“ Aus seinen Worten spricht Verbitterung. Vertreter der Herero haben die Bundesregierung aufgefordert, den Völkermord offiziell anzuerkennen und die Nachfahren der Genozidopfer förmlich um Entschuldigung zu bitten. Doch die Bundesregierung verhandelt bis heute mit der namibischen Regierung, die Nachfahren der Opfer fühlen sich ausgeschlossen.

Im Juni 2016 erkennt der Bundestag mit der Armenienresolution das türkische Massaker an den Armeniern 1915 als Völkermord an. Über den Genozid in Namibia kein Wort.

Im Januar 2017 reichen Vertreter der Herero und Nama in New York eine Sammelklage gegen Deutschland ein. Die Bundesregierung hält den Prozess für unzulässig und beruft sich auf den Grundsatz der Staatenimmunität: Das New Yorker Gericht sei dafür nicht zuständig. Die jetzt lebende Urenkelgeneration sei zudem nicht unmittelbar persönlich vom Völkermord betroffen und habe daher keinen Anspruch auf Entschädigung, sagt Ruprecht Polenz, der Sondervermittler in den Verhandlungen mit Namibia.

Gerhard Ziegenfuß sucht unterdessen weiter nach Hinweisen zum Schädel. Er versucht herauszufinden, wie er zur Familie Ziegenfuß kam, klammert sich an jede Spur. Die Vergangenheit füllt sein Arbeitszimmer mit Akten. Dabei, das ist ihm wichtig, sind Gebeine nicht sein Hobby. Seine Leidenschaft gilt der Kakteen- und Rosenzucht.

Den Schädel zurückzugeben, das war für ihn anfangs eine lästige Pflicht, dann eine Herausforderung. Inzwischen weiß er so viel über die Verbrechen der Kolonialzeit, dass der Schädel für ihn zum Symbol geworden ist: für eine Schuld, die nicht gesühnt wurde. Das Verhalten Deutschlands findet er unsäglich. „Bei uns ist die Auseinandersetzung mit der Kolonialgeschichte an Peinlichkeit nicht zu überbieten, da könnte ich mich für schämen“, sagt er. Je mehr er versucht, den Schädel würdevoll zurückzugeben, je schwieriger die Restitution wird, desto mehr wird sie für ihn zur ethischen Verpflichtung.

Brief vom Auswärtigen Amt und der namibischen Botschaft vom 7. Juli 2017: Auf Bitten der namibischen Regierung planen wir jetzt nach 2011 und 2014 eine weitere Rückführung von Gebeinen, die voraussichtlich in der zweiten Jahreshälfte stattfinden und die menschlichen Überreste einbeziehen soll, deren Herkunft aus Namibia zweifelsfrei geklärt ist. [...] Für Ihre Zusammenarbeit danken wir Ihnen erneut sehr herzlich. Sie ist essentiell, um dieses finstere Kapitel der Kolonialgeschichte aufzuarbeiten und den Verstorbenen endlich eine letzte Ruhe in Würde zu ermöglichen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dieses Mal steht der Name von Gerhard Ziegenfuß auf der Liste der angeschriebenen Institutionen. Klappt die Übergabe jetzt doch endlich?

Ein Tag im Juli, der Ziegenfuß'sche Wohnzimmertisch ist übersät mit Postkarten des Missionars. Siebzig sind erhalten geblieben, Herero sind darauf zu sehen, mit Ketten um den Hals, ein Reiter in der Steppe. Ziegenfuß hat die Karten nach Datum, Absendeort, Motiv und Adressat geordnet. Ganz rechts hat er Stichwörter zum Inhalt der Karte notiert. 22.09.1900 Hamburg – Abreise nach Afrika, 07.10.1900 Kanarische Inseln – „Es lebe Afrika!“, 1.11.1900 Swakopmund – Gefangene Eingeborene, dahinter hat Ziegenfuß ein Ausrufezeichen gesetzt. 03.06.1908 Otawi, „Mutter bekommt das 1. Tigerfell“.

Von einem Schädel ist nirgends die Rede. Nur in einer Postkarte aus dem Jahr 1913 erkundigt sich Alois Ziegenfuß nach dem Erhalt der „Gehörne“. Ist das die Kiste mit den Tiertrophäen, in der auch der Totenkopf zur Familie gelangte? Ziegenfuß glaubt nicht an die tradierte Familienerzählung. „Welcher Stamm verschenkt Gebeine von Angehörigen?“, fragt er.

An einem schönen Oktobertag fährt Ziegenfuß mit dem Auto ins thüringische Dingelstädt, seinen Geburtsort. Seine Schwester Agatha Kuchenbuch lebt noch immer im Haus des Großonkels. Im benachbarten Heiligenstadt gibt es ein Kreisarchiv, in dem sich Aufzeichnungen über den Missionar finden lassen müssten. Ziegenfuß schaltet das Navigationssystem ein, das letzte Mal war er vor eineinhalb Jahren zur Beerdigung seines Bruders hier.

„In meiner Familie bin ich der Exot“, sagt Gerhard Ziegenfuß auf der Fahrt. Die Familie seiner Schwester verstehe nicht, warum er sich so für etwas engagiere, was so lange her ist. Für weit entfernte Verwandte ist er ein Nestbeschmutzer, weil er Dinge ausgräbt, die nicht ins Bild des guten Missionars passen, nach dem in Windhuk sogar eine Straße benannt ist.

Heute liegt kein Leopardenfell mehr im Elternhaus des Paters, nur ein Gemälde der namibischen Steppe erinnert an ihn. Agatha Kuchenbuch, eine Siebzigjährige mit aubergine gefärbtem Kurzhaarschnitt, tischt eine Wurstplatte und Mett auf. Sie will mit

dem Familienerbe nichts zu tun haben. „Das geht mich doch gar nichts mehr an.“ Die Tiertrophäen hat sie nach der Wende entsorgt.

„Jetzt sag mir mal: Wieso hat der einen Totenkopf mitgebracht?“, will sie von ihrem Bruder wissen. Ziegenfuß kann ihr das nicht beantworten. Damals habe es professionelle Schädel Sammler gegeben, erklärt er, aber der Missionar sei keiner gewesen. „Was hat der dann gemacht, der Pater?“, hakt seine Schwester nach. „In seinen Tagebuchaufzeichnungen wird deutlich, dass er völkisch-nationales Gedankengut hatte, was er da geschrieben hat, ist menschenverachtend“, sagt er zögernd. Agatha Kuchenbuch nickt. „Manchmal kann man sich einer Sache nicht entziehen. Wie in der DDR. Was willst’n machen? Aus den Fängen kommst du nicht mehr raus.“

Aufzeichnungen von Pater Alois Ziegenfuß „Aus meinen Kriegerlebnissen“, 1906: Major von Estorff verfolgte unausgesetzt den flüchtenden Feind, während wir von Oparakone über Eware, Otiunda (Sturmfeld), den eisernen Ring schlossen und die Herero ihrem Schicksal überließen. [...] Arme, hungernde und ermattete Weiber und Kinder wurden ohne Wasser ins Sandfeld zurückverwiesen. [...] Unbemerkt ritten wir an das große Hererolager heran; um ein mächtiges Feuer in der Mitte brannten in rabenschwarzer Nacht etwa 200 kleinere Feuerchen, an denen sich die schwarze Gesellschaft plaudernd und lärmend zu schaffen machte. „Seitengewehre pflanzt auf“, erscholl das Kommando, und auf Leben und Tod, in voller Karriere, ging es hinein „ins volle Menschenleben“!

Gerhard Ziegenfuß sagt: „Wie er die Kampfhandlungen beschreibt ... das tut richtig weh zu lesen. Das passt überhaupt nicht, zumindest für einen Theologen.“ Mittlerweile glaubt er, dass sein Großonkel den Schädel gar nicht selbst nach Deutschland geschickt hat. Nur so kann er diesen Widerspruch auflösen. Es könnte ja sein, dass Soldaten den Schädel in die Kiste gepackt haben. Aber warum hätten sie das tun sollen? Ziegenfuß zuckt mit den Schultern. „Vielleicht war’s nur Jux. Oder um ihn zu überraschen.“ Überzeugt klingt er nicht.

Früh am nächsten Morgen macht sich Ziegenfuß, der jeden Tag um fünf Uhr aufsteht, mit seinem Aktenkoffer auf den Weg ins Kreisarchiv von Heiligenstadt. Er erhofft sich eine Spur in den Zeitungen. Alois Ziegenfuß wurde im Eichsfeld verehrt, er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

veröffentlichte Reiseberichte und Pfingstgrüße in der Heimatzeitung. Im Lesesaal steht Ziegenfuß gebeugt über einer Ausgabe der Eichsfelder Volkszeitung vom Januar 1923. Er blättert die steifen, vergilbten Seiten um, sein Blick streift von oben nach unten. Plötzlich schlägt er auf den Zeitungsband und ruft: „Bingo! Ich wusste doch, dass wir was finden!“ Ein Reisebericht des Missionars. Aber vom Schädel – wieder kein Wort.

Auch Wissenschaftler haben nicht mehr über den Schädel von Gerhard Ziegenfuß herausfinden können. Der Historiker Holger Stoecker hat im Human Remains Project der Charité die historische Quellenlage untersucht. Dass Missionare in das koloniale Projekt eingebunden waren, ist laut Stoecker belegt. „Es gibt in der Geschichte einige Beispiele dafür, dass Missionare sich am Schädel sammeln beteiligt haben“, sagt er. Dass Alois Ziegenfuß dazu gehörte, lasse sich aus den Zeitdokumenten nicht rekonstruieren. „Aber die Hemmschwelle war damals deutlich herabgesetzt, und er hatte die Möglichkeit dazu.“

Historisch ist es zumindest denkbar, dass der Pater den Schädel auf dem Feld gefunden oder von der kaiserlichen Schutztruppe überreicht bekommen hat. Doch auch Stoecker sagt: Im Fall Ziegenfuß bleiben viele Fragen offen.

Ein kalter Januarabend im Café Fredericks in Berlin-Wedding, dem Stammcafé der Aktivisten des Bündnisses „Völkermord verjährt nicht“. Die Lüderitzstraße, in der es liegt, ist benannt nach einem deutschen Kaufmann, der die Nama um ihr Land betrog. Es gab Proteste, nun soll die Straße einen neuen Namen bekommen. Auch das Café selbst hieß früher nach Lüderitz, heute erinnert es an Cornelius Fredericks, einen Widerstandskämpfer der Nama, der im Konzentrationslager auf der Haifischinsel ums Leben kam.

Im Kleinen tut sich doch etwas im Umgang mit der kolonialen Geschichte. Auch dank Israel Kaunatjike, dem einzigen Herero-Aktivisten in Berlin. Inmitten seiner Mitstreiter sitzt er im Café. Er war im Jahr 2004 der Erste, der gefordert hat, namibische Schädel aus anthropologischen Sammlungen zu restituieren. Zum Fall Ziegenfuß sagt er: „Wenn man nicht identifizieren kann, ob der Schädel von den Herero oder von den Nama ist, kann man damit nicht viel anfangen. Wir können ihn nicht annehmen.“ Ziegenfuß tut Kaunatjike leid. „Er gibt sich seit Jahren Mühe und wird ignoriert. Diesen Mann so im Stich zu lassen, finde ich nicht gut“, sagt er.

„Was sind zehn Jahre im Vergleich zu den hundert Jahren, die er den Schädel hat?“, wirft Esther Muinjangué ein. Die Vorsitzende der Ovaherero Genocide Foundation ist aus Namibia angereist. „Er kann warten, bis die Regierung sagt, jetzt ist es an der Zeit, den Schädel zu restituieren.“ Für Muinjangué haben die Schädel eine wichtige Funktion in der Debatte. Sie erinnern die Deutschen an den Genozid. „Wir wissen, dass sie ihn leugnen wollen“, sagt sie. „Aber jedes Mal, wenn die Schädel an die Öffentlichkeit kommen, haben sie den Beweis.“

Seit neun Jahren versucht Gerhard Ziegenfuß nun schon, den Schädel zurückzugeben. Er sei „lost in restitution“, sagt er halb ironisch, halb verzweifelt. Von der im Juli angekündigten Rückführung weiterer Schädel hat er nichts mehr gehört. Das Auswärtige Amt antwortet auf Nachfrage der taz nur, die Bundesregierung führe mit der namibischen Regierung „Gespräche über eine zukunftsgerichtete Aufarbeitung der gemeinsamen Kolonialvergangenheit“. Die namibische Botschaft ist auch nach wiederholten Anfragen nicht erreichbar.

Ziegenfuß hat sich inzwischen einen anderen Weg überlegt, wie der Schädel zur letzten Ruhe kommen kann. Zufrieden ist er damit nicht, aber es wäre zumindest versöhnlich. Sollte es in absehbarer Zeit nicht mit der Rückgabe klappen, dann nimmt Gerhard Ziegenfuß den Schädel mit in sein Grab.

Help!

Ein junger Flüchtling aus Iran wird in Berlin drogensüchtig und prostituiert sich. Aus dem Alltag eines Überlebenskampfes mitten in Deutschland.

Von Barbara Hardinghaus, Der Spiegel, 21.04.2018

Navid spricht nicht viel Deutsch, es sind nur ein paar Wörter. Hallo. Tschüss. Alles gut? Wie heißt du? Ich heiße. Heroin. Methadon. Arzt. Gehen Park. Sex.

Navid ist ein junger Mann, 30 Jahre alt, braune Haare und braune Augen, in Afghanistan geboren, in Iran aufgewachsen. Er ist als Flüchtling vor gut zwei Jahren nach Deutschland gekommen. Damals wog er 70 Kilogramm. Er sah müde aus, aber gesund. Heute wiegt er 50 Kilogramm. Seine Arme stecken in einem dunkelblauen Anorak wie Stöcke.

Er hat sich bereit erklärt, über sein Leben zu sprechen. Vielleicht, weil er hofft, etwas ändern zu können, wenn er sein Leben öffentlich macht. Er möchte nur nicht, dass man seinen echten Namen erfährt und auf Fotos sein Gesicht erkennt.

Wir treffen uns in einem Café an der Turmstraße in Berlin-Mitte, eine Dolmetscherin ist dabei, Navid spricht kein Englisch, nur Persisch.

Was hast du heute gemacht?

"Geschlafen und geraucht", sagt Navid.

Und dann?

"Wieder geschlafen, wieder geraucht. Und dann bin ich spazieren gegangen."

Navid lebt in einem Containerdorf am Stadtrand von Berlin. Wenn er zu Hause ist, schläft er meistens. Tagsüber läuft er durch den Tiergarten in Mitte und wartet darauf, mit deutschen Männern ins Geschäft zu kommen. Er ist ein Stricher. Und der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

große Park, die Lunge von Mitte, der Vorgarten des Kanzleramts, ist sein Revier. Er macht es hier für 30 Euro. Um sein Leben auszuhalten, raucht er Heroin.

Wie viel rauchst du?

"Ein paar Kugeln. Zwei Gramm", sagt Navid.

Seine Haut ist glänzend grau, sein Blick weit entfernt. Er trägt eine grüne Kappe mit den Initialen R F, Roger Federer. Er weiß aber nicht, wer Roger Federer ist.

Im vergangenen Sommer war Navid fast immer im Park. Er hat im Park geschlafen, und es gab Tage, an denen er das Geld für das Heroin seiner Freunde einfach mitverdiente, 200, 300 Euro am Tag. Er hat ein Weltstarlächeln, er könnte Schauspieler sein oder Teeniestar.

"Die deutschen Männer wollen alle Afghanen", sagt er.

Warum?

"Keine Ahnung."

Navid und die anderen aus dem Tiergarten nennen die deutschen Männer Siggis oder Hansis, gepflegte Erscheinungen meist, die sich jünger anziehen, als sie sind.

Wer sind die?

"Keine Ahnung, manche sind schwul, manche haben eine Frau oder Familie. Die sind alle älter, 50, 60, haben so einen ...", er zeigt mit dem Zeigefinger an seinen Hinterkopf.

"Haarkranz."

Navid steht auf, er will raus in den Tiergarten, einen seiner Freunde finden. Er läuft die Stufen zur U-Bahn Turmstraße hinunter und fährt eine Station bis zum Hansaplatz.

Was er weiß, ist, dass der Freund zuletzt im Holzhaus auf der Rutsche vom Spielplatz geschlafen hat, aber da war er schon lange nicht mehr.

Unten in der U-Bahn sitzen obdachlose Trinker, Navid kennt sie alle, weil sie jeden Tag auf derselben Bank sitzen, an der Navid jeden Tag vorbeiläuft. Aber er hat noch nie mit ihnen gesprochen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er trifft einen Kollegen, der seit Stunden im Park gewesen war und jetzt mit der Rolltreppe hinabgefahren ist, um sich aufzuwärmen. Der Kollege glaubt zu wissen, wo Navids Freund jetzt ist. Navid läuft hinaus aus dem Schacht, draußen ist es dunkel geworden, er läuft an einer Mauer entlang und dann tief in ein Gebüsch hinein, er leuchtet mit seinem Handy in das Gestrüpp, aber da ist nichts mehr, niemand, nur ein bisschen Müll.

Navid geht über Schotterwege zurück in den Park, dahin, wo die Technische Universität liegt. Über 200 Hektar ist der Park groß, durch seine Mitte verläuft, sechsspurig, die Straße des 17. Juni wie eine Ländergrenze. Auf der einen Seite, nördlich, leben die Afghanen, auf der anderen junge Bulgaren und Rumänen. Sie sind im selben Alter wie Navid, sie machen dasselbe wie er, aber jedes Mal, wenn er einen von ihnen sieht, fragt er: "Warum arbeitest du nicht? Du kannst doch arbeiten!" Es ist wie eine Frage an sich selbst.

Navid ist jetzt an einem Toilettenhaus angekommen, direkt unter der Siegestsäule. Über ihm erhebt sich, triumphal, erhaben, die goldglänzende Siegesgöttin.

Vor dem Toilettenhaus stehen die älteren Berliner Herren. Hier beginnt das Spiel. Und das Spiel geht so: Wenn sie sich erkennen, verzögern sie den Schritt. Bleiben stehen. Kreuzen ihre Blicke. Gehen ein Stück weiter. Bleiben wieder stehen. Gehen hinter den Rhododendron. Im Matsch darunter liegen Kondome und Taschentücher. Das Spiel begann im vorigen Sommer.

Der Tiergarten, einst als Jagdrevier angelegt, Mitte des 18. Jahrhunderts unter Friedrich dem Großen umgebaut als Ort zur Erholung fürs Volk und heute von TripAdvisor ausgezeichnet mit fast fünf Sternen, ein Must-have für Touristen aus aller Welt, war über Nacht ein Ort der Hölle geworden. Gekapert von Obdachlosen, von Strichern, von lüsternen Rentnern, von grillenden Gangs, ein Zeltlager der Verlorenen, der Heimatlosen. Das Mahnmal einer gescheiterten Flüchtlingspolitik. Die deutsche Bronx, mitten im Herzen der supercoolen Hauptstadt, ohne Gesetze, ohne Aufsicht, ohne Zuständigkeit.

Der Bezirk, zuständig für die Obdachlosen, nicht aber für die Flüchtlinge, gab die Verantwortung weiter an das Land, zuständig für die Flüchtlinge, aber nicht für die

Obdachlosen. Und auch wenn die Polizei ab und zu mal vorbeischaute, hinderte niemand Navid daran, Heroin zu rauchen und Sex zu verkaufen für wenig Geld.

Im Spätsommer ließ das Bezirksamt zwei Streetworkerinnen in den Park, geschickt von einem Verein, der es gut meinte mit Flüchtlingen. Das Bezirksamt bezahlte für die Arbeit der beiden Frauen 43 014 Euro, der Job war befristet bis Ende Dezember. Sie verteilten Flyer unter den Leuten, auf den Flyern waren Adressen und Telefonnummern, bei denen man Hilfe suchen konnte. Navid speicherte die Nummer von den Streetworkerinnen in seinem Handy.

Im Oktober, der Herbst war jetzt da, hatte der Chef des Vereins beim Land Berlin einen Antrag gestellt, in dem er schrieb, dass die jungen Männer aus dem Tiergarten auch im Winter dringend Hilfe brauchten.

Dass sie ja nur obdachlos geworden seien durch die "chaotische Aufnahmesituation der Asylbewerber in Berlin in den Jahren 2015/2016 in überfüllten Notunterkünften", durch "die Belegung in Wohnheimen ohne Privatsphäre". Er erinnerte daran, dass diese Menschen Verfolgung, Flucht, Krieg erlebt hatten.

Er erwähnte einen Paragraphen aus dem EU-Flüchtlingsrecht, der einen besonderen Schutz für körperlich und psychisch kranke Flüchtlinge vorsieht.

Und er schlug vor, ein Wohnheim zu eröffnen, mit 20 Schlafplätzen, wo Männer wie Navid zur Ruhe kommen, ihre innere Sicherheit wiederfinden würden.

Er bekam keine Antwort. Vielleicht haben sie in Berlin gedacht, der ewige Winter in dieser Stadt würde ihnen das Problem vom Hals schaffen. Im Herbst schnitten die Landschaftsgärtner die Büsche zurück. Die Zelte verschwanden von den Wiesen.

Und wo sind die Flüchtlinge jetzt?

"Im Park", sagt Navid.

Ihre Zelte liegen versteckt unter Tannenbäumen, die sie sich nach Weihnachten von den Gehwegen gezogen haben. Sie treffen die Männer jetzt im Kino, 50 Euro, im Auto, 80 Euro, in der Wohnung, 100 Euro, da ist Duschen inklusive. Das sind jetzt die Tarife, im Winter-Business. Es lebt von Stammkunden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Navid hat seine Stammkunden im Handy gespeichert, mit Foto und Telefonnummer. Er zeigt Bilder vom "Mann aus Spandau", auf einem Bild sieht man einen Mann am Strand, von rechts wehen Haare einer Frau ins Bild. Auf einem anderen Foto liegt der Mann aus Spandau im Pool einer Ferienanlage, mit Sonnenbrille. Darunter der Chatverlauf, mit Dutzenden Herzen, mit Emojis, die Küsse verschicken. Auch das gehört zur Wirklichkeit deutscher Willkommenskultur.

Es ist nicht so, dass Navid nach Deutschland wollte. Er wollte nirgendwohin. Er wollte eigentlich immer in Iran bleiben. Er erzählt gern von Iran, von seiner Kindheit in Varamin, eine Stunde südlich von Teheran, ein Leben zwischen Wassermelonen, Granatäpfeln und Weintrauben.

In seinem Handy gibt es auch noch Bilder aus dieser Zeit. Eines zeigt ihn als Kind, das in einem weißen T-Shirt auf einer Mauer unter einem Baum sitzt. Alles ist hell von der Sonne beschienen. In seinem Handy kann er sich mit ein paar Handbewegungen zwischen zwei Welten bewegen, die normalerweise nichts miteinander zu tun haben.

Als er zehn Jahre alt war, nahm ihn sein Cousin mit in die Hauptstadt Teheran zum Arbeiten. Auf den Baustellen verlegte er Kabel und Fliesen. Mit 15 machte er sich selbstständig, mit 17 wurde er von seinen Eltern zwangsverheiratet. Sie machten einen Ehevertrag, in dem stand, dass er 300 Goldstücke zahlen müsse, 75 000 Euro, wenn diese Ehe scheitern würde. Das Paar bekam einen Sohn, und als die Ehe scheiterte, schickten ihn seine Eltern nach Europa, weil er keine 300 Goldstücke hatte.

Es war der 15. September 2015, an dem er aufbrach, in Jeans, T-Shirt, Turnschuhen. Die Grenze zur Türkei überschritt er zu Fuß und allein. Da war sein Sohn drei Monate alt. Am 5. Oktober kam er mit dem Zug in München an, es war die Zeit, als Deutschland seine Flüchtlinge mit Brezeln und Luftballons empfing. Er stieg aus, die Deutschen nahmen seine Fingerabdrücke, er fuhr weiter nach Finnland, wollte bleiben, weil er die Natur mochte und die stillen Menschen, aber er hörte zum ersten Mal den Begriff Dublin-Abkommen. Er verstand, dass Flüchtlinge da bleiben müssen, wo sie zum ersten Mal registriert wurden. Er musste zurück nach Deutschland. So landete er in Berlin.

Ein Fliesenleger aus Teheran, den die Zeitläufte in den Berliner Tiergarten geschossen hatten.

Er stellte einen Asylantrag und wartete. Aber es bewegte sich nichts. Er schlug seine Tage tot. An einem dieser Tage stand er da, wo viele Flüchtlinge stehen, U-Bahnhof Turmstraße.

"Nimm es!", hörte er den Dealer sagen. Die erste Kugel war kostenlos.

In den ersten Tagen hatte er das Gefühl, dass er irgendwo weit oben war, nicht mehr auf der Erde. Sie legten mit sechs Leuten ihr Sozialgeld zusammen, kauften für 1000 Euro Heroin, schlossen die Augen und benahmen sich wie Verrückte.

Und dann?

"Ich habe geraucht, geraucht."

Woher hattest du dann das Geld?

"Aus dem Tiergarten."

Jemand hatte ihm gesagt, der Tiergarten sei ein guter Ort.

Navid hatte vorher nie etwas mit Männern gehabt. Als er in Deutschland ankam, dachte er an eine neue Frau. Was er wollte, war eine Frau, die gut zu ihm wäre, die zu ihm stünde und für immer bei ihm bliebe. Sie sollte nur nicht aus Afghanistan sein wie seine erste Frau.

Der erste Mann sagte zu Navid: "Komm einfach mit!"

Seit vier Monaten lebt er in der Unterkunft am Stadtrand, ein Dorf aus Containern, flach und weiß. Rechts von ihm wohnt ein alleinstehender Mann, der manchmal Obst bringt, links leben zwei Familien aus Syrien.

Navid teilt sich einen Container mit einem jungen Mann aus Afghanistan, 21 Jahre alt. Der nimmt keine Drogen und geht gern zu Netto einkaufen. Sie teilen sich Bad und Küche. Navids Mitbewohner macht den Abwasch und die Wäsche für Navid, Navid liest ihm die Post und die Textnachrichten auf seinem Telefon vor, weil der Mann aus Afghanistan früher Zwiebeln und Karotten gerntet, aber nie lesen und schreiben gelernt hat.

In Deutschland hatte er mit einem Sprachkurs begonnen. Aber er brach ihn ab, weil alle anderen immer besser waren. Navid flog aus dem Deutschkurs, weil er immer verschlafen hat.

Er kommt vom Rauchen aus der Toilette, er dreht den Rauchmelder wieder in die Decke, öffnet die Tür des Containers, streckt seinen Hals in den weißen Winterhimmel, atmet tief kalte Luft ein. Immer wenn er nicht raucht, schmerzt sein Bauch, schmerzen seine Hände und Füße, wird ihm heiß, als hätte er Fieber.

Wie fühlt sich das Rauchen an?

"Kein Gefühl."

Nach dem Rauchen ist er die Schmerzen los. Er geht zurück in sein Zimmer, auf dem Boden liegen Blättchen und Tabak verstreut wie Konfetti, im Regal daneben zerknüllte Jeans und eine Dose "Mass Gainer", Muskelaufbaumittel, Kohlenhydrate, Proteine, damit das Heroin seinen Magen nicht zusammenkrampft. Navid klopft das Kissen auf seinem Bett zurecht, ohne Laken, ohne Bezug.

Er hatte keine schlechten Voraussetzungen, als er ankam. Integrationskurs, Sprachkurs, er erhielt jeden Monat 400 Euro vom Jobcenter, er war geduldet für drei Jahre.

Schwer zu sagen, warum sein Leben zusammenbrach. Es ist sicher nicht falsch, wenn man sagt, dass Navid zu den Flüchtlingen gehört, die die deutschen Sozialsysteme ausnutzen. Das sagen ja gerade viele Deutsche über die Flüchtlinge. Aber man darf, wenn man dem Flüchtling Navid ein paar Tage durch Berlin gefolgt ist, auch feststellen, dass es Flüchtlinge gibt, die von Deutschen ausgenutzt werden, und zwar auf die widerliche Art.

Als es dunkel wird in Berlin, muss Navid noch einmal raus auf die Straße, es regnet, zwischen Scheinwerfern hindurch läuft er zur Kreuzung an der Landsberger Allee. Er hat heute noch einen Termin, mit einem Professor. Der hat gerade eine Nachricht geschickt, darin steht: "Sorry. Flug verpasst, wird später."

Navid braucht einen neuen Plan. Er hat kein Geld. Er ruft den Glatzkopf an.

"Ich komme Westend", sagt Navid.

"Wie lange brauchst du?", fragt der Glatzkopf.

"Zwei Stunden."

"Wieso zwei Stunden?"

"Zwei Stunden, kapiert?", sagt Navid. Er müsse den Glatzkopf schlecht behandeln, sagt er, der Glatzkopf wolle das so.

Der Glatzkopf sagt nie Nein, er war deshalb für den Moment die beste Lösung. Navid hätte auch andere anrufen können. Er hat einen, der will nur reden und im Auto rumfahren und zahlt dafür 60 Euro. Der Mann aus Spandau überweist ihm mal 80, mal 100, mal 110 Euro. Seine Frau mag es, dass ihr Mann sich so gut um den Flüchtling kümmert. Sie stellt keine Fragen, sie kocht gern, sie essen zusammen, sie haben keine eigenen Kinder. "Die mögen mich", sagt Navid. Sie machen ihm seine Welt bequemer.

Er hat sich im Laufe der Zeit an alles gewöhnt. Mittlerweile küsst er sich mit zwei Männern. Er bedient Fetische, lässt sich ins Gesicht pinkeln. Und nachts träumt er manchmal von der Hölle.

Er ist vor dem Leben in Iran geflohen. Und kämpft in Deutschland ums Überleben.

Im vergangenen Sommer wollte er zum ersten Mal aufhören. Eine der beiden Streetworkerinnen hatte ihm den grünen Flyer von der "Drogenberatung für Flüchtlinge" gegeben. Die schickten ihn ins Krankenhaus, eine Woche Schlafmittel, eine Woche Entzug, dann hieß es, er könne wieder gehen. Er hatte noch bleiben wollen und ihnen gesagt, er werde noch am selben Abend wieder anfangen, wenn sie ihn jetzt gehen ließen. Und so war es dann auch.

Anfang des Jahres versuchte er es das zweite Mal. Drei Tage lang nahm er kein Heroin. Am vierten Tag waren seine Schmerzen so stark, dass er saufen ging an der Warschauer Straße. Sein Mitbewohner brachte ihn ins Krankenhaus, mit zwei Flaschen Wodka im Blut.

Ein Montagmorgen Anfang März, der Tag beginnt freundlich, mit einem hellen Himmel. Navid nimmt die M6, die S41, die U7 und fährt zum Arzt, blauer Anorak,

grüne Kappe. Er hat sich den Wecker gestellt und ist aufgestanden, als alle anderen noch schliefen.

Er hat in der Nacht gar nicht geschlafen. Er war aufgeregt.

"Wenn ich aufgehört habe mit Rauchen, kann ich die Männer aus meinem Leben streichen", sagt er. Er klingt trotzdem siegessicher.

Als er wach im Bett lag, hat er ein Spiel auf seinem Handy gespielt, dass er immer gern spielt, wenn er angespannt ist. Man erkennt auf dem Display eine Burg, einen Fluss, eine Landschaft mit Bäumen. Er drückt ziellos irgendwelche Felder, dann erscheinen Wörter wie "Help" oder "Hospital".

Navid hat das Spiel nicht verstanden, aber das ist nicht wichtig. Er starrt auf das Handy, er ist weg, in dieser Welt mit der Burg.

Er ist zu früh beim Arzt, steht vor der Praxis auf der Straße und spielt dieses Spiel.

"Weshalb sind Sie da?", fragt ihn kurz darauf der Arzt, ein kleiner, junger Mann in Poloshirt, mit schwarzer Brille.

"Ich möchte eine Methadonbehandlung oder Ähnliches. Ich möchte die Sucht loswerden", sagt Navid, und die Übersetzerin übersetzt.

"Was rauchen Sie?", fragt der Arzt.

"Heroin", sagt Navid. Der Arzt tippt die Antworten in den Computer.

"Hatten Sie schon mal eine Substitutionsbehandlung?"

"Nein", sagt Navid.

"Seit wann rauchen Sie?", "Wann rauchen Sie?", "Haben Sie in Deutschland angefangen?"

Als alle Fragen beantwortet sind, sagt der Arzt: "Im Moment sind wir voll ausgelastet, es wird Monate dauern, bis es losgehen kann."

Es sind immer zu wenig Plätze. Und seit es so viele Flüchtlinge in der Stadt gibt, sind es noch weniger Plätze.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Arzt reicht Navid noch eine Karte mit der Telefonnummer seiner Praxis. "Ansonsten würde ich Ihnen wärmstens empfehlen, am Donnerstag mal anzurufen und nachzufragen. Wir möchten auch Eigeninitiative sehen."

Dann gibt er ihm noch einen grünen Flyer mit, denselben, den er im vergangenen Sommer schon einmal bekommen hat, von den Streetworkerinnen, Adressen und Telefonnummern für den Notfall.

"Alles, alles Gute!", sagt der Arzt noch.

Navid läuft die Treppen hinunter, er wirft den Flyer auf den Boden, als wäre es eine unerwünschte Werbung. Er bleibt unten vor der Tür stehen und spielt das Spiel, das er nicht versteht. "Help!"

Fährt den Weg zurück, U7, S41, bis Gesundbrunnen. Sagt kein Wort.

Steigt aus und läuft durch ein Einkaufszentrum, das er mag. Hört sein Telefon läuten, seine Schwester ist dran und fragt ihn nach Geld.

Während sie miteinander reden, ist eine neue Sprachnachricht angekommen. Er hört sie ab, nachdem er sich von seiner Schwester verabschiedet hat. Eine Männerstimme, sie sagt: "Kannst du mal nachsehen, ob du Filzläuse hast im Intimbereich? Ich habe das jetzt das zweite Mal nach dem Sex mit dir."

Er kommt an in seinem Containerzimmer, zwei Mahnbescheide liegen da, weil er schwarzgefahren ist, und ein Brief vom Jobcenter, das ihm das Geld streicht, weil er nicht mehr zum Deutschkurs kommt.

Draußen zwitschern die ersten Vögel. Im Tiergarten ist der Frost verschwunden, es wird allmählich Frühling. Navid zieht sein Handy aus der Jacke und wählt die Nummer der Streetworkerinnen, die er im vorigen Jahr gespeichert hatte.

Aber er hört nur eine elektronische Stimme, die sagt, dass diese Nummer nicht mehr vergeben ist.

Wutausbruch

Als Kind wurde er von seinem Vater missbraucht. Jahrelang hat er geschwiegen. Dann lässt er ihn büssen.

Von Erwin Koch, Reportagen, 05.04.2018

Hätte es geregnet, hätte ich es nicht getan.

Oder später vielleicht.

Ich tat es am 24. Juni 2014 – hier steht es geschrieben. Stünde das Datum nicht in den Akten, ich hätte es vergessen.

Es ist wohl mein Glück, dass ich vieles vergass und noch immer vergesse.

Ich habe vergessen, was ich mit meiner Mutter sprach, als sie mich besuchte in der Psychiatrischen Klinik Zugersee. Habe vergessen, ob mein Vater, als ich klein war, mich je streichelte oder lobte oder liebte.

Hätte es geregnet an jenem Tag, wäre ich nicht nach W. geradelt, fünf Kilometer hin, fünf zurück.

Soll ich vorlesen?

Am Dienstag, 24. 06. 2014, 21:16, meldete Bingisser Leo, dass es zwischen Ihnen, Herr K., und Ihrem Vater, K. Hans-Josef, in W. zu einem Streit gekommen sei und die Gefahr bestehe, dass es zu einer tätlichen Auseinandersetzung kommen könnte. Sie wurden dann durch die ausgerückte Polizeipatrouille in W. als Besitzer eines Fahrrades im Bereich der Bushaltestelle Eschenmattli angehalten. Ist das richtig so?

Damals, ich war 24, hatte ich ein Zimmer an der Hauptstrasse von Einsiedeln – berühmtes Kloster, Schwarze Madonna, Tausende von Pilgern –, ich lag, der Psychi entkommen, in meinem Zimmer, arbeitslos, von Beruf bin ich Spengler und Landwirt, ich lag und kiffte und dachte über mein Leben nach – ich weiss nicht, was ich dachte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Plötzlich kam ich auf die Idee, ihn zu besuchen, meinen Vater in W., auf der anderen Seite des Sees, wo ich Kind gewesen war. Ich stand auf, nahm mein Velo und fuhr hinauf zum Kloster, das auch eine Stallung hat, einige Dutzend Pferde darin. Dort hatte ich, ein halbes Jahr zuvor, gearbeitet.

Vielleicht hatte ich Angst vor ihm.

Vielleicht wollte ich eine Waffe, etwas, das mich stark machte.

Ich wusste, wo im Kloster der Blackenstecher steht, ein schmales Gerät, am unteren Ende mit zwei scharfen Spitzen versehen, das man in die Erde drückt, um Blacken aus dem Boden zu stechen, Sauerampfer, ein elendes Unkraut. Ich band das Ding ans Velo und fuhr über die lange Brücke hinüber nach W., wo der Vater wohnte, meine Mutter, noch hatte ich einen Schlüssel zu ihrem Haus.

Neulich fragte der Psychiater, was für ein Kind ich gewesen sei.

Was für ein Kind -

Ich weiss es nicht.

Ich weiss nur, dass ich am liebsten bei meinen Onkeln war, die ein paar Kühe hatten. Dass ich am liebsten fort war, nie zu Hause, wo in der Stube ein Kreuz hing und ein Bild, darauf ein Clown, Tränen im Gesicht.

Meine Mutter war im Kirchenchor, der Vater im Musikverein, sie Arzthelferin, er Versicherungsagent. Mama betete oft und lange, Dädi schwieg, manchmal reichte sie ihm die hölzerne Kelle, um mich zu schlagen.

Was für ein Kind ich gewesen sei?

Am 7. März 1989 kam ich im Spital Einsiedeln auf die Welt. Mama sagte einmal, als Baby hätte ich ständig geheult. Ich sei nicht zu trösten gewesen. Ich weiss noch, dass wir sonntags zur Kirche gingen, meine Eltern, die zwei Schwestern und ich, wo die Knochen von irgendwelchen Heiligen unter Glas stecken und wo im Chor, an die Wand gemalt, ein Rudel Engel zirpt, alle mit spitzen Flügeln. Am liebsten war ich bei den Kühen und Ziegen. Bei den Onkeln, die mich lehrten, einen Traktor zu fahren, den Gabelstapler, den Mäher.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Schule riefen sie mich, weil ich damals ziemlich dick war, Gummelsack, Kartoffelsack.

War mir egal.

Der Psychiater fragte, was ich als Kind nachts träumte.

Nichts - es fiel mir nichts ein.

Mutter wollte, dass ich Ministrant werde, also wurde ich Ministrant in der Kirche von W., plapperte die Gebete, die zu plappern waren.

Den Blackenstecher löste ich vom Rad, öffnete die Tür zu Vaters Haus, Mutter war nicht da, er am Duschen.

Dädi, wir gehen spazieren, zieh eine Unterhose an.

Was ist los?

Mach schon, sagte ich, wir gehen ins Dorf.

Er zog die Unterhose an.

Ich glaube, er sagte dann, es tue ihm leid, was geschehen sei, aber immerhin habe er mich besucht, als ich einst im Kinderspital lag.

Mach schon.

Dann verliessen wir das Haus, er vorn, ich hinten, den Blackenstecher in meiner Hand. Wir gingen hinunter zur Seestrasse, links die Stickerei Steinauer, rechts eine Wiese, dahinter der See, spazierten vorbei am Friedhof, wo auf allen Steinen die gleichen Namen stehen, Kälin, Schönbächler, Birchler, Gyr, vorbei am Schulhaus, am Gasthaus Schlüssel, Hecht aus dem Sihlsee, vorbei am Dorfladen. Vor dem Dimmerbach bogen wir in die Gasse ab, rechts die Schreinerei Paul Schönbächler, links die En Gros Sport-Fisch GmbH, nahmen dann die Sattelleggstrasse zurück zur Kirche und trotteten von dort nach Hause, wieder vorbei an Gasthof und Schulhaus, er vorn, ich hinten, ich warf ihm den Haustüschlüssel hin, hier, du Sauhund, band den Blackenstecher ans Velo und machte mich auf den Weg nach Einsiedeln, es war Abend, noch hell. Bei der Bushaltestelle sassen zwei Kollegen, ich setzte mich zu ihnen – dann kam die Polizei.

Es ging mir gut.

Es ging mir gut.

Herr K., anlässlich der Tatbestandesaufnahme äusserten Sie sich gegenüber den Polizeifunktionären, dass Sie von Ihrem Vater, K. Hans-Josef, in der Kindheit und Jugendzeit wiederholt sexuell missbraucht worden seien. Dazu drängen sich weitere Ermittlungen auf, und Sie werden diesbezüglich als Auskunftsperson (Opfer) einvernommen. Haben Sie den Grund der Einvernahme verstanden, und sind Sie in der Lage, der Einvernahme zu folgen?

Das war, wie ich hier lese, zwei Tage nach dem Gang durchs Dorf, Akte 10. 2. 01, Seite 1, Polizeiliche Einvernahme, 26. 06. 2014.

Mit niemandem hatte ich je darüber gesprochen – erst in der Psychi, elf Jahre nach dem letzten Übergriff, als er mich in den Arsch fickte.

Es gibt andere Worte dafür –

Aber das sind nicht meine.

Mein Vater hat mich in den Arsch gefickt.

Da war ich vierzehn.

Er kam zum Samenerguss, als er noch in mir war. Ich musste anschliessend sofort auf das WC, um den Samen, den er in mich hineingeschossen hatte, wieder rauszubekommen. Als ich vom WC kam, war mein Vater nicht mehr im Zimmer.

Frage 53: Schildern Sie mir, was sich genau ereignet hat, bis Ihr Vater mit dem Penis in Sie eingedrungen ist.

Ich habe mich nicht zur Wehr gesetzt. Er befahl, mich nach vorne über das Bett zu beugen. Ich glaube nicht, dass ich mir die Badehose selber heruntergezogen habe. Er zog mir diese runter und drang in mich ein.

Frage 55: Benützte Ihr Vater ein Gleitmittel?

Nein.

Frage 57: Welche Bewegungen machte er, während er in Sie eingedrungen ist?

Er steckte zuerst seinen Schwanz in mich hinein und wixte gleichzeitig mit der Hand, bis er kam. Er spritzte ab, als er noch in mir war. Es ist das erste Mal, dass ich jemandem so genau erzähle, was passiert ist.

Frage 59: Wieso haben Sie sich nicht dagegen gewehrt?

Er war mein Vater. Er hat mir angedroht, dass er meiner Mutter sagen werde, dass ich rauche. Mein Vater wusste, dass ich rauche. Und ich dachte, wenn ich ihn machen lasse, lässt er mich in Ruhe.

Frage 60: Wie war der weitere Verlauf der Ferien?

Normal.

Da war ich vierzehn – elf Jahre später holte ich den Blackenstecher.

Ich kann mich nicht erinnern, dass ich je die Nähe meiner Eltern suchte. Aber es muss so gewesen sein. Ich war acht oder neun Jahre alt und lag im Ehebett, vielleicht an einem Sonntagmorgen, Mami rechts, Dädi links, ich dazwischen, er fasste mich an, spielte mit meinem Penis, ich weiss nicht, was ich dachte, was ich fühlte.

Der Psychiater fragte, was ich als Kind nachts träumte.

Dass ich ins Nichts falle.

Dass ich falle und falle und falle.

Hatte ich im Sommer nur eine Unterhose an, wollte er, dass ich mich neben ihn setze.

Ständig schaute er mich an.

Er war mein Vater.

Ich weiss nicht, wann er zum ersten Mal in mein Zimmer kam und mir befahl, mich aufs Bett zu setzen. Er möchte mir etwas zeigen, sagte er, und ging in die Knie, öffnete meine Hose, nahm meinen Penis in seinen Mund, rieb daran, bis er steif wurde, ich war vielleicht zehn oder elf.

Das braucht keiner zu wissen, sagte Dädi, das bleibt unter uns, ist unser Geheimnis.

Er kam wieder, manchmal zweimal, dreimal in der Woche, Mutter war im Kirchenchor oder anderswo.

Mein Vater.

Er hatte einen Computer, er liess mich damit spielen, irgendwann fand ich Bilder von nackten Buben, so alt wie ich. Nachts lag ich im Zimmer nebenan und hörte das Rauschen und Zischen, wenn er sich ins Internet einwählte, eine Stunde lang, zwei. Manchmal, auf dem Weg zur Toilette, sah ich ihn mit offener Hose.

Am liebsten war ich bei den Kühen und Ziegen, ihre Bilder hingen über meinem Bett.

Und die Fotos von Traktoren.

Ab und zu, daran erinnere ich mich, betete ich ein Vaterunser und dachte, Dädi käme nun nicht wieder in mein Zimmer. Ich weiss nicht, ob er mein Sperma schluckte. Um mich zu trösten, reichte er mir sein Handy, ich spielte Snake, er saugte an meinem Penis, rieb daran, stand auf, ging. Einmal, er vor mir, trat Mama ins Zimmer, auf der Hand einen Stapel gewaschener Wäsche, sie schwieg, schob die Wäsche in den Schrank, ging.

Vaterunser im Himmel.

Frage 65: Sie wurden im Jahr 2008, also vor 6 Jahren, zu Vorwürfen gegen Ihren Vater wegen sexuellen Missbrauchs Ihres Cousins M. bereits einmal einvernommen. Sie haben damals gesagt, dass Sie nie Opfer von sexuellem Missbrauch geworden sind. Wieso haben Sie damals anderslautende Aussagen gemacht?

Ich hatte meinen Vater gern und hab ihn geschützt. Ich habe mich auch gar nicht getraut, darüber zu reden.

Frage 66: Wie sehen Sie jetzt das weitere Vorgehen für sich selber?

Keine Ahnung.

Irgendwann, schon bald, verbrenne ich alle diese Papiere.

Ich will leben, ich muss.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zehn und mehr Jahre lang habe ich keiner Menschenseele erzählt, was mein Vater tat. Heute denke ich, ich schwieg, nicht um ihn zu schützen, sondern meine Mutter, die so fromm und anständig war, jeden Sonntag in der Kirche oder im Kloster bei den Patres, Mama, die vorn im Chor stand oder auf der Empore und tolle Lieder sang, Maria, breit den Mantel aus, mach Schirm und Schild für uns daraus, lass uns darunter sicher stehn, bis alle Stürm vorüber gehn.

Sie wusste es - ich bin sicher, dass sie es wusste.

Nie habe ich mit ihr darüber gesprochen.

Wozu?

Ich getraute mich nicht.

Wollte sie nicht traurig machen oder erschrecken.

Irgendwie so.

Manchmal kam er, den Schwanz steif, in die Dusche, wenn ich am Duschen war, und versuchte, ihn mir in den Arsch zu stecken. Aber es ging nicht. Trotz des Speichels, den er benützte. Manchmal, wenn ich in der Dusche war, hörte ich ihn, zum Schlüsselloch gebückt, stöhnen – einmal hörte

ich meine Mutter schimpfen: Hans-Sepp, was machst du da?

Man fragte mich: Was haben deine Eltern in dir zerstört?

Doofe Frage, weil ich nicht weiss, wie ich wäre, wäre nicht passiert, was passierte.

Zwei Wochen nach der Einvernahme holten sie meinen Vater ab, dann seine zwei Laptops, die er im Geschäft hinter einer Zierblende versteckt hatte, schliesslich musste ich nach Bannau zur Staatsanwaltschaft, das war, lese ich, am 23. Juli 2014, Beginn der Einvernahme: 09.05 Uhr. Ich sass auf einem Stuhl, eine Kamera über mir, die festhielt, was ich sagte, wie ich es sagte, und alles übertrug in ein Zimmer nebenan, wo der Vater sass.

22. Fanden diese Handlungen ausser zu Hause noch woanders statt?

Ich durfte einmal mit ihm zusammen mit dem Motorrad ausfahren, und dann fuhr er auch einmal in einen Wald. Dies war sicher zweimal, wie ich noch weiss. Einmal fand eine solche Handlung auch in Italien in den Ferien statt.

23. Was passierte im Wald, und wo war dies genau?

Einmal fuhren wir über den Etzel, und dann fuhr er dort in den Wald hinaus und hat mir eins gewixt, und einmal fuhren wir von W. in Richtung Sattellegg, und dort fand auch eine solche Handlung statt.

58. Als ich Ihren Vater einvernahm, gab er zu Protokoll, er könne sich nicht erinnern, je in Sie anal eingedrungen zu sein.

Was soll ich dazu sagen? Schön für ihn, dass er das vergass.

75. Wie kommt es, dass Sie all die Jahre darüber nie geredet haben?

Ich habe diese Handlungen zuvor immer mit Alkohol versucht zu verdrängen.

76. Hat Ihr Vater gesagt, dass Sie darüber schweigen müssten?

Er hat nie darüber gesprochen. Er hat es vergessen, und ich habe es verdrängt. Es kam auch in all diesen Jahren nie eine Entschuldigung von ihm.

78. Wie geht es Ihnen nun, nachdem Sie Ihre Aussagen gemacht haben?

Es ging mir vorher nicht gut, und es geht mir jetzt nicht besser.

Als ich zwölf oder dreizehn war, auf jeden Fall in der sechsten Klasse, und mein Vater wieder einmal vor mir kniete, stiess ich ihn mit den Beinen weg. Dann liess er mich ein Jahr lang in Ruhe.

Bis zur Vergewaltigung in Italien.

Mitte Juli 2003.

Wir waren im Auto nach Ligurien gefahren, Mama, Dädi, die Schwestern und ich, nach Pietro di cure oder so. Wie das Hotel hiess, wie es aussah, habe ich vergessen. Es geschah an einem Vormittag, wir lagen am Strand, dann ging ich in mein Zimmer, um dort zu rauchen, mein Vater folgte mir und fragte: Kann ich meinen Schwanz mal in deinen Arsch stecken?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann hat er es getan.

Als ich vom WC kam, war er verschwunden.

Danach ging man essen, alle zusammen, die ganze Familie K., irgendwo in einem Restaurant am Meer.

Und er ass und plapperte und lächelte.

Schliesslich, gegen Ende Juli, fuhren wir in die Schweiz zurück.

Ich ging zu meinen Onkeln, Alois und Frowin, zu ihren Kühen und Ziegen.

Dort setzte ich mich auf den Traktor, Massey Ferguson, und fuhr hinauf ins Studienweidli, einen steilen Weg, ich verschaltete mich, und im Leerlauf raste die Maschine rückwärts. Statt vom Traktor zu springen, blieb ich sitzen, holte mein Feuerzeug aus dem linken Hosensack, die Zigaretten, die ich nicht rauchen durfte, aus dem rechten, und warf sie ins Gras.

Dann war es zu spät, um abzuspringen.

Wanderer fanden mich zehn Meter neben der Maschine, bewusstlos, schier zerquetscht.

Eigentlich wollte ich sterben – das weiss ich.

Schädelbrüche, Rippenbrüche, Hirnblutungen, die Wirbelsäule war verletzt, die Leber und so fort, ich konnte nicht mehr sprechen, war auf der rechten Seite gelähmt und taub.

Ich wollte sterben -

Im Helikopter flogen sie mich nach Zürich ins Kinderspital. Dort taten sie, was zu tun war, zwei Wochen später brachte man mich nach Affoltern am Albis zur Rehabilitation.

Irgendwo gibt es dazu ein Papier -

Fähigkeiten bei Eintritt: Braucht noch Hilfestellung beim Aufsitzen. Gehen mit kleinen Schritten und enger Supervision. Gelegentliche nächtliche Inkontinenz. Selbständig im Rollstuhl. Spricht kurze Sätze. Ruhiges Verhalten.

Ein halbes Jahr war ich dort.

Mama kam zu Besuch, auch Dädi.

Und irgendwann hörte ich die Ärzte sagen, meine Gesichtslähmung, hier rechts, der hängende Mundwinkel sei mit einer Operation, zumindest optisch, zu beheben.

Ich wollte nicht.

Wollte meinem Vater nie mehr gefallen.

Mutter meinte, ich sollte Spengler werden. Also lernte ich Spengler, fuhr jeden Morgen auf dem Velo hinüber nach Einsiedeln, drei Jahre lang, kam abends zurück ins Haus der Eltern, sass mit ihnen am Tisch, Mutter erzählte vielleicht von den Liedern, die sie im Chor sang, Vater von den Verträgen, die er abgeschlossen hatte oder von den Kollegen im Musikverein, ich ging in mein Zimmer, hörte nachts das Zischen und Rauschen, wenn Dädi sich ins Internet einwählte.

Manchmal sah er mich an.

Und ich dachte, ich könnte in seinen Augen etwas entdecken, Scham vielleicht oder Reue, Liebe, irgendetwas.

Nichts.

Ich weiss nicht, weshalb ich mich an diese Jahre nicht erinnere. Sie sind weg – gelöscht. Morgens fuhr ich über die lange Brücke nach Einsiedeln, abends über die Brücke zurück. Und irgendwann war Lehrabschluss, Note 4.6, ganz gut, ich wollte nicht Spengler sein, sondern Bauer.

Ich kann es nicht beweisen – wie könnte ich es? Der Unfall, am ersten Morgen nach den Ferien in Italien, wo mein Vater mich vergewaltigte, war mein erster Versuch, der Welt zu entkommen. Später versuchte ich es mit Beruhigungstabletten.

Fünzig auf einmal.

Hat nicht gereicht.

Im August 2008, ich war im Fricktal, weit weg, bei einem Bauern zur Lehre, rief meine Mutter an, Dädi sei verhaftet, das Haus durchsucht worden, man vermute, er habe meinen Cousin Ferdi sexuell genötigt oder so, über Jahre hinweg. Die Polizei bestellte

mich zum Verhör, ich log, Ähnliches sei mir noch nie passiert. Schliesslich wurde der Vater mit sechs Monaten bedingt bestraft, drei Jahre Probezeit, Mutter traute sich kaum noch ins Dorf, ging am Sonntag in Einsiedeln zur Messe, nie mehr in W., wo die Knochen irgendwelcher Heiliger unter Glas liegen.

Es ging mir nicht gut –

Es ging mir schlecht und schlechter, ich war ständig müde, nur noch auf Streit aus.

Den Sommer 2010 verbrachte ich in Euthal auf einer Alp, arbeitete von Morgen bis Abend, wusste nicht weshalb und wozu. Als es Herbst wurde, zog ich wieder ins Haus der Eltern, ertrug den Vater nicht, die Mutter nicht.

Alkohol.

Aber es war nicht so, dass ich mich ständig daran erinnerte, wie Dädi einst vor mir kniete.

Wie er in mich eindrang.

Eigentlich dachte ich nie daran – es ging mir schlecht und schlechter.

Dachte, ein neues Leben zu beginnen oder so.

Den nächsten Winter, 2010 auf 2011, war ich in Neuseeland, lernte dort Englisch, war dann Melker auf einem Hof, molk täglich 900 Kühe.

Kam zurück nach W. am See, ging wieder auf eine Alp, arbeitete als Spengler, ging wieder auf die Alp, der Rücken schmerzte, alles schmerzte, die jüngere Schwester sagte: Wenn nichts nützt, nützt Cannabis.

Also Cannabis.

Kein Problem, im Wallfahrtsort Einsiedeln an Cannabis zu kommen.

An Kokain.

Es tat gut.

Am 12. oder 13. Dezember 2012, in der Nähe von Biberbrugg, war ich in meinem Auto zu schnell unterwegs, jemand überholte mich, bremste ab – du Madensack,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verdammter, was du kannst, kann ich auch. Ich überholte den anderen, bremste ihn aus, sah zu spät, dass darin Polizisten sassen, fünf Männer in Zivil, sie rannten auf mich zu, drückten mich zu Boden. Seither bin ich ohne Führerschein.

Eine Scheisse nach der anderen.

Das Auto eines Kollegen habe ich zu Schrott gefahren.

Beruhigungsmittel. Fünfzig Tabletten, ich schlief drei Tage lang.

Der Rücken schmerzte ständig heftiger, ich konnte kaum noch gehen, kaum noch kriechen, Bandscheibenvorfall, Operation im Januar 2013, ich ging wieder zur Arbeit, blieb manchmal im Bett, immer häufiger blieb ich im Bett, nicht zu gebrauchen, nichts mehr wert, Entlassung im April 2014. Die Invalidenversicherung fand eine Stelle im Kloster. Dort war ich nun, lebte in einer Zelle, machte mich nützlich im Weinberg, bei den Rossen.

Hielt es nicht lange aus.

Hielt nichts mehr aus.

Ich suchte ein Zimmer im Dorf, fand eines an der Hauptstrasse, ein Loch ohne Fenster.

Bier, Cannabis, Kokain.

Entweder gelingt es mir, mich auszulöschen, oder ich liefere mich in die Psychiatrische ein.

Erstkontakt, 28. 04. 2014: Auf Nachfrage erzählt Herr K., dass er nicht sagen könne, was in ihm vorgehe, es sei ihm alles egal. Herr K. hat noch ein ganzes Cannabissäckli auf sich, er wird über die Hausordnung informiert. Akute

Suizidalität. Gibt Nonsuizidversprechen ab.

Das weiss ich noch, dass ich ein Mandala malen musste, wie im Kindergarten kam ich mir vor. Ich weiss noch, dass, zumindest am Anfang, nachts alle Stunden jemand an mein Bett trat und sich zu mir krümmte. Dass ich meinen Kopf ab und zu an die Wand schlug, meine Fäuste, meine Füsse, meine Beine.

Herr K. wirkt etwas ungepflegt und salopp gekleidet. Er hat auf dem linken Oberarm ein Totenkopftattoo. Im Gespräch wirkt er interessiert, schwingungsfähig, aber etwas gehemmt. Die Bewusstseinslage ist klar. Mit seinem Langzeitgedächtnis hat er jedoch Probleme, da er sich an etliche Ereignisse in den letzten Jahren nicht erinnern kann. Es bestehen keine Halluzinationen oder Zwangshandlungen. Als Zwangsgedanke, der von ihm abgelehnt wird, kommt immer wieder der Wunsch, seinen Vater zum Krüppel zu schlagen. Dies scheint auch ein Hauptgrund der inneren Wut zu sein, die ihn in seinen depressiven Phasen beherrscht. Bislang keine Fremdgefährdung. Seine Suizidwünsche begründet er zum Teil damit, dass er lieber sich selber umbringen wolle als seinen Vater. Herr K. sagt, er könne sich an nichts freuen, er fühle sich schuldig für irgendetwas, könne aber nicht sagen, für was. Dazu Versagensängste und Hoffnungslosigkeit.

Es tut mir nicht gut, diese verdammten Akten zu lesen -

Ich weiss noch, dass ich mich einmal weigerte, Medikamente zu nehmen, die mir die Ärzte am Zugersee verschrieben. Weil ich Ärzte hasste. Weil sie mich nicht hatten sterben lassen, als ich sterben wollte mit vierzehn.

Und irgendwann, im Gespräch mit irgendwem, vielleicht am zweiten oder dritten Tag in der Klinik, erzählte ich, mein Vater habe mich über Jahre sexuell belästigt.

Belästigt, sagte ich, nicht missbraucht.

30. 04. 2014 /11:53:08: Herr K. hat darüber noch nie gesprochen, weil er das seinem Vater versprochen hat, und will, dass das auch keiner erfährt, es scheint mir aber, dass er dennoch mit dem Gedanken spielt, den Vater anzuzeigen. Habe ihm dargelegt, dass er konsequent sein muss. Entweder dem Vater verzeihen oder sich total von ihm trennen. Er will jetzt, bevor er etwas unternimmt, wissen, ob seine Mutter mit seinem Vater glücklich ist. Davon macht er eine Anzeige abhängig.

Als sie dann in die Klinik kam, um mich zu besuchen, wusste ich nichts mit ihr zu reden. Mama sass da, irgendwie vertraut, irgendwie fremd, meine Mutter – ich wollte mit ihr reden, konnte nicht.

02. 05. 2014: Es stellte sich heraus, dass die Mutter mit dem Vater recht glücklich ist. Der Patient nahm seiner Mutter gegenüber –

Jetzt muss ich heulen, wenn ich das lese –

Der Patient nahm seiner Mutter gegenüber eine ablehnende Körperhaltung ein und blickte meist auf den Boden. Er verhielt sich die meiste Zeit schweigsam. Die Mutter redete mehr zu mir als zu ihm. Sie nahm die ganze Zeit an, dass sie vom Patienten mehr abgelehnt werde als der Vater. Offenbar war dieses Gespräch das erste Mal, dass überhaupt geklärt wurde, dass der Patient seine Mutter gernhat. Ich legte ihr dar, dass der Patient seinen Vater jetzt erst mal eine Weile nicht sehen dürfe. Sie war nicht daran interessiert, zu erfahren, weshalb.

Kann sein, dass das stimmt, was hier geschrieben steht – in meiner Erinnerung hat meine Mutter versucht, herauszufinden, was ich noch wusste.

Mein Vater und meine Mutter – ein Paket.

04. 05. 2014: Herr K. schlägt mit der Faust im Raucherraum an die Wand, ist sehr wütend, angespannt. Kann sich nur mit Ja und Nein äussern.

05. 05. 2014: Herr K. äussert den dringenden Wunsch, die Klinik zu verlassen, er sagt, dass es ihm nichts bringe, hier zu sein, und ihm sehr langweilig sei.

Zehn Tage später war ich draussen, vielleicht waren es mehr, ich reiste nach Einsiedeln, legte mich in mein Zimmer an der Hauptstrasse, das keine Fenster hat, ich kiffte, ich trank.

Der 24. Juni, Dienstag, war ein heller Tag, es regnete nicht.

Ich wusste, wo der Blackensteher steht da oben im Kloster.

Dädi, zieh eine Unterhose an, wir gehen spazieren.

Im Flur lag ein Filzstift, dick und schwarz.

Ich schrieb auf Vaters Rücken: Ich bin ein pädophiler Kinderschänder.

Dann trieb ich ihn durchs Dorf.

Die Überlebende

Hameln, Niedersachsen: Kader K. wird von ihrem Ex-Mann mit einem Messer und einer Axt attackiert, dann ans Auto gebunden und durch die Stadt geschleift. Ein Treffen, ein Jahr danach. Sie sagt: „Ich bin hier dagegen geknallt und liegen geblieben, komisch, oder?“

Von Peter Burghardt, Süddeutsche Zeitung, 13.02.2018

Sie steht am Tatort und muss kurz lachen. Es ist ja alles unglaublich. Die Schläge auf den Kopf, die Stiche ins Herz, das Seil um den Hals, die Horrorfahrt über Stein und Asphalt, als sie an der Abschleppkupplung hing. Trotzdem kann sie jetzt wieder durch die Stadt laufen und von dem Wahnsinn erzählen, während der Mann, der sie töten wollte, im Gefängnis sitzt.

Hameln, Kaiserstraße, hier lag sie damals halb zertrümmert auf dem Gehsteig. „So viel Glück“, sagt Kader K., kalte Luft rötet ihre Wangen. „Das kann nicht wahr sein, oder? Wenn das ein Film wäre, würde man sagen, ach komm, hör’ auf, wer hat denn das gedreht? Jetzt überlebt sie auch noch. Zu viel Fantasie.“ Ihre dunklen Augen glänzen im Laternenlicht, dezent umrahmt von Wimperntusche. 15 Monate zuvor war sie an dieser Stelle klinisch tot.

Kader K. ist 29 Jahre alt, Kurdin und Deutsche, eine kleine, lebendige Frau. Ihr Vorname bedeutet Schicksal. „Seh’ ich jetzt besser aus als im Gericht?“, fragt sie.

Sie verbirgt ihre Narben an diesem Winterabend unter einem schwarz-weiß gestreiften Pullover, einer blauen Hose und einem Daunenmantel mit Fellkapuze. Die Haare verschwinden unter einer grauen Wollmütze. Weil sie gläubige Muslimin ist und die Haare nicht zeigen will? „Nein, weil er mir meinen Kopf zerschmettert hat und die Haare nicht mehr wachsen, sieht schlimm aus“, sagt sie, der Termin in der Hautklinik ist im Mai. Die Mütze muss weich sein, wegen der Kopfschmerzen.

Niemand, der sie nicht kennt, würde sie auf den ersten Blick für ein Opfer wahnwitziger Gewalt halten. Aber jeder in der Stadt hat von ihrer Geschichte gehört. Der Fall Kader K. ist einer der Kriminalfälle, die man nicht vergisst.

Der dreifache Mordversuch begann zwei Straßenecken weiter, Kader K. läuft den Weg ohne Eile ab. Es ist ein gewöhnlicher Werktag in der Südstadt, in der Nähe des Bahnhofs von Hameln, jenseits der schönen Altstadt, sie wohnt noch immer in dieser Gegend. Kurz vor 18 Uhr, die Straßen sind schwach beleuchtet, wie an jenem Sonntag im Herbst.

Kader K. stoppt zwischen halbhoher Häuserblöcken in der Königstraße, an einem mit weißem Zickzack markiertem Parkverbot. Da ging es los. Am 20. November 2016 sollte Nurettin B., ihr früherer Mann, den gemeinsamen Sohn Cudi nach Hause zur Mutter bringen, die beiden waren getrennt und zerstritten. Sein Gehalt als Polsterer sollte gepfändet werden, weil er keinen Unterhalt zahlen wollte.

„Jetzt wird sie von mir gepfändet“ – Ermittler fanden diese Notiz später.

Nurettin B. beschimpfte Kader K. und schlug sie nieder. Er stach mit einem Küchenmesser von Ikea auf sie ein. Die Klinge, laut Anklage 12,4 lang und vier Zentimeter breit, drang tief in ihre linke Flanke ein und in ihre Brust. Nurettin B. stach mit solcher Wucht zu, dass der Griff des Messers abbrach. Dann nahm er eine Axt und schlug mit der stumpfen Seite auf sie ein, ihr Schädelknochen splitterte. Schließlich legte er ihr einen Seil um den Hals, band den Strick an seinen VW-Passat und gab Gas. Im Kindersitz auf der Rückbank saß der kleine Cudi, drei Jahre alt.

Während die Ärzte im Krankenhaus um das Leben von Kader K. kämpften, schrieben die Zeitungen schon über den „Blutschleifer von Hameln“. Auch internationale Medien, NBC, BBC und die Times. Als im Mai 2017 in Hannover der Prozess gegen Nurettin B. begann, drängten sich die Reporter. „Meine Mandantin hat überlebt, aber was für ein Leben ist das?“, fragte einer der Anwälte von Kader K.

Was für ein Leben also ist das?

Kader K. redet, raucht, schimpft und lacht. Sie sucht ohne Zögern auch die Orte auf, an denen sie binnen weniger Minuten dreimal hätte sterben können. „Es ist ein Wunder, dass ich lebe“, sagt sie und deutet hinüber auf die andere Straßenseite.

Nurettin B. steuerte den Wagen aus der Königstraße rechts in die Prinzenstraße, zwei enge Wohnstraßen. Über Kopfsteinpflaster schleifte er die eh schon schwer verletzte Kader K. hinter sich her. Passanten dachten, sie sei eine Puppe. Es war wie in diesen Gräueltvideos der Terrormiliz IS, auch wenn es keine Anzeichen dafür gibt, dass Nurettin B. mit dem sogenannten Islamischen Staat sympathisiert. Die Blutspur zog sich gut 200 Meter lang durch Hameln. Kader K. klemmte die Hände zwischen Nacken und Seil, um nicht erwürgt zu werden, ihr Genick hätte bei jeder Erschütterung brechen können. „Mit 80 Stundenkilometern, das übersteht kein Mann“, sagt sie. Sie schlurft über das Kopfsteinpflaster, mitten auf der leeren Straße.

An der Abzweigung zur Kaiserstraße biegt Nurettin B. mit hoher Geschwindigkeit links ab, da löst sich der Strang vom Heck. Kader K. wird gegen eine kniehohle Mauer aus gelben Ziegeln geschleudert, mit einem Gitterzaun obendrauf, zwischen den Lokalen Goldhähnchen Grill und Berlin Döner, gegenüber vom Kosmetiksalon Visage und dem Friseur Beauty Cut. „Ich bin hier dagegen geknallt und liegen geblieben“, sagt sie, „komisch, oder?“

Nurettin B. fuhr mit Sohn Cudi im Fond weiter. Er merkte erst nicht, dass er sein Opfer verloren hatte. Minuten später parkte der 39-Jährige vor der Polizeiinspektion Hameln-Pyrmont und stellte sich.

Cudi kam vorübergehend in ein Kinderheim. Nur sechs Monate später wurde Nurettin B. zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt, er ist in der Göttinger JVA Rosdorf untergebracht, einhundert Kilometer von Hameln entfernt. Je weiter weg, desto besser, findet sie.

Kader K. wurde zweimal wiederbelebt, im Notarzwagen und im Schockraum einer Klinik in Hameln. Schädel-Hirn-Trauma, Hirnblutung, durchstochener Herzbeutel und Herzmuskel. Ein Chirurg rettete sie mit seiner ersten Herz-OP über die ersten Stunden hinweg. In der Nacht wurde sie dann mit einem Hubschrauber nach Hannover geflogen, auf der Intensivstation der Medizinischen Hochschule hing sie mit kahlrasiertem Kopf an Schläuchen. Der Bruder saß mit der Mutter an ihrem Bett und las ihr aus dem Koran vor. Als sie nach Tagen aus dem künstlichen Koma erwachte, war sie berühmt.

„Wahrscheinlich hab‘ ich den Nahtod erlebt, ich erinnere mich nicht“, sagt Kader K.. Sie würde gern wissen, was der Nahtod mit einem anstellt. Auf der Reha hat sie von anderen Trauma-Patienten gehört, dass Hypnose helfen könnte. Ihre eigene Erinnerung an den 20. November 2016 ist weg, ausgelöscht. Was sie von jenen Stunden weiß, das weiß sie von anderen.

Aber sie erinnert sich an diesen Traum, einen Monat davor. Sie träumte, dass sie von einem Hügel auf einen anderen sprang, dass sie in die Luft gezogen wurde, obwohl sie Höhenangst hat, dass es immer heller wurde. Lieber Gott, bring‘ mich zurück, dachte sie, Allahu akbar, Gott ist groß. Plötzlich war sie wieder am Boden. Sie las, dass man nach islamischer Interpretation bald sterbe, wenn man im Traum nicht zurückgeholt werde. Und dass Gott einen heile, wenn er einen doch zurückhole, dass er einen dann stärker mache. „Passt doch, oder?“, sagt sie, die Überlebende.

Seit der Attacke hat Kader K. oft Albträume, sofern sie überhaupt schläft. „Ist normal“, sagt sie, „man kann nicht selbst entscheiden, was man träumt.“

Sie spricht nach 18 Jahren in Hameln geschliffenes Deutsch mit kaum merkbarem Akzent. Ihre Muttersprache ist Kurdisch, sie kann auch Türkisch, hat halbwegs Englisch gelernt, liest den Koran auf Arabisch. Selten erwischt sie ein falsches deutsches Wort oder fragt, wie man etwas richtig sagt. Als sie an der Fischtheke Kartoffelecken zum Seehecht bestellt, vertauscht sie die Silben, Eckenkartoffeln. Ihr Kopf kam ihr nach den Qualen und Operationen vor wie ein Fremdkörper, als ob Hals und Rumpf nicht mehr verbunden wären.

Sie erzählt, dass sie kürzlich mit ihrem Anwalt Roman von Alvensleben bei Maria Prinzessin von Sachsen-Altenburg war, die sich um bedürftige Kinder kümmert. Als sie die Berichte über Waisenkinder hörte, habe sie geweint, sagt Kader K., weil sie diese an ihre eigene Jugend erinnerten. Sie wurde in der Türkei geboren, als Tochter kurdischer Eltern, 1988. In den Neunzigerjahren gab es im Südosten des Landes schwere Auseinandersetzungen zwischen der türkischen Armee und der kurdischen PKK. Kader K. flüchtete mit zwölf Jahren mit Geschwistern und einer Schwägerin über das Mittelmeer und über Griechenland zu Verwandten nach Deutschland, nach Hameln, eine Stadt wie aus dem Märchenbuch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie spaziert vorbei an der Statue des Rattenfängers und am Rattenfängerhaus in der Fußgängerzone im alten Zentrum. Sie hatte als Kind von der Sage gehört, aber nicht geahnt, dass es diese Stadt tatsächlich gibt und sie hier landen würde.

Die Eltern blieben zunächst zurück in der Türkei. Die Mutter kam erst vor fünf Jahren nach, der Vater 2017. Beide besitzen nur eine Duldung in Deutschland. Kader K. wohnte jahrelang bei der Schwägerin und ihrem Schwager. Erst war sie gut in der Schule, dann wurde sie immer schlechter. Sie sagt, das Leben ohne ihre Eltern habe sie traurig gemacht. Sie verkaufte dann Schuhe in einem Einkaufszentrum, durch das sie nun flaniert.

Bei einer Kurden-Demo lernte sie Nurettin B. kennen.

Sie war damals schon eine kurdische Aktivistin. Über die Kurden redet sie gern und viel, aber auch über den Islam, den so viele Menschen so falsch verstehen würden. 2013 heiratete sie Nurettin B. nach islamischem Recht. Sie sagt, sie habe Mitleid mit ihm gehabt, weil seine Mutter gestorben und seine erste Ehe gescheitert war. „Ich war so dumm, obwohl ich eigentlich nicht dumm bin“. Sie bekamen einen Sohn und nannten ihn Cudi, nach einem Berg in der osttürkischen Provinz Şirnak.

Sie fühlte sich bald wie eine Sklavin, Freunde durften sie nicht mehr anrufen und besuchen. „Wenn er sagte: Sitz, musste ich sitzen, wie ein Roboter“, sagt sie, „ich war eingesperrt, dabei bin ich ein Mensch, der seine Freiheit liebt.“ Mit dem Sohn zog sie zur Mutter. Nurettin B. beleidigte sie, drohte ihr, sie schildert all das sehr detailliert. Sie ging dann zur Polizei, die Beamten forderten Nurettin B. zur Mäßigung auf, das Jugendamt hielt trotz der Drohungen am gemeinsamen Sorgerecht fest. Es folgt die Chronik einer angekündigten Tragödie.

Kader K. tippt auf ihrem Handy. Eine Whatsapp-Nachricht vom 22. Oktober 2016, wenige Wochen vor der Tat. Empfänger ist Nurettin B., den sie nur noch „Täter“ nennt und auf dem Mobiltelefon als „Täter – Mörder“ eingespeichert hat. Sie werde ihrer Anwältin von den neuen Morddrohungen erzählen, schrieb sie, und wenn ihr etwas zustoßen sollte, „dann wissen die ganzen Menschen, dass du es warst. Und der Staat und die Polizei mich nicht beschützen konnten. Ich habe gar keine Angst, vor dir schon gar nicht.“

Manchmal wird sie gefragt, wieso sie nicht weglief, als er sie angriff. Ganz einfach: „Ich bin Mutter, ich wollte mein Kind abholen.“ Cudi saß im Auto. Nachbarinnen berichteten ihr, dass sie um das Auto herumgerannt sei, ehe sie zu Boden ging, und um Hilfe schrie, die Zeuginnen riefen auch die Polizei.

Sie ärgert sich, dass sie sich kaum wehren konnte und nur er Waffen dabei hatte, der Täter, aber dann denkt sie wieder an ihren waffenlosen Sieg. „Er hatte alles, ich hatte nichts. Ich hab’ den Kampf gewonnen, ich lebe“, sie sagt das immer wieder. „Er sitzt im Käfig, obwohl er alles versucht hat, um mein Leben zu zerstören. Das wird er niemals vergessen.“

So wollte sie das auch vor dem Landgericht Hannover sagen, aber es gab keine richtige Gelegenheit, sie fand die Worte nicht. Sie beantwortete als Nebenklägerin und Zeugin mit schwacher Stimme die Fragen des Richters, die Haare unter einem Kopftuch verborgen, neben sich Anwalt und Psychologin. Nurettin B. saß kerzengerade in Saal 127, ließ sein Geständnis verlesen und brachte schließlich eine Entschuldigung hervor, die ihr verlogen vorkam. Sie sah ihn nicht an. „Der Typ bereut nichts“, glaubt sie. Entgeistert lauschte sie dem Urteilsspruch der Strafkammer, 14 Jahre für Nurettin B., statt lebenslänglich, wie die Staatsanwaltschaft verlangt hatte. „Ich dachte, die wollen mich verarschen“, sagt sie heute über das Urteil.

Sie war aufgeregt, wütend, enttäuscht. Sie wollte eine Zigarette rauchen, unbedingt eine Zigarette, aber es war Ramadan, deshalb trug sie auch keinen Lippenstift. Es gehe nicht um Rache, es gehe um das Gesetz, referierte der Richter. „Es sollte um Gerechtigkeit gehen“, sagt Kader K. nun im Lokal, sie wäre im Gericht am liebsten aufgesprungen vor Zorn. „Wenn ich gewusst hätte, dass er nur 14 Jahre kriegt, ich hätte meine Meinung gesagt.“ Vielleicht hätte sie sich lieber selbst vertreten sollen, sagt sie, „ich hätte alles plattgemacht“. Ihr Traumberuf ist Juristin, für ein Studium fehlt aber der geeignete Schulabschluss.

Sie fühlt sich von Justiz und Behörden nicht ernst genommen, nur den Ärzten würde sie eine Auszeichnung wünschen. Noch immer gilt sie als arbeitsunfähig, sie lebt von Sozialhilfe und hat ihre Wohnung mit Unterstützung von Spendern eingerichtet. Ihr Sohn Cudi wohnt bei ihr und ihrer Mutter. Immer wieder sagt er: „Mama, er hat dir aua gemacht.“

Nurettin B. soll Kader K. und Cudi sein Haus übereignen, mit einem Wert von 137000 Euro plus Zinsen. Die Anwälte hatten sich darauf geeinigt, doch bisher kam im Januar 2018 nur eine Rechnung vom Amtsgericht Hameln: Kader K. solle „in der Zwangsversteigerungssache“ 100 Euro überweisen. Sie zieht das Schreiben aus ihrer Umhängetasche, deren Gurt sie am kaputten Rücken schmerzt.

Ihren Goldschmuck von der Hochzeit, die sogenannte Morgengabe, muss er auch zurückgeben. Nurettin B. aber hat sich im Gefängnis um eine Revision bemüht – das Gericht wies den Antrag ab. Bekommen hat sie bislang das Tatfahrzeug, den schwarzen Passat CC, Marktwert circa 12000 Euro. Kader K. will das Auto versteigern lassen und wartet auf Facebook auf Gebote. Sie möchte mit dem Erlös ein Waisenhaus im kurdischen Norden Syriens ausstatten. Wieso sie das Auto, mit dem sie durch Hameln geschleift wurde, nicht verschrotten lässt, bekommt sie zu hören, das wolle doch kein Mensch mehr fahren.

Natürlich war auch die Rede davon, dass sich Deutschland Männer mit einem gruseligen Frauenbild ins Land geholt habe, Männer wie Nurettin B. Die Rechten seien dumm, sagt Kader K., „das Herz ist links“, und sie wettet gegen deutsche Waffenexporte in die Türkei.

Sie sitzt jetzt im Raucherzimmer eines Cafés und löffelt im Eisbecher, das Eis ist schon geschmolzen. Es gab in Hameln eine Demo für sie und eine Mahnwache mit Bürgermeister und Landrat, aber sie wünscht sich „riesengroße Demos, ich will Millionen Menschen“, für Frauen und Kinder. Sie will Politik machen.

Sie war im Fernsehen, sie hat im Radio geredet. Man kennt sie. Sie spricht laut, andere Gäste tuscheln. Am Nebentisch erhebt sich eine Frau mit ihrer Tochter, sie sagt: „Entschuldigung, dass wir stören. Es tut uns sehr leid, was Ihnen passiert ist. Alles Gute. Schön, dass Sie das überlebt haben.“

Ständig wird sie irgendwo angesprochen. „Hallo, bist du Kader?“, sagt eine Passantin, als sie wieder auf der Kaiserstraße steht, wo sie 2016 fast tot war. Sie wohne nebenan und habe den schrecklichen Abend erlebt, sagt die Frau, und: „Ich denk’ jeden Morgen an dich.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann umarmen sich die beiden, und Kader K. sagt: „Dankeschön. Kuck mal, genau das ist das, das gibt mir Hoffnung. Dass man weiterleben muss, weil es gute Menschen gibt.“

Wie viel Macht hat dieser Mann?

Christoph Gröner ist Bauunternehmer und einer von Deutschlands Superreichen. Er schätzt, dass sein Privatvermögen bei 80 Millionen Euro liegt – und macht sich Gedanken über die Ungleichheit in diesem Land

Von Julia Friedrichs und Andreas Spinrath, ZEITmagazin Nr. 19, 3.05.2018

Niemand baut in Deutschland so viele Mietwohnungen wie Christoph Gröners Unternehmen. Hier ist er mit seiner persönlichen Assistentin in Köln unterwegs

Durch das Foyer eines leer stehenden Hochhauses in Berlin rennt ein Mann und atmet schwer. Er trägt Joggingsschuhe und Sportsachen, läuft vorbei an Aufzugschächten, die mit Plastikplanen abgeklebt sind. 1,95 Meter ist er groß, seine Gesichtszüge sind markant, und wer nicht genau hinschaut, der könnte ihn für einen durchtrainierten Doppelgänger des jüngeren Gerhard Schröder halten, aus einer Zeit, als Schröder noch Kanzler war.

Dieser Mann ist der Unternehmer Christoph Gröner. Es ist sein Foyer, das er im vergangenen November im Laufschrift durchquert, es ist auch sein Turm. Seine Baufirma hat den Steglitzer Kreisel, eines der höchsten Häuser der Stadt, vom Land Berlin gekauft. Für 200 Millionen Euro wird er hier Wohnungen bauen. An diesem Morgen aber will Gröner etwas anderes. Er will ganz nach oben rennen, 120 Meter, 30 Etagen, 600 Stufen. Einer seiner Mitarbeiter soll die Zeit messen und steigt in einen Fahrstuhl, während Gröner 29 Stockwerke hochhastet. Es ist ein Wettlauf gegen die eigene Bestzeit. Gröner liebt es, gegen sich selbst anzutreten. Das hat er sein Leben lang getan. Gröner pumpt, aber er ist schnell. Der Mitarbeiter steigt oben aus dem Aufzug und stoppt die Zeit: 5 Minuten und 14 Sekunden.

»Besser als beim letzten Mal«, sagt Gröner und schnauft. Aber er ist noch nicht zufrieden. Er will beweisen, dass er es in weniger als fünf Minuten schafft. Warum

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dieser Ehrgeiz, und warum überhaupt ein Rennen in einem Rohbau? Das lässt sich nur beantworten, wenn man ihn länger beobachtet.

Ganze drei Tage, sagt er, sei er in seinem Berufsleben krank zu Hause geblieben. Nachts schlafe er selten mehr als fünf Stunden. Oft sei er in zehn Städten unterwegs, Woche für Woche. Gröner, verheiratet und Vater von vier Kindern, ist gerade 50 Jahre alt geworden. »Ich kann mich noch erinnern«, sagt er, »wie ich zu Zeiten meines Abiturs Boris Becker beim Wimbledon-Sieg beobachtet habe und dass ich mir damals gedacht habe: Warte nur. Ich ziehe noch gleich.« Inzwischen, so sieht es Gröner, habe er Becker übertrumpft.

Christoph Gröner ist Gründer, Namensgeber und Vorstandsvorsitzender der CG-Gruppe, einer der größten Immobilienfirmen des Landes. Überall in den neun Deutschland-Niederlassungen tauchen seine Initialen auf, an den Türen, auf den Hochglanzbroschüren. Sogar das Kakaopulver auf dem Cappuccino, den seine Sekretärin im Büro serviert, formt sich zu den Buchstaben CG. Niemand baut so viele Mietwohnungen wie Gröners Unternehmen. In Köln, Leipzig, Düsseldorf und Frankfurt errichtet er ganze Stadtviertel. Gerade haben Wirtschaftsprüfer den Wert der Firma auf über eine Milliarde Euro taxiert. Sein Privatvermögen, schätzt Gröner, liegt bei 80 Millionen Euro, hinzu kommen Anteile am Unternehmen, die bis zu 300 Millionen Euro wert sind. Ihm gehören auch eine Villa in Berlin, mehrere Anwesen an der Côte d'Azur, ein Penthouse in der Nähe des Kölner Doms, außerdem eine Porsche-Sammlung.

Gröner ist einer von Deutschlands Superreichen: Menschen, die in diesem Land viel zu sagen haben, aber meistens schweigen. Christoph Gröner hat nach langem Nachdenken mit diesem Grundsatz gebrochen und sich sieben Monate lang begleiten lassen. Er ließ es zu, bei Vorstandssitzungen und Charity-Galas beobachtet zu werden und in seiner Loge im Leipziger Fußballstadion. Verschafft Reichtum auch Macht? Und wie geht man damit um, dass es selbst ganz oben noch immer Menschen gibt, die mehr haben und über einem stehen?

Am Privatterminal des Düsseldorfer Flughafens wartet der Pilot, und Christoph Gröner fährt im Shuttle vor. Händeschütteln, dann gehen die beiden übers Flugfeld zur Maschine, einer spitznasigen Cessna, innen holzverkleidet. Ankommen, einsteigen,

starten: In Christoph Gröners Leben passiert das alles innerhalb weniger Minuten. Die kleine Maschine hebt ab und durchstößt die Wolkendecke. »Ist es nicht herrlich, sich aus dem Grau über alles zu erheben?«, fragt Gröner. Geld, sagt er dann, sei von einer gewissen Größenordnung an nur noch ein Werkzeug. Sein eigenes Vermögen könne er längst nicht mehr durch Konsum aufbrauchen. »Wenn Sie 250 Millionen Euro haben, dann schmeißen Sie das Geld zum Fenster raus, und es kommt zur Tür wieder rein. Sie kaufen Autos, die werden mehr wert. Sie kaufen Häuser, die werden mehr wert. Sie gehen in Gold, das wird mehr wert.«

Wer über soziale Ungleichheit redet, der meint meist Einkommen. Ist es richtig, dass die Krankenschwester so viel weniger verdient als die Geschäftsführerin der Klinik? Wie hoch muss der Lohn für Arbeit mindestens sein? Dürfen Spitzenmanager jedes Jahr zweistellige Millionenbeträge verdienen? Gewerkschaften legen Kitas und den öffentlichen Nahverkehr lahm – für ein paar Prozent mehr Lohn. Die Arbeitgeber stöhnen dann auf, als würden sie damit in den Ruin gestürzt.

In Wahrheit führen all diese Debatten am Kern des Problems vorbei. Denn die Markteinkommen, vereinfacht: die Bruttolöhne, sind in Deutschland zwar sehr ungleich verteilt, danach aber greift der Staat mithilfe der Steuern ein. Er nimmt denen, die viel verdienen, und gibt vor allem der unteren Mitte und der Unterschicht. Trotz aller Macken funktioniert die staatliche Umverteilung ganz gut.

Um die wahre wirtschaftliche Kluft schert sich der Staat aber nicht, obwohl diese Kluft so tief ist wie der Marianengraben. Deutschland ist nach 70 Jahren Frieden und Wohlstand ein reiches Land. Aber dieser Reichtum ist so ungleich verteilt wie in kaum einem anderen Industriestaat. Manche Ökonomen bezeichnen Deutschland als »feudalistischen Kapitalismus«. So unanfechtbar sind die Vermögensverhältnisse, so groß die Abstände zwischen den Wohlhabenden und dem Rest. Dieses Vermögen wird weitergereicht an die nächste Generation, die dann auch wieder beste Startchancen hat. Die Ungleichheit wird vererbt.

Ökonomen schätzen, dass das obere Prozent der Bevölkerung ein Drittel des gesamten deutschen Vermögens besitzt, die untere Hälfte weniger als drei Prozent. Genau weiß es niemand. Denn seit in Deutschland 1997 die Vermögenssteuer ausgesetzt wurde, tappen Experten im Dunkeln, wenn sie benennen sollen, wie viel die

Superreichen tatsächlich besitzen. Ist es eine Billion mehr oder weniger? In einem Land, zu dessen Identität der Leitz-Ordner und die doppelte Buchführung gehören, vermag niemand zu sagen, wie viel die Vermögenden besitzen.

Im Gegensatz zur Armut sei Reichtum in Deutschland schlecht vermessen, sagt Markus Grabka, Vermögensfachmann am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung. Aber schon das grobe Bild, das die Daten liefern, ist beeindruckend. Grabka nimmt ein DIN-A4-Blatt in die Hand und sagt: »Stellen wir uns vor, ein Zentimeter auf dem Blatt entspräche 50 000 Euro Vermögen. Dann können wir problemlos 95 Prozent der Bevölkerung auf diesem Blatt abtragen.« Wo aber, fragt er, stünden dann die Reichen? Das manager magazin setzt in seiner aktuellen Liste der reichsten Deutschen die Unternehmerfamilie Reimann auf Platz eins, mit 33 Milliarden Euro Vermögen. Behielte man Grabkas Maßstab bei – 50 000 Euro Vermögen entsprechen einem Zentimeter –, dann müsste man mehr als 23 000 Blätter nebeneinanderlegen, um bei den Reichsten zu landen. Etwa 6,6 Kilometer.

Wenn schon die Dimensionen schwindelig machen, neigt man dazu, ein Thema zur Seite zu legen, zu kompliziert. Dabei können die Folgen der Ungleichheit die Gesellschaft viel stärker spalten als die Lohnfrage. Vermögen ist ein Airbag für all die Momente, in denen das Leben crasht. Job verloren, lange krank gewesen, Trennung vom Ehepartner? Geld kann diese Krisen abfedern. Aber selbst bei den kleinen Auffahrunfällen des Alltags zeigen sich die Unterschiede: Jeder dritte Arbeitnehmer hat so wenig Rücklagen, dass er unvorhergesehene Ausgaben von 1000 Euro nicht mehr stemmen kann. Da wird jedes kaputte Auto, jeder Urlaubswunsch und jeder Schulausflug der Kinder zu einem Problem.

Am deutlichsten zeigt es sich beim Wohnen. Mitte April demonstrierten mehr als 10 000 Menschen in Berlin gegen steigende Mieten. Die rauschen hoch, auch weil die Vermögenden der Welt die Immobilien in deutschen Großstädten als Geldanlagen lieben. Und das ist Gröners Geschäft.

Vor der Wohnungstür von Florian Schmidt in Berlin steht ein Immobilienmakler gemeinsam mit einem Ehepaar. Die beiden wollen Schmidts Wohnung kaufen. Die Tür öffnet sich, ein kurzer Rundgang durch 60 Quadratmeter Altbau, unsaniert, zwei Zimmer, Küche, Bad. Die Schmidts leben hier mit ihren zwei Kindern. »Das ist halt im

Moment so ein bisschen provisorischer Zustand«, sagt Florian Schmidt, als er im Wohnzimmer steht, wo schon das Schlafsofa für die Nacht aufgeklappt ist. Das fremde Ehepaar ist zufrieden. Aus der Wohnung der Schmidts wird wahrscheinlich bald die Altersvorsorge der Besucher. Das klingt nach einer tausendfach erzählten Geschichte: Gentrifizierung, Immobilien als Geldanlage. Aber diese Geschichte ist eine besondere, weil Florian Schmidt der Baustadtrat von Friedrichshain-Kreuzberg ist und auf das Wohl von 281 000 Berlinern in seinem Bezirk zu achten hat. Auf seinem Schreibtisch im Amt liegen die Unterlagen einiger Prestigeprojekte Gröners. Lokalzeitungen nennen den Grünen Gröner »Gegenspieler«. Aber wenn sich ein Politiker in seinen eigenen vier Wänden nicht gegen diese Ungleichheit stemmen kann, wie soll er es dann in der Politik schaffen?

Schmidt hat schon als Student hier gewohnt. Eine größere Wohnung mieten oder kaufen, das war der Familie bislang zu riskant. Erst seit anderthalb Jahren ist er Baustadtrat, vorher arbeitete er freiberuflich, bezog auch schon einmal Hartz IV. Klar, jetzt als Politiker verdiene er gut, aber er müsse auch Schulden tilgen. Seine finanzielle Situation sei immer auch vom Ergebnis der nächsten Wahlen abhängig: »Wer weiß, wie es in vier Jahren aussieht?«

Der Unternehmer Gröner spricht ständig mit Menschen wie Schmidt, mit Oberbürgermeistern, Senatoren und Baustadträten. Hier setzt er sein Geld als Hebel ein, um seine Interessen durchzusetzen. Wer Gröner beobachtet, der merkt, wie Vermögen Ideen beschleunigt. Im Berliner Verein Laughing Hearts engagiert er sich für Heimkinder. Als ihm ein Makler für eine Million Euro einen Bauernhof in Brandenburg anbietet, verliebt er sich in den Gedanken, dass die Kinder dort Urlaub machen könnten. Eine Woche später ist der Hof schon finanziert. An einem Abend in seiner Kölner Wohnung, durch deren Fenster der Dom im Postkartenformat erstrahlt, plaudert er mit einem Bekannten über die Idee, eine Brauerei zu eröffnen. Vermutlich dauert es nicht mehr lange. Und wenn er den Plan hat, das Gesicht ganzer Stadtviertel zu verändern, setzt er es durch.

An einem Tag im Oktober vergangenen Jahres ist Christoph Gröner in Leipzig unterwegs. Er lässt seinen Fahrer den schwarzen Van parken und springt hinaus. Er läuft durch die Straßen der Stadt, in der vor 20 Jahren alles anfing. Christoph Gröner

stammt aus Karlsruhe, sein Maschinenbau-Studium dort hat er abgebrochen und stattdessen eine Firma für Baudienste gegründet: Fliesen verlegt, Fassaden angebracht. Groß wurde die Firma erst mit dem Wechsel nach Leipzig. Gröner stieg ein, als die Preise ganz unten waren. Erst sanierte er Altbauten, dann ganze Straßenzüge, allein im Industrieviertel Plagwitz vier Areale, so groß wie 18 Fußballfelder. Gröner breitet die Arme aus. Die Sonne steht tief. Er steht da wie ein Held in einem dieser alten Spaghetti-Western. »Alles Ruinen gewesen«, sagt Gröner. »Alles, was Sie links und rechts sehen, ist von uns saniert, gebaut, vermietet.«

Reich zu sein, sagt er, sei dann sinnvoll, wenn man das Geld einsetze, um Dinge zu bewegen. Die Richtung bestimmt er.

Besitzen Sie Macht, Herr Gröner? Er überlegt nicht lange und antwortet aus tiefster Überzeugung: »Ja.«

Die große Ungleichheit der Vermögen in Deutschland führt dazu, dass wenige Menschen sehr viel bewegen können. Auf dem Immobilienmarkt sind die Abstände zwischen den Vermögenden und dem Rest der Bevölkerung besonders deutlich. Jeder zweite Deutsche wohnt zur Miete. Schätzungen zufolge besitzen die reichsten fünf Prozent der Menschen die Hälfte der privaten Immobilien. Christoph Gröner sagt, dass unter seinen Kunden einige Wiederholungstäter seien, die ein Mehrfamilienhaus nach dem anderen kauften. Für 1000 Euro habe er den Quadratmeter in Leipzig einst angeboten. Ein paar Jahre ist das erst her, wirkt aber wie eine Zahl aus einer längst vergangenen Epoche. Inzwischen liegt der Preis oft beim Drei- oder Vierfachen.

Der Immobilienmarkt zeigt nur die Symptome. Dahinter steht eine größere Frage: Ist der Gewinn der einen der Verlust der anderen? Ist die Brechtsche Analyse noch zu gebrauchen: Wäre der eine nicht arm, wäre der andere nicht reich?

Christoph Gröner stellt sich in diesem Konflikt in die vorderste Reihe. In Berlin-Friedrichshain baut er an der Rigaer Straße gut 100 Wohnungen, in Sichtweite besetzter Häuser. Hier gibt es Menschen, die nicht einfach nur protestieren, weil sie auf dem Wohnungsmarkt nicht mitspielen können. Sie bekämpfen Gröner und seine Baustelle, stellvertretend für all die anderen, die sie auch meinen: »Gegen Investorenträume«, »Gegen kapitalistischen Größenwahn« schreiben sie auf Plakate. Autos haben schon

gebrannt. Die Eingänge einiger Neubauten sind verriegelt und werden von Sicherheitsleuten bewacht. Gleich soll Christoph Gröner vorfahren. Die Polizei wartet schon. Ohne ihren Schutz betritt er die eigene Baustelle nicht mehr. »Die Bemühungen der politischen Akteure in Berlin um den Rechtsstaat sind bei Weitem zu gering«, schrieb Gröner in einem offenen Brief an die Stadt. Er meinte damit auch Florian Schmidt, den Baurat. Der ist zuständig für die Rigaer Straße.

Im April 2016 hatte Gröner die Anwohner noch auf das Gelände zu einem Treffen geladen. Seine Gegner filmten die Szene. Gröner steht in einem Zelt aus einer weißen Plastikplane, davor wütende Menschen. Sie schreien: »Hau ab! Hau ab!« Er sagt: »Ist das Dialog? Ihr wollt keinen Dialog!« Die Sprechchöre verstummen aber nicht. Gröner beugt sich vor, auch er wird laut: »Glaubt ihr wirklich, wir bauen nicht? Mit eurem ›Haut ab, haut ab!‹?« Dann schreit er: »Wie blöd seid ihr denn? Wie dumm seid ihr denn?« Wenn er sich heute den Film anschaut, gibt er sich erst ungerührt. »War schönes Wetter an dem Tag«, spottet er. Dann wird er ernst und sagt, auch er sehe das Problem. Viele Menschen hätten es schwer, sich eine Wohnung zu leisten – etwa seine Handwerker oder die Polizisten, die ihn schützen. Dennoch ist er überzeugt, dass er mit seinen Millionen von Quadratmetern Wohnraum zur Lösung beitrage, auch dann, wenn die Kaltmiete bei mindestens zwölf Euro liege. Gröner glaubt, das Bauen digitalisieren und dadurch in Zukunft die Preise senken zu können. Seine Marge, behauptet er, liege bei zehn Prozent. Wenn er damit reich werde, sei das nun wirklich nicht verwerflich. »Das ist dieses verblödete Denken, das vorherrscht: Da hat einer Geld verdient, und der ist vermögend geworden, und das hat er einem anderen geklaut.«

Solche Auseinandersetzungen sind selten, weil viele Vermögende sie meiden. Kaum einer lässt sich fragen: Wie reich sind Sie, und haben Sie das verdient?

Im März dieses Jahres tagt die Berliner Immobilienwirtschaft im Backsteinturm am Potsdamer Platz, im Kollhoff-Tower. Auch der Baustaatssekretär der Bundesregierung ist geladen. Erst sagen die Veranstalter zu, dass Reporter die Konferenz beobachten dürften, dann entscheiden sie sich dagegen. Die Teilnehmer, heißt es, könnten verschreckt werden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Februar dieses Jahres meldet sich einer der Männer, der viel Geld in Gröners Firma investiert hat, aus seinem Chalet in Frankreich. Er will sich treffen, um über die Rolle der Vermögenden zu reden. Dann ändert er seine Meinung.

Im Januar dieses Jahres betritt Friedrich Merz den für das Treffen angemieteten Konferenzraum im Flughafen Köln-Bonn. Merz war früher CDU-Fraktionschef, heute ist er Aufsichtsratsvorsitzender von Blackrock Deutschland. Das ist der größte Finanzverwalter der Welt, der sieben Billionen Euro anlegt – mehr Geld, als die Staatshaushalte der USA, Großbritanniens und Deutschlands zusammen zur Verfügung haben. Nach einem kurzen Kennenlernen sagt Merz zu, über das Vermögen der Deutschen und die Verteilung sprechen zu wollen. In einem früheren Interview sagte er, die Menschen sparten falsch, ließen ihr Geld auf Einlagekonten versauern, statt sich über die Börsen am Gewinn der Unternehmen zu beteiligen. Merz stellt einen gemeinsamen Besuch im Handelsraum von Blackrock in Aussicht. Eine Woche später wurden die Termine abgesagt. Man gehe davon aus, dass über diese Absage nicht berichtet werde, schreibt das Unternehmen.

Christoph Gröner dagegen lässt sich dabei beobachten, wie er Macht ausübt. Bei der Vorstandssitzung bestimmt er die Sitzordnung. Geschäftspartner, die nicht geliefert haben, lässt er von seinen Mitarbeitern einbestellen und souffliert während des Telefonats: »Ich will den sehen. Ich will den persönlich sehen. Wie er das hinkriegt, ist mir egal.«

Bald soll das Treffen mit Baustadtrat Florian Schmidt beginnen, lange geplant, oft verschoben. Die beiden ringen um die Baugenehmigung für das ehemalige Berliner Postscheckamt, ein Hochhaus in bester Lage. Gröner will den 88-Meter-Turm mit Eigentumswohnungen bestücken, drum herum Neubauten hochziehen, auch mit günstigen Mietwohnungen. Er wirft Schmidt vor, die Baugenehmigung zu verschleppen. Schmidt sagt, er wolle, dass die Bürger mitreden könnten. »Was uns unterscheidet, ist, dass ich Politiker für alle Bürger bin«, sagt Schmidt, »und dass jemand wie Gröner seinen Shareholdern verpflichtet ist.«

Große Worte im achten Stock des Bezirksamtes in Berlin-Kreuzberg. Schmidts Büro, Aktenordner im Regal, eine Yuccapalme auf der Fensterbank, Filterkaffee aus der Teeküche. Dann taucht er auf, Christoph Gröner. Eigentlich ist Florian Schmidt hier der

Hausherr. Er hat Gröner nebenan in den Konferenzsaal geladen, auf dem Tisch steht Wasser vom Discounter. Schmidt laboriert an einer Grippe, Gröner ist bester Verfassung, nimmt sofort den Raum ein. »Ich spiele mal den Barmann«, sagt er scherzend, gießt Wasser ein. »Schön, dass es geklappt hat.« Die beiden sitzen nebeneinander. Gröner will sofort eine persönliche Ebene schaffen, spricht über sich und den Karneval, zeigt auf seinem Mobiltelefon ein Foto von sich in der Uniform der Kölner Prinzen гарде. Schmidts Familie verkleidete sich in den achtziger Jahren als sterbende Bäume. Dann wird es hitzig, und Gröner ergreift die Initiative. Er sagt: »Wo ich mit dem Herrn Schmidt Probleme kriege, ist: Wenn er eine Baugenehmigung kriegt, die er unterschreiben muss, und er unterschreibt sie nicht. Er unterschreibt sie einfach nicht. Da muss er den Arsch in der Hose haben und sagen: Der Herr Gröner hat den Anspruch auf 'ne Baugenehmigung, und ob's mir passt oder nicht, die unterschreibe ich.« Schmidt kontert: »Andere würden sagen, er hat einen Arsch in der Hose, weil er die Baugenehmigung eben nicht erteilt. Die Menschen fühlen sich erdrückt. Mir selber geht es auf eine Art und Weise ähnlich. Obwohl ich jetzt ganz gut verdiene. Ich wohne auch in einer kleinen Wohnung und suche gerade. Es ist frappierend, dass man einfach nichts findet.« Gröner ist amüsiert. Er bietet Schmidt eine Wohnung in einem seiner Objekte an. Eine Berliner Senatorin wohne auch schon in einer seiner Wohnungen. Schmidt winkt ab und erwidert: »Es ist ein politischer Kampf um Aufmerksamkeit. Sie sind eigentlich mehr Politiker als Unternehmer.«

Im Gegensatz zu Politikern werde er an Ergebnissen gemessen, entgegnet Gröner. »Wie viel Wohnraum haben wir geschaffen? Wie viel gesellschaftlichen Konsens hat unser Handeln hinterlassen?« Er klingt wie ein Politiker. Es sieht so aus, als hätte Gröner den Besprechungssaal des Bezirksamtes übernommen.

Ein paar Tage später sitzt er in seinem Penthouse, vor sich die Dachterrasse, hinter sich den Kölner Dom. Wer ist mächtiger, Herr Gröner, die Politik oder die Wirtschaft? »Wir Unternehmer sind schon mächtiger, deutlich mächtiger.« Er würde aber, sagt er, gern eines Tages in die Politik gehen. Mit diesem Bild könnte der Text enden: ein Unternehmer, vermögend geworden, überzeugt von der eigenen Macht, der Politik nicht abgeneigt. Aber es fehlt noch etwas Entscheidendes, die Geschichte des schwarzen Flecks.

»Wenn man sich intensiv mit Wirtschaft beschäftigt, ist sehr schnell zu spüren, dass es sehr wenig Wissen über die entscheidenden Seiten des Systems gibt«, sagt der Publizist Hans-Jürgen Jakobs. »Über die Kapitalisten, über diejenigen, die das Geld haben, investieren und die Märkte, Volkswirtschaften und Länder verändern. Das ist ein seltsamer schwarzer Fleck.« Jakobs ist Wirtschaftsjournalist und Redakteur des Handelsblatts, 2016 veröffentlichte er eine Art Enzyklopädie des globalen Kapitalismus. Wenn es überhaupt Debatten über Reichtum gebe, sagt Jakobs, arbeite man sich an Managern ab oder an Unternehmern wie Christoph Gröner. Dabei seien die wahren Mächtigen ganz andere: die Geldgeber, die Investoren, Menschen, die kaum jemand wahrnehme.

Konfrontiert man Gröner damit, dann beginnt er zu rechnen und sagt: »Wenn ich den Verdienst des Unternehmens nehme und dann zehn Jahre zurückschaue, dann haben Leute, die uns Equity, also Risikokapital, gegeben haben, gut das Fünf- bis Zehnfache verdient.« Wäre die Welt einer von Grönners Wohntürmen, dann hätte nicht einmal er selbst es bis ins Penthouse geschafft.

Christoph Gröner ist bei einem wichtigen Termin in Cannes. Seit Stunden prasselt der Frühlingsregen auf die Palmen am Jachthafen ein. Männer in dunklen Anzügen laufen über den nassen Teppich, der in die Messehallen von Cannes führt. Es sind die Tage der Mipim, Europas größter Immobilienmesse. London, Paris und St. Petersburg, Hamburg, Berlin und Leipzig, ja sogar Fußballclubs wie Arsenal London oder Tottenham Hotspur präsentieren sich den Investoren. Die Kölner Oberbürgermeisterin Henriette Reker sitzt auf einem roten Sofa und holt kurz Luft. Sie habe Termine mit möglichen Anlegern im Halbstundentakt, sagt sie. Köln sei eine wachsende Stadt und auf Investoren angewiesen. Knapp 2000 Euro kostet hier die Eintrittskarte.

Hunderte Milliarden Euro laufen hier durch die Gänge, schätzt Gröner. Sein Unternehmen hat gleich zwei Stände, einen im Berlin-Pavillon, einen bei den Städten aus Nordrhein-Westfalen. Am Abend, als die Sonne scheint, lädt er in eine Bar am Strand zum Empfang. Dort streift er mit der Hand über seine Krawatte. »Gelb«, sagt er, »steht für Gefahr. Ich bin hier im Angriffsmodus.« Auf der Terrasse, wo Grönners Firma eine Boule-Bahn aufbauen ließ, steht ein Mann, Weinglas in der Hand, einen hellblauen Pullover um die Schultern geschlungen. Er ist einer von denen, die Gröner auf dieser

Messe jagt: Sein Fonds investiert mehrere Milliarden Euro in den deutschen Immobilienmarkt, Geld, das sie bei Vermögenden und institutionellen Anlegern wie Pensionskassen einsammeln. Mehrere Hundert Millionen Euro hat dieser Mann im vergangenen Jahr in Grönens Projekte gesteckt. Man sei zufrieden, sagt er, macht aber auch deutlich, wer aus seiner Sicht das Sagen habe: nicht der Unternehmer, der baut, sondern der Investor, der zahlt und kontrolliert.

Der Journalist Hans-Jürgen Jakobs hat die Welt der Wirtschaft in zwei Hälften geteilt. Die eine Hälfte nennt er Realwirtschaft. Das ist der Teil, den die Menschen wahrnehmen. Das sind all die Unternehmen, die Brötchen backen, Häuser bauen. Die andere Hälfte besteht aus der Finanzwirtschaft. Ursprünglich war es ihre Aufgabe, den Unternehmen zu dienen, sie mit dem Geld zu versorgen, das sie brauchen, um zu backen oder zu bauen. In den letzten Jahrzehnten haben sich aber die Verhältnisse verkehrt. Der Diener scheint zum Herrn geworden zu sein.

Im Jahr 1970 waren Finanz- und Realwirtschaft noch gleichauf, damals stand es unentschieden. 1990 führte die Finanzwelt schon 2 : 1. Im Jahr 2000 bereits 3 : 1.

Heute liegt das Finanzvermögen der Welt bei 300 Billionen Dollar. Das ist fast viermal so viel wie alle realen Wirtschaftswerte zusammengenommen. Der Chefökonom der Bank of England sagt: »Wir leben im Zeitalter der Vermögensverwalter.« Seitdem sind die Hauptstädte dieser Welt Singapur, Zürich oder irgendein Ort auf den Kaimaninseln, sogenannte Steuerparadiese.

Die Soziologin Brooke Harrington befragte die globale Finanzelite und stellt fest: »In der modernen kapitalistischen Gesellschaft hat es einen massiven Wechsel von Arbeit hin zu Investment gegeben.« Dabei sei Ungleichheit nicht per se schlecht. Menschen hätten unterschiedliche Begabungen, hätten nicht dieselben Interessen. Wenn aber die Abstände zu groß würden und Vermögen über Lebenschancen mitentscheide, nicht mehr das Talent oder die Arbeit, dann werde die soziale Ungleichheit zu einem gravierenden Problem. Sie sagt: »Ich glaube, wenn die Menschen wirklich verstehen würden, wie unfair der ökonomische Wettbewerb im modernen Kapitalismus ist, gäbe es einen Aufstand.«

Am Mainkai in Frankfurt, wo im Sommer die üppigen Platanen die Sicht auf den Fluss verstellen, steht eine sandfarbene Villa. Es ist eines der wenigen unzerstört erhaltenen Patrizierhäuser der Stadt, erzählt Christian Freiherr von Bechtolsheim stolz, als er im Entree empfängt. Früher lebte hier ein Privatbankier. Jetzt haben die Nachfolger das Anwesen übernommen. Christian von Bechtolsheim trägt eine altrosafarbene Krawatte zum grauen Anzug, ein Einstecktuch in der Brusttasche. Er ist Gründer und Vorstandsvorsitzender der Firma Focam, eines Family-Office. »Das ist ein Büro, das sich um sämtliche Belange einer Familie oder einer Einzelperson kümmert«, sagt er. »Wir betreuen Vermögen.«

Von Bechtolsheim ist ein Nachfahre der Fugger. Sein Stammbaum reicht bis ins Jahr 1135 zurück. Er steht für den Reichtum, der Deutschland prägt: das diskrete Geld. Niemals würde sich einer seiner Kunden interviewen lassen. Alle Akten lägen in Panzerschränken. Nicht einmal alle Mitarbeiter hätten Einblick. Natürlich ist auch dieser Reichtum mächtig. Aber vermutlich würde das ein Kunde von Bechtolsheims nie so offen formulieren wie Christoph Gröner. Und: Das Geld, dem von Bechtolsheim ein Gesicht gibt, ist oft wesentlich älter. Es ist meist ererbt, nicht selbst erarbeitet wie bei Gröner, dessen Eltern Beamte waren. Es gibt Aufsteigergeschichten wie seine. Früher waren es die Gründer der Handelshäuser, dann die von Discountern, später Softwareunternehmer, heute sind es auch Immobilienentwickler. Wer die Goldader seiner Epoche erwischt, hat Chancen, schnell reich zu werden. Aber die Regel ist das nicht. Rund zwei Drittel der hundert reichsten Deutschen waren auch Erben.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg legte ein Regierungsrat eine der umfassendsten Listen über Vermögende an, die es in Deutschland gibt. Jahrbuch der Millionäre nannte er seine Aufstellung. Wer darin blättert, entdeckt viele Namen, die auch heute noch vertraut klingen: Thurn und Taxis zum Beispiel, Siemens oder Faber-Castell. Staaten kollabierten, Kriege wurden geführt, aber diese Vermögen haben sich über die Jahrhunderte erhalten.

Wenn er mit seinen Kunden die Anlage des Vermögens zu planen beginne – ein paar Aktien hier, etliche Immobilien dort, dazu ein paar Risikofonds –, dann stehe fast immer ein Gedanke im Zentrum, sagt Freiherr von Bechtolsheim: »Wir helfen Familien, ihr Vermögen über Generationen zu erhalten.« Während deutsche Sparer seit vielen

Jahren nur noch lächerliche Zinsen bekommen, gelingt es dem Family-Office in den meisten Fällen, eine Rendite zu erzielen. Dafür muss man ungewöhnliche Wege einschlagen.

Das Family-Office beschäftigt Förster, die Wälder auf der ganzen Welt danach untersuchen, ob sie als Geldanlage lohnenswert sind. Deutscher Wald sei längst zu teuer, ein Liebhaberobjekt, zu viel rastloses Kapital, sagt von Bechtolsheim, keine ordentliche Cash-Rendite. Seine Firma hat mit dem Geld von Kunden Wälder in Finnland, Neuseeland und Uruguay gekauft. Auch in Fonds investiert er. Die Performance sei sehr zufriedenstellend, sagt von Bechtolsheim, gut neun Prozent Zuwachs seit dem Jahresanfang.

So wird aus der Ungleichheit der Vermögen ein Perpetuum mobile. Wer hat, der kann vermehren. Wer nichts hat, dem fällt es schwerer, Wohlstand aufzubauen, als den Generationen zuvor.

Hans-Jürgen Jakobs, der Chronist der Vermögensverwalter, hatte gesagt: »Diese Welt ist in gewisser Weise eine Kunstwelt, sie hat sich sehr weit entfernt von den realen Gegebenheiten.« Freiherr von Bechtolsheim würde ihm entgegen, dass das Geld, das er über einen Fonds investiere, ja auch in der echten Welt wirke, da es am Ende bei Unternehmen lande, die wie Firmenchef Christoph Gröner Stadtviertel bauten. Oder Autos. Oder Windräder.

Aber wenn die Menschen, die das Geld geben, am Ende die Überlegenen sind, stellt das die Verhältnisse auf den Kopf. »Wir glauben doch an die Norm, dass Leistung sich lohnt«, sagt der Journalist Jakobs. »Aber was ist denn Leistung? Ist es das Vorhalten von Kapital, das Übernehmen von Risiken? Oder ist es nicht eher der Drang, selber etwas Reelles zu schaffen?«

In der Strandbar in Cannes ist die Zeit für Gröners Ansprache gekommen. Er steht vor einer Leinwand, die aus einem weißen Stofftuch gemacht wurde, und wirkt auf einmal sehr nahbar. Er hat für diesen Abend ein Plädoyer vorbereitet, das überrascht.

Auch er, der es schafft, dem eigenen Körper Zwanzigstundentage abzurufen, der Millionen Quadratmeter baut, dessen Firma exponentiell wächst, begreift, dass es eine Instanz gibt, die er nicht bezwingen kann. »Wir kriegen manchmal den Zuschlag nicht

mehr bei den ganz großen Ausschreibungen«, sagt er. Es gebe Investoren, die Grundstücke kauften, aber gar nicht vorhätten, dort zu bauen. Diese Investoren spekulierten allein auf den steigenden Wert der Grundstücke. Zu den Anlegern, die vor ihm sitzen, sagt Gröner: »Sie müssen Ihre Entscheidung treffen, ob Sie uns oder die Spekulanten unterstützen.« Danach geht er raus ans Meer, auf dem sich die Lichter der Hubschrauber, die hier fliegen, rot spiegeln. Er sagt: »Meine Sorge ist, dass Kräfte, die keine Wertschöpfung betreiben, sondern nur Handel, stärker sind als wir.«

Christoph Gröner ist mit Disziplin und Glück nach oben gekommen. Aber längst dominieren andere den globalen Kapitalismus, die anonym sind. Im vergangenen Jahr haben Investoren für etwa 59 Milliarden Euro Immobilien in Deutschland gekauft, unter ihnen Vermögensverwalter wie Blackrock, Staatsfonds aus China, Korea oder Norwegen, Pensionskassen, Gesellschaften in Steueroasen. Mit Geldströmen lässt sich schwer diskutieren, sie lassen sich nicht wie Menschen befragen und begleiten.

Christoph Gröner steht am Strand von Cannes neben den Plastikliegen, die noch gestapelt sind. In ein paar Wochen beginnt die Feriensaison. Morgen wird er weiterverhandeln, mit Bürgermeistern und Geldgebern. An diesem Abend aber wirkt er müde, zum ersten Mal, und beruhigend menschlich.

Ein Leben für den Diktator

Sie ist in London geboren, ihre Eltern stammen aus Syrien. Sie hätte als Bankerin Karriere machen können, doch dann heiratete sie Baschar al-Assad. Viele Syrer verbanden mit der westlich geprägten Frau des Machthabers große Hoffnungen. Ihren Mann unterstützt sie auch weiterhin während des Bürgerkriegs. Wer ist Asma al-Assad?

Von Mohamed Amjahid, ZEITmagazin Nr. 20, 09.05.2018

Auf dem Instagram-Account des syrischen Präsidentenpalastes zeigt ein Video, wie Asma al-Assad in Zeitlupe über einen roten Teppich schreitet. Sie läuft einen Flur im Präsidentenpalast von Damaskus entlang, ihr schwarzes Kleid sitzt perfekt an ihrem schlanken Körper. Auch die Frauen neben ihr tragen Schwarz, es sind Witwen. Tränen laufen über ihre Wangen. Sie haben ihre Ehemänner im Krieg verloren. Dann spricht die First Lady zu ihnen: »Den größten Schmerz verursacht die Verschwörung gegen unser Land, die eure Ehemänner das Leben gekostet hat.« Noch immer in Zeitlupe legt Asma al-Assad ihren Arm um die Schulter einer der Trauernden. Schnitt. Jetzt steht sie in einem Saal und hält eine Ansprache, die so zusammengefasst werden kann: »Wir sind umgeben von Terroristen und müssen uns verteidigen.«

Am 15. Februar 2011 sprühten 15 Jugendliche in der südsyrischen Stadt Daraa Graffiti auf eine Wand: »Nieder mit dir, Assad!«, stand da unter anderem. Inspiriert von den Massenprotesten in Tunesien und Ägypten, wollten die Schüler so für Menschenwürde in einer jahrzehntealten Diktatur demonstrieren. Die Teenager, die meisten von ihnen noch keine 16, wurden wenige Tage später von der syrischen Geheimpolizei verhaftet, verhört und gefoltert. Zunächst gingen Eltern nur in Daraa auf die Straße, später füllten sich die Großstädte mit wütenden Syrern, die endlich in Freiheit leben wollten. Das Regime antwortete mit Gewalt, aus der friedlichen Protestbewegung erwuchs bewaffneter Widerstand. In den folgenden Jahren ist das Land zu einem Schlachtfeld geworden, auf dem fast 200 nationale und ausländische

Kriegsparteien in vier Allianzen kämpfen. Mit Abstand die meisten Toten hat das Assad-Regime zu verantworten. Unabhängige Beobachter glauben, dass von den etwa 500 000 Opfern des Krieges etwa 90 Prozent vom Assad-Regime getötet wurden – ermordet in den Gefängnissen, zerfetzt von Fassbomben, ausgehungert unter Belagerungen.

Im Zentrum des Regimes steht auch die Ehefrau des Diktators, Asma al-Assad. Auf Instagram hat sie knapp 200 000 meist syrische Follower, die Asmas »Wahrheit« von der Verschwörung gegen Assad mit Herzchen unterstützen – 70 000 gab es für den Film mit den Witwen, er wurde unzählige Male kopiert und geteilt.

Alma al-Assad ist 42 Jahre alt, seit 18 Jahren ist sie mit Baschar al-Assad verheiratet. Er führt das Land in zweiter Generation, ist oberster Befehlshaber der Armee und Vorsitzender der Einheitspartei – und einer der größten Kriegsverbrecher der Gegenwart. Asma al-Assad ist in London aufgewachsen. Sie ging auf die besten britischen Schulen und hatte eine vielversprechende Bankkarriere vor sich. Sie müsste eigentlich erkennen, was in Syrien geschieht. Stattdessen stützt sie weiterhin dieses mörderische Regime. Wer ist diese Frau, und was treibt sie an? Um diese Frage zu klären, muss man in einige europäische Hauptstädte reisen.

London

Das Elternhaus von Asma al-Assad liegt in Acton, einem Mittelklasseviertel in Westlondon. Ihre Eltern wohnen immer noch hier. Die Rollläden sind heruntergelassen, vor der Tür stapeln sich alte Zeitungen. Auf der Fassade sind rote Farbreste zu sehen. Syrische Oppositionelle haben, so heißt es, das Haus vor zwei Jahren mit Farbbomben beschmissen. Auf dem Bürgersteig vor dem Haus verteilten sie Zettel. »Die Fassbomben deines Schwiegersohns sind auch schlimm!«, stand darauf. Seit diesem Zwischenfall weiß man, wann die Eltern von Asma, der Kardiologe Fawas al-Akhras und die ehemalige Chefsekretärin der syrischen Botschaft in London, Sahar Otri, zu Hause sind: Dann patrouillieren Mitarbeiter eines privaten Sicherheitsdienstes vor dem Haus.

An diesem Tag im August 2017 ist das Haus verlassen. Ein Nachbarhund markiert sein Revier am Gartenzaun. Einer, der Auskunft geben kann über die Kindheit, die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Asma hier verbrachte, ist der ehemalige BBC-Journalist Malik al-Abdeh, der als Kind im Haus gegenüber wohnte. Er ist in diesem Sommer nicht in London, er ist in seinem Büro im türkischen Gaziantep telefonisch erreichbar. Als Kind spielte er mit Asma und ihrem jüngeren Bruder auf der Straße Fußball. Heute ist er ihr Gegenspieler: Al-Abdeh pendelt seit mehreren Jahren zwischen Acton und der Südtürkei. Dort unterstützt er als Koordinator eines Mediennetzwerks oppositionelle Journalisten aus Syrien, die Videos und Bilder aus dem Kriegsgebiet schmuggeln. »Asma tut mir ehrlich gesagt leid«, sagt er am Telefon. »Ich habe sie als nettes, gut erzogenes Mädchen in Erinnerung.« Doch aus politischer Sicht, ergänzt er schnell, sei ihre Unterstützung des Regimes natürlich unakzeptabel.

Er glaubt, dass seine Kindheitsfreundin, die er zuletzt als Schulabsolventin gesehen hat, lediglich eine Mitläuferin sei. Sie könne sich einfach nicht durchringen, »den Teufel« zu verlassen.

In Acton wohnen viele wohlhabende syrische Familien, die vor Jahrzehnten nach Großbritannien ausgewandert sind. Vermutlich hat fast jede von ihnen in den vergangenen sieben Jahren Angehörige im Krieg verloren. Wenn man sie in der Nähe des Hauses der Familie Al-Akhras auf der Straße anspricht, verfluchen sie Baschar, wünschen Asma den Tod. Dann gehen sie weiter einkaufen oder bringen ihre Kinder zur Schule. Viele von ihnen haben sich entschieden, den Kontakt zu den Schwiegereltern des Diktators abubrechen, obwohl viele sie seit Jahrzehnten kennen.

Asmas Vater Fawas al-Akhras, heute 69, zog 1973 nach London, wo er seine spätere Frau kennenlernte. Der Sohn einer wohlhabenden sunnitischen Familie aus Homs hatte in Syrien Medizin studiert und wollte sich eine neue Existenz im Zentrum der alten Imperialmacht aufbauen. Und als 1975 seine Tochter Asma geboren wurde, war klar, dass sie den sozialen Aufstieg vollenden sollte. Nach der Grundschule schickten ihre Eltern sie auf die elitäre anglikanische Mädchenschule Queen's College. Dort, so steht es in einer Broschüre, lernt seit 1848 die weibliche Elite Großbritanniens, »Verantwortung zu übernehmen«. Fawas al-Akhras, so erinnern sich die Syrer von Acton, brachte seine Tochter immer auf dem Weg zur Arbeit im Auto zur Schule – die Klinik, in der er bis heute arbeitet, liegt nur einen Block entfernt.

Für die Lehrer und Mitschülerinnen am Queen's College hieß das Mädchen bald nicht mehr Asma. Sie habe eine Phase gehabt, in der sie nur auf den Namen Emma reagierte, erzählen eine Lehrerin und ehemalige Freundinnen. Sie wollte Britin sein, sich assimilieren. Arabisch sprach sie sowieso nicht – ihre Schulkarriere war darauf fokussiert, Jahr für Jahr Klassenbeste zu werden, was ihr später einen Studienplatz an der renommierten London School of Economics einbringen sollte, in Informatik. Alles sah danach aus, als würde ihr Leben eine von vielen migrantischen Erfolgsgeschichten in Großbritannien werden.

Ab Mitte der neunziger Jahre arbeitete Asma al-Assad als Finanzanalystin in der City of London – zunächst für die Deutsche Bank, danach für J.P. Morgan. Im Bankenviertel gibt es kaum jemanden, der über sie sprechen will, immerhin steht sie heute an der Spitze eines mörderischen Regimes, das mit internationalen Sanktionen belegt ist. Sie sei zudem nur ein »kleiner Fisch« gewesen, wie ein ehemaliger Kollege es formuliert. Auch er möchte nicht namentlich erwähnt werden. »Ich will nicht, dass ich bei Google neben ihr auftauche«, lautet seine Erklärung. Sie sei eine fleißige, kluge und ehrgeizige Bankerin gewesen. Es sei für alle ein Rätsel gewesen, warum sie 1999 ihre Karriere, die sie in die Chefetage einer Bank oder einer internationalen Finanzbehörde hätte führen können, für das Leben an der Seite eines Diktators aufgab.

Auch Baschar al-Assad, der Sohn des damals seit 30 Jahren amtierenden syrischen Präsidenten Hafis al-Assad, lebte in den neunziger Jahren in London. Am Western Eye Hospital ließ er sich zum Augenarzt ausbilden. Asma soll ihn bei einer Party kennengelernt haben. Es sei Liebe auf den ersten Blick gewesen, erzählen die beiden gerne in Interviews. Baschar stand da längst als nächster Präsident fest. Nach dem tödlichen Autounfall seines älteren Bruders Basil 1994 wurde er auf seine Aufgaben als Nachfolger des Diktators vorbereitet. Asma wusste also, worauf sie sich einließ, als sie Baschar im Jahr 2000 das Jawort gab, intensiv Arabisch und vor allem den syrischen Dialekt lernte und in den Jahren darauf drei Kinder gebar.

Lord Green of Deddington tastet sich langsam eine Wendeltreppe hinunter. Stufe um Stufe nähert sich der 76-Jährige mit den leuchtend weißen Haaren seinem täglichen Nachmittagstee. Im Kellercafé der Kirche von St Martin-in-the-Fields sei dieser besonders günstig, das Personal freundlich, die Atmosphäre sei gemütlich, schrieb er,

als er in einer E-Mail den Treffpunkt vorschlug. »Mein Lieblingsplatz am Trafalgar Square«, sagt er jetzt, als er sich unten angekommen in einen Plastikstuhl fallen lässt.

Sir Andrew Green mag körperlich nicht ganz fit sein. Politisch ist er auf der Höhe seiner Karriere. Als Mitglied des britischen Oberhauses betrieb er jahrelang Lobbyarbeit für den Ausstieg Großbritanniens aus der Europäischen Union. Schon 2002 gründete er die Denkfabrik Migration Watch, die hartnäckig behauptet, dass Großbritannien von Ausländern überbevölkert – »overpopulated« – werde. »Europa ist auf dem Irrweg. Gut, dass wir da nicht mehr mitmachen«, resümiert der Lord sein politisches Erbe. Endlich könne er dieses Kapitel seines Lebens erfolgreich abschließen.

Neben dem Brexit pflegt Lord Green aber noch eine zweite politische Leidenschaft: den Nahen Osten. In den neunziger Jahren arbeitete er als Botschafter, zunächst in Damaskus, später in der saudischen Hauptstadt Riad. Seitdem pflegt er enge Kontakte zu den Herrscherfamilien. »Wir Briten wissen genau, dass die Araber eine harte Hand brauchen, eine stabile Regierung« – während er diesen Satz ausspricht, kippt er Milch aus drei Plastikdöschen in seinen Afternoon-Tea. Mit »harter Hand« und »stabiler Regierung« meint er im Falle Syriens die Familie Assad.

Es gab eine Zeit, in der Green offiziell für das syrische Regime Lobbyarbeit betrieb. Lord Green ist ein guter Freund von Asma al-Assads Vater. Als Vorsitzender der British Syrian Society (BSS), einer Organisation, die von Fawas al-Akhras im Jahr 2003 gegründet wurde, versuchte Lord Green nach Ausbruch des Bürgerkrieges britische und europäische Politiker davon zu überzeugen, dass die Assad-Familie für den Westen der einzig legitime Ansprechpartner in Syrien sei. Als im Jahr 2012 E-Mails von Asmas Vater öffentlich wurden, in denen er seinem Schwiegersohn Baschar al-Assad Tipps gab, wie er Folter an Kindern – unter ihnen die jungen GraffitiSprüher von Daraa – vertuschen könne, trat Green als Vorsitzender der BSS zurück. »Du musst einen englischen Fernsehsender gründen! Das wird uns helfen, im Westen unsere Sicht der Dinge zu verbreiten und die Bilder von den Kindern zu verdrängen«, hatte Al-Akhras seinem Schwiegersohn geraten.

Doch auch heute macht der Lord keinen Hehl daraus, dass er die Empörung über seine Tätigkeit für das Regime lächerlich findet. Fawas al-Akhras sei ein würdevoller Mann. Er befinde sich zurzeit auf einer Kardiologenkonzferenz in Barcelona und reise

anschließend zu einem Familienbesuch nach Damaskus. »Sonst würde er hier bestimmt für sich selbst sprechen«, sagt er über seinen Freund, der bis heute die Öffentlichkeit meidet.

Das Problem, glaubt Lord Green, geht nicht von der Diktatorenfamilie aus. Die Ächtung der Assads durch den Westen und die Isolierung des Kremls in Fragen der Sicherheits- und Außenpolitik, sagt er, machten den Krieg in Syrien überhaupt erst möglich. An den Familien Assad und Akhras führe bei einer Lösung für Syrien nun mal kein Weg vorbei. Und damit auch nicht an der Tochter seines alten Freundes, an Asma. »Sie ist einfach nur wunderschön«, sagt er und dehnt das u in »beautiful« extra großzügig. Sie sehe, fährt er fort, nicht umsonst so »zivilisiert« aus. Immerhin sei sie in London geboren und aufgewachsen, kleide sich modern und spreche mit geschliffenem britischem Akzent. Und als echte Britin wisse sie genau, was Syrien weiterhin brauche: eine harte Hand. Mehr müsse man nicht über Asma al-Assad wissen. Sein Tee ist jetzt ausgetrunken.

Es gibt noch einen anderen Lord, der viel über Asma al-Assad weiß. Auch er ist nicht gut zu Fuß und lädt deswegen zum Late-Afternoon-Tea in seiner Stadtvilla ein. Der 76-jährige Timothy Bell hat in der PR-Branche ein Vermögen verdient. Berühmt wurde er als Wahlkampfberater von Margaret Thatcher in den achtziger Jahren. Später sorgte er mit seiner PR-Firma Bell Pottinger immer wieder für Aufsehen. Zu seiner Kundschaft gehören: die Familie des chilenischen Generals Augusto Pinochet, der weißrussische Diktator Alexander Lukaschenko, die südafrikanische Nationalpartei zur Zeit der Apartheid. Der Name Asma al-Assad dürfte ihn kaum geschreckt haben.

In Zigarettenrauch gehüllt wartet Lord Bell auf seiner Veranda im Londoner Stadtteil Belgravia, einen Spaziergang vom Buckingham-Palast entfernt. Seine Assistentin hatte die Adresse des Nachbarhauses geschickt. Lord Bell schaut sich Journalisten erst mal aus sicherer Entfernung von der Terrasse aus an, bevor er mit ihnen Tee trinkt. Schließlich winkt er den Reporter heran.

Auf dem weißen Sofa im Wohnzimmer mit Blick auf die Straße durch sehr große Fenster will er plötzlich keine Zeit mehr verlieren: »Ich habe mich immer gefragt, warum diese elegante Frau diesen Müllsack von Präsidenten geheiratet hat.« Trotz seiner Abneigung gegen Baschar al-Assad machte er 2001 mit dem Präsidentenpalast

von Damaskus einen lukrativen Deal. Seine PR-Firma sollte den neuen Junior-Diktator und seine Frau auf der internationalen Bühne als moderne Dynastie verkaufen und ein Büro für die neue First Lady aufbauen.

Asma, erinnert sich Lord Bell, habe ihm beim Vorbereitungstreffen in einem Restaurant in Damaskus gesagt, dass ihr Ehemann einfach nicht mit Menschen umgehen könne. »Deswegen übernehme ich die weiche Seite der Macht und den Dialog mit dem Volk«, sollen ihre Worte gewesen sein. Lord Bell erzählt heute, dass es einer der entspanntesten Aufträge seiner Karriere gewesen sei: »Alexander Lukaschenko ist zum Beispiel ein Sturkopf. Der hat mich bezahlt, um alles, was ich ihm geraten habe, abzulehnen. Asma al-Assad wusste dagegen selbst, was wichtig und gut für sie und ihren Mann ist. Ich musste nicht viel tun.«

Ihr sei schon früh klar gewesen, dass sie sich in ihrer Rolle eigentlich nur auf drei Dinge konzentrieren müsse: Wohltätigkeit, Kultur und Repräsentation. Lord Bell schrieb ihr ein Konzept. Er empfahl ihr, sich um die Armen in Syrien zu kümmern und Entwicklungsprogramme in einigen Dörfern zu starten. Die Zusammenarbeit funktionierte ein paar Jahre lang, dann entschied sich Asma al-Assad für eine andere PR-Firma mit Sitz in New York. »Die haben ihr geraten, sich als Mode-Ikone zu stilisieren. Das war nicht so klug«, sagt Lord Bell. Anfang 2011 erschien in der amerikanischen Vogue ein langer Artikel mit dem Titel »Die Wüstenrose«. Asma al-Assad wurde darin für ihren Kleidungsstil gelobt – während im Land die ersten Demonstranten von Scharfschützen des Regimes erschossen wurden.

Lord Bell kann seine Schadenfreude über dieses PR-Desaster nicht verbergen. Er lacht laut und hämisch. Unterm Strich aber vergibt er gute Noten an seine ehemalige Klientin. Sie verleihe dem Regime, auch nachdem es Hunderttausende Zivilisten töteten und Millionen Menschen vertreiben ließ, ein freundliches Gesicht. »Das muss man erst mal hinbekommen«, sagt er.

Lord Bell glaubt zu wissen, warum sich Asma al-Assad dafür hergibt: Liebe. Sie sei schlicht in den Müllsack verknallt. »Crazy«, sagt der Lord noch, ehe er sich ächzend aufrichtet und den Besucher zur Tür geleitet.

Paris

Ammar Abd Rabbo ist einer, der dieser Liebe besonders nah gekommen ist. Als Hausfotograf sorgte er nach der Hochzeit von Asma und Baschar für einen nie versiegenden Nachschub an schönen Bildern des Paares.

Auf ihnen sind die beiden auch mal Händchen haltend zu sehen, durch einen Park flanierend. Der 52-Jährige, der aus Syrien stammt und in Paris als Modefotograf arbeitet, hatte schon in den neunziger Jahren losen Kontakt zu einflussreichen Personen im Umfeld der Assads, als ein syrischer Freundesfreund ihn fragte, ob er nicht das neue Präsidentenpaar fotografieren wolle. Das Büro der First Lady suche einen professionellen Fotografen, am liebsten aus der Modehauptstadt Paris.

Abd Rabbo willigte ein. Gleich bei einem seiner ersten Termine, einem Besuch der Al-Assads in Paris im Jahr 2001, bekam der Fotograf mit, wie sich der Protokollleiter des Élysée über »diese komische Araberin« wunderte. Damals war Jacques Chirac an der Macht, und vorgesehen waren ein paar nette Termine von Asma al-Assad mit der französischen Première Dame Bernadette Chirac. Doch dann bat Asma Al-Assad darum, ihr Besuchsprogramm zu erweitern. Sie wollte unbedingt die Leitung der französischen Nationalbank sprechen, die Elitehochschule HEC in Versailles besuchen und mit französischen Großkonzernen Deals diskutieren. »Sie war eine Macherin, das war man von Frauen nicht gewohnt, schon gar nicht von Frauen nahöstlicher Diktatoren«, erinnert sich Ammar Abd Rabbo. Im Élysée soll das Selbstbewusstsein Asma al-Assads große Diskussionen ausgelöst haben. Warum interessiert sich eine First Lady für echte Politik? Die Gastgeber gaben ihr aber letztlich, was sie wollte.

Fortan flog Abd Rabbo regelmäßig auf eigene Kosten von Paris nach Damaskus, plauderte eine Stunde mit Asma al-Assad über Mode-Design und Stars und die Unterschiede zwischen London und Paris. Manchmal kam der Präsident dazu. Abd Rabbo machte dann Bilder, ab und zu auch mit dem designierten nächsten Präsidenten Syriens Hafis, dem ältesten Sohn der beiden, außerdem mit der Tochter Zein und dem jüngsten Sohn Karim, geboren 2001, 2003 und 2004. In Paris verkaufte er die Fotos an Agenturen, Magazine und Zeitungen auf der ganzen Welt. Bald reiste er dem Ehepaar häufiger nach, Bilder mit Queen Elizabeth entstanden, mit Königin Sofia von Spanien – was Aufmerksamkeit brachte und die Assads gleichzeitig aussehen ließ wie ein ganz

normales Herrscherpaar, vielleicht etwas glamouröser, dank Asma. Diese PR-Strategie funktionierte jahrelang gut. Asma sei in ihrem Element gewesen, sagt Abd Rabbo. Sie stand im Mittelpunkt, konnte Untergebene herumkommandieren, reiste durch die Welt.

Der Fotograf war auch dabei, als 2007 rund 300 meist europäische Charity-Ladys, die gerne Rad fahren, eine »Tour für den Frieden im Nahen Osten« organisierten. Asma al-Assad sollte auch dabei sein. Königin Rania von Jordanien, erinnert sich Abd Rabbo, habe bei der Etappe in ihrem Land für die Fotografen exakt zehn Minuten auf dem Fahrrad gesessen. Das habe Asma al-Assad mitbekommen und sich entschieden, die stundenlange Etappe in Syrien komplett mit den Friedensfahrradfahrerinnen zu absolvieren. Dennoch zeigte CNN kurz darauf nur die Fahrrad fahrende Königin aus Jordanien in der Nachrichtenschleife, erinnert sich Abd Rabbo. Asma al-Assad soll das mächtig geärgert haben.

Für sein Engagement als Hausfotograf habe der Präsidentenpalast lediglich eine Bedingung aufgestellt: Seine Bilder durften nur im Ausland, nie in syrischen Medien erscheinen. Nach innen wollte das Regime die First Lady als bodenständige Frau darstellen – nicht als Fahrrad fahrende, Banker treffende, britische Jetsetterin, die manchmal im Präsidentenpalast von Damaskus vorbeischaute. Im syrischen Staatsfernsehen, in Magazinen und auf offiziellen Fotos wurde sie gerne als fürsorgliche, stille Syrerin aus dem Volk gezeigt. Dann trug sie auch weniger Diamanten und manchmal T-Shirts mit der Aufschrift »Ich liebe dich, Syrien«.

Auch bei einem Staatsbesuch im Jahr 2009 in Wien habe Asma al-Assad darauf bestanden, etwas Substanzielles zu unternehmen. Also organisierten die Gastgeber für sie einen Besuch in der Vienna Business School, erzählt Abd Rabbo. Mit den Studierenden absolvierte sie – sichtlich amüsiert – eine Art Rollenspiel, bei der ein Unternehmen von der Pleite bedroht ist und vor der Insolvenz gerettet werden muss. Als der Fotograf später in Paris die Bilder in seine Datenbank hochlädt, beschreibt er die Szene in einem Bildkommentar wie folgt: Die syrische First Lady Asma al-Assad spielt mit Studenten eine Simulation durch. Eine halbe Stunde später klingelt sein Telefon. Der Protokollleiter des Präsidentenpalastes in Damaskus ist dran. »Da steht, dass Asma gespielt hat. Wir wollen vermeiden, dass das syrische Volk denkt, sie habe Spaß. Schreiben Sie einfach, dass sie bei einem Seminar teilgenommen hat.«

Im Laufe der Jahre bekam der Fotograf auch mit, dass die Diener des Regimes und Mitglieder der Familie Assad nicht viel von der First Lady hielten. Sie gönnten ihr den Erfolg nicht, ist Abd Rabbo überzeugt. Sie seien zwar froh, dass das Regime kurz davor stehe, den Krieg zu gewinnen, doch Asma al-Assad sähen die alten Funktionäre des Regimes als Fremde.

Vielleicht, so rätselt Abd Rabbo, könne sie nur noch durch bedingungslose Loyalität überleben. Im Krieg seien die Zweifel gegenüber Außenstehenden noch gewachsen, und so habe sie sich wohl dafür entschieden, sich komplett in das Assad-Regime zu integrieren. Denn zarte Versuche, etwas zu verändern, habe es durchaus gegeben, sagt Abd Rabbo. Nach der Hochzeit habe sie geglaubt, dass sie im Herzen der Macht etwas zum Guten verändern könne, habe sie ihn mal in einem Gespräch wissen lassen. Dabei erkannte sie nicht, dass sie längst Teil des autokratischen Systems geworden war. »Mit der ganzen Propaganda, die auf sie einprasselte, ist sie langsam blind geworden«, sagt Abd Rabbo. »Sie hat sich schon kurz nach ihrer Hochzeit ihre eigene Realität zurechtgelegt.« Dabei helfe auch, dass der Augenarzt Baschar wohl ein fürsorglicher Vater und Ehemann sei. Privat laufe alles gut bei den Assads – mit hoher Wahrscheinlichkeit bis heute, wie Abd Rabbo aus Regimekreisen erfahren hat.

Rom und Paris

»Asma ist unsere Atombombe«, soll ein leitender Protokollführer im Präsidentenpalast mal gesagt haben. Gemerkt haben sie das in Damaskus spätestens, als 2005 Papst Johannes Paul II. starb und Bilder entstanden, die Asma al-Assad bei der Beerdigung im Gespräch mit mächtigen Trauergästen von Königin Sofia bis Tony Blair zeigen, ihren Mann natürlich an der Hand.

Asma al-Assad sei, so heißt es im Palast, trotz aller Skepsis der Schlüssel für die Assads zu den Herzen, den Hauptstädten, den Geldtöpfen des Westens gewesen. So plante die First Lady noch bis zum Ausbruch der arabischen Revolutionen in Tunesien, Ägypten und im eigenen Land im Jahr 2011 eine große Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Pariser Louvre. Archäologische Schätze antiker Hochkulturen sollten zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte ausgestellt werden. Die syrischen Behörden hatten sie jahrzehntelang in Kellern gelagert, sie hatten kein Geld und vielleicht auch kein Interesse daran, sie zu zeigen. Asma al-Assad arbeitete, wie sie einst verraten hat,

sehr lange daran, ihre eigene Verwaltung davon zu überzeugen, dass durch die Leihgabe der Exponate das Ansehen der Assad-Familie im Westen endgültig rehabilitiert werden könnte. Dann kam der Krieg dazwischen, die Ausstellung musste abgesagt werden.

Im Louvre will man von der Geschichte nichts mehr wissen: »Warum sollten wir über abgeschlossene Projekte reden?«, heißt es in einer Mail von der Presseabteilung des Museums. Weder der aktuelle Louvre-Chef Jean-Luc Martinez noch der damalige Direktor Henri Loyrette sind zu einer Stellungnahme bereit. Der Kulturelite Europas scheint es peinlich zu sein, dass sie sich bis kurz vor dem Ausbruch der Proteste im Jahr 2011 dem Regime an den Hals geworfen hat.

Die italienische Autorin und Künstlerin Gaia Servadio weiß am besten, wer sich alles eingereicht hat, um ein wenig vom Glamour der »Wüstenrose« abzubekommen. Servadio ist eine der wenigen Kulturschaffenden in Europa, die offen über das einstige Verhältnis zwischen der europäischen Kulturszene und dem syrischen Regime sprechen.

Die italienische Kuratorin organisierte für die syrische First Lady im Jahr 2008 das internationale Kulturfestival in Aleppo. Es sei Asmas Idee gewesen, der damalige Kulturminister des Regimes sei gegen die Veranstaltung gewesen. Am Ende habe sich die First Lady aber durchgesetzt und die zweitgrößte Stadt Syriens in ein Freiluftkino, ein Freiluftmuseum und eine Freiluftphilharmonie verwandelt. »Museumsdirektoren, Chefs von Auktionshäusern, Dirigenten, Wissenschaftler, Kunstsammler und Mäzene aus Frankreich, Deutschland und Italien waren in Aleppo, alle wollten sie ein Stück Mesopotamien abhaben«, sagt Servadio.

Tatsächlich habe Asma al-Assad alles getan, um mehr Gelder für Kultur lockerzumachen und davon auch Mitentscheider im Regime zu überzeugen. Ihrem Ehemann, sagt Servadio, habe sie das nicht lange erklären müssen: Baschar wisse um die Wichtigkeit von Kultur beim Knüpfen neuer Kontakte. Diese Kultur durfte zwar nicht politisch und schon gar nicht kritisch sein. Jeder Mensch verstehe die Sprache der schönen Künste, sagte die First Lady in ihrem Grußwort zur Eröffnung des Festivals 2008. Viele internationale Besucher klatschten damals.

Dem alteingesessenen syrischen Kulturestablishment habe Asma ihren Erfolg genüsslich unter die Nase gerieben. Über mehr als ein Jahr hinweg trafen sich Gaia

Servadio und Asma al-Assad zweimal im Monat im Präsidentenpalast, um die Organisation des Festivals zu besprechen. In der Zeit hätten sich die beiden Frauen angefreundet. »Den Finanzplan hat Asma selbst erstellt«, erinnert sich Servadio, sie sei eben eine Frau, die gerne die Kontrolle behalte. Deswegen kann sich Servadio nicht vorstellen, dass die First Lady nicht wisse, dass die Armee in ihrem Land Kriegsverbrechen begehe und ihr Mann für den Tod Hunderttausender Zivilisten verantwortlich sei. Die Instagram-Videos, in denen Asma al-Assad in diesen Tagen im Präsidentenpalast über rote Teppiche spaziert, würden gut ins Bild passen, sagt Gaia Servadio. Asma feiere gerne ihren eigenen Erfolg. »Sie weiß genau, was sie tut«, urteilt ihre ehemalige Festivalchefin.

Berlin

Vielleicht gab es einmal eine idealistische Version von Asma al-Assad: Kurz nach ihrem Umzug von London nach Damaskus, damals war sie noch fast unbekannt in Syrien, entschied sie sich, ihr neues Imperium auf eigene Faust zu entdecken. Wochenlang soll sie allein durch Städte und Dörfer im Land gereist sein, eine Geschichte, die zunächst als Legende kursierte und die der Präsidentenpalast später zu Propagandazwecken bestätigen ließ. Verkleidet als Frau aus dem Volk, soll sie wie eine Märchenfee auf Märkten fremde Menschen angesprochen haben, um sie zu fragen, was ihnen fehle, was sie sich für die Zukunft wünschten. Danach habe sie sich freundlich verabschiedet und sei weitergefahren. Asma al-Assad wollte sich besonders um die Armen in Syrien kümmern, war sie sich schon mit Lord Bell einig.

Das wichtigste Entwicklungsprojekt unter der Schirmherrschaft von Asma al-Assad heißt Firdos – Arabisch für Paradies. Noch vor wenigen Wochen tauchte das Projekt auf dem Instagram-Account des Präsidentenpalastes auf. Das offizielle Ziel besteht darin, die Lebensverhältnisse in mehreren syrischen Dörfern, die Asma al-Assad am Anfang ihrer Mit-Regentschaft besucht hatte, zu verbessern. Dort sollen Schulen errichtet, Arbeitsplätze geschaffen, die Infrastruktur soll erneuert werden. Dem ZEITmagazin liegen interne Dokumente vor, die minutiös die Planung und Durchführung des Projekts ab dem Jahr 2005 beschreiben. Gespräche mit ehemaligen Mitarbeitern lassen auf den Führungsstil und die Rolle von Asma al-Assad schließen.

»Am Anfang fuhren schwarze Limousinen vor, meine Kollegen und ich wurden in den Präsidentenpalast gefahren«, erinnert sich eine ehemalige Mitarbeiterin von Firdos, die jetzt in Deutschland lebt und anonym bleiben möchte. Die Türen öffneten sich, Firdos-Mitarbeiter, syrische und europäische Staatsbürger, wurden gebeten, einzusteigen. Dann ging es bergauf, in Richtung Präsidentenpalast, der auf einem Hügel über der Stadt thront.

Im Gespräch erinnert sich die ehemalige Mitarbeiterin noch genau, wie aufgeregt sie vor ihrem ersten Treffen mit Asma al-Assad gewesen sei. Erwartet habe sie eine arrogante Diktatorengattin, die sich mehr für Glamour als für die Belange der Armen interessiere. »Sie war aber gut informiert, was wir so tun. Sie hatte sich eingelesen, setzte sich mit uns an einen Tisch und diskutierte die kleinsten Details«, sagt die ehemalige Firdos-Projekt Koordinatorin. Die First Lady bezeichnet sie im Rückblick als durchaus sympathische und intelligente Person, freundlich im direkten Gespräch. An mehreren Terminen hätten Mitarbeiter von Firdos und die First Lady zwei bis drei Stunden gemeinsam an Konzepten für die Dörfer gearbeitet. Asma al-Assad habe sich neue Formulierungen gewünscht, Anweisungen gegeben, Fristen gesetzt.

2005 wurde das Projekt evaluiert. Die Firdos-Mitarbeiter hatten wochenlang recherchiert und listeten viele Kritikpunkte auf: Die Korruption lasse Gelder versickern. Wenige der Maßnahmen hätten den Menschen geholfen, vielleicht auch gar nicht, die meisten Dorfbewohner seien alles andere als zufrieden gewesen. In vielen Fällen seien in den Dörfern lediglich Plaketten angebracht worden, die auf Projekte hinwiesen, die nur auf dem Papier existierten. Das gesamte Projektteam war sich sicher, dass Asma al-Assad die Kritik hören wolle und ernst nehmen werde. Schließlich hatte die First Lady den Eindruck vermittelt, ihr Land zum Guten verändern zu wollen. Den Bericht habe Asma al-Assad wie gewohnt mit einem Lächeln entgegengenommen. Dann habe sie um etwas Bedenkzeit gebeten.

Wenige Tage später lagen auf allen Firdos-Schreibtischen Entlassungsschreiben. Einige Mitarbeiter wurden mit einem Berufsverbot belegt. Die syrischen Staatsbürger mussten sich zurückhalten und durften sich nicht beschweren, um nicht in noch größere Schwierigkeiten zu geraten. Die Ausländer mussten später ausreisen.

»Bei Firdos hat nichts funktioniert, und Asma al-Assad wusste nun Bescheid. Ihr Versprechen, sich um die Armen zu kümmern, hat sie nicht eingehalten. Sie hat sich entschieden, alles beim Alten zu belassen«, erzählt die ehemalige Mitarbeiterin.

Wie passt das zusammen? Wie wurde aus einer First Lady, die ihr Land anscheinend zum Guten verändern wollte, das, was sie heute ist?

Die Firdos-Mitarbeiterin, die sich sehr genau an die Gespräche mit Asma al-Assad erinnert, findet die Metamorphose gar nicht so erstaunlich. »Mein Eindruck war, dass sie Syrien wirklich weiterentwickeln wollte«, sagt sie. Die Entwicklungsexpertin glaubt, dass Asma al-Assad den Dorfbewohnern zunächst tatsächlich ein besseres Leben ermöglichen wollte. »Man beruft keine langen Arbeitstreffen um halb acht morgens und abends um neun Uhr nur ein, um eine Show zu machen. Doch über allem stand, dass die Fassade nicht angekratzt werden durfte. Deswegen gab es unter ihrer Führung keine grundsätzlichen Veränderungen.«

Parallel zur Evaluation des Projekts im Jahr 2005 beauftragte Asma al-Assad die Beratungsfirma Roland Berger mit einer externen Evaluierung des Projekts. Die Kontakte zu Roland Berger will sie während ihrer Zeit bei der Deutschen Bank in London geknüpft haben. Das hat Asma al-Assad bei einem Firdos-Meeting auf Nachfrage eines Mitarbeiters behauptet.

Dem ZEITmagazin liegen E-Mails und Briefe von Roland Berger an das Büro von Asma al-Assad vor, in denen die Entlassung mehrerer Firdos-Mitarbeiter empfohlen wird. In einem Schreiben über einen Projektkoordinator heißt es: »Nach unserem Gespräch mit dem Mitarbeiter haben wir den Eindruck erhalten, dass ihm die Führungsqualitäten für die Erfüllung seiner Aufgaben fehlen.« Der betroffene Mitarbeiter, so geht es aus seinem schriftlichen Lebenslauf hervor und so stellen es seine ehemaligen Kollegen dar, sei nicht nur überqualifiziert gewesen: »Er war auch ein kritischer Geist innerhalb von Firdos«, sagen zwei ehemalige Kollegen. Er habe die Defizite in der Umsetzung des Projekts und die grassierende Korruption angeprangert.

Kopien von Schecks und Überweisungsbestätigungen zeigen, dass es bei Firdos um ein üppiges Budget ging. So spendete 2005 beispielsweise der saudische Prinz und Geschäftsmann Waleed bin Talal 300 000 Dollar an das Firdos-Projekt, ähnliche

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Summen wurden aus Mitteln der Vereinten Nationen und aus Töpfen der europäischen Entwicklungszusammenarbeit abgeschöpft. Die Firdos-Mitarbeiter plädierten in ihrem Bericht für umfassende Reformen, wiesen explizit auf die Korruption hin. Roland Berger formulierte derweil seitenlange technokratische Konzepte, die nahelegten, strukturell vieles beim Alten zu belassen – ganz im Sinne des Regimes. Die Presseabteilung von Roland Berger wollte sich auf Anfrage des ZEITmagazins und mit Verweis auf die Geheimhaltung von Geschäftsbeziehungen nicht zu Firdos und seinen ehemaligen Geschäftsbeziehungen mit Asma al-Assad äußern.

Wohltätigkeit, Kultur und Repräsentation, das waren und sind die drei Säulen der PR-Strategie von Asma al-Assad. Bei Firdos sorgte die syrische First Lady dafür, dass die kritischen Mitarbeiter gefeuert und die korrupten Verhältnisse, die nur dem Regime und nicht dem Volk nutzen, beibehalten wurden. Das Kulturfest von Aleppo und die Kontakte zur westlichen Kulturindustrie sollten eine Offenheit vorgaukeln, die in Syrien seit der Machtergreifung des Assad-Clans im Jahr 1970 nicht mehr existiert hat. Spätestens seit den Geschehnissen um die Graffiti-sprüher von Daraa 2011 ist es für alle sichtbar: Asma al-Assad repräsentiert lächelnd ein Regime, das seither den Tod von mehr als einer halben Million Menschen in Kauf genommen hat und einen totalen Krieg führt, nicht nur wegen des Machterhalts, sondern auch, um jegliche Reformen zu vermeiden.

Moskau

Das stärkste Mädchen der Welt heißt Maryana Naumova. Im März 2015 stemmte die damals 16-jährige Russin 150 Kilo bei einem Bodybuilder-Wettbewerb und stellte dabei den Weltrekord in ihrer Altersklasse auf. Naumova trägt zwei lange, pink gefärbte Zöpfe. Sie sieht ein bisschen aus wie eine muskulöse Pippi Langstrumpf. Längst hat der Kreml sie als Botschafterin Russlands in der Welt entdeckt. Ihren erfolgreichsten Auftritt lieferte sie kurz nach ihrem Weltrekord vor russischen Fernsehkameras in der Ostukraine ab. Dort besuchte sie russische Separatisten und beschimpfte die ukrainische Regierung in Kiew als Verräterin des gemeinsamen Erbes aus Sowjetzeiten.

Naumova ist eine der wenigen, die Asma al-Assad in der letzten Zeit getroffen haben und darüber Auskunft geben können: Anfang 2017 reiste sie mit einer Delegation russischer Frauen nach Syrien, verfolgt von Zehntausenden Followern auf Facebook

und Instagram. Auch auf sie wartete eine schwarze Limousine, am Flughafen von Beirut. Soldaten hätten sie, erzählt Naumova im Telefoninterview, bis auf den Präsidentenhügel von Damaskus begleitet.

Von dem Besuch bei Asma al-Assad gibt es ein Video. Es lief im syrischen und im russischen Fernsehen. Darin zu sehen ist die junge Russin, sie trägt zur Abwechslung keine Zöpfe, mit einer etwas abwesend wirkenden First Lady. Dossiers westlicher Geheimdienste behaupten, dass Asma al-Assad solche Termine eigentlich hasse. Sie könne nicht gut mit russischen Besuchern, mit deren Hang zum Kitsch und zur Anbiederung umgehen. Doch natürlich lächelt die First Lady auf dem Selfie mit Maryana Naumova. »Ich war sehr beeindruckt, sie sagte mir, dass sie Syrien niemals verlassen würde«, erzählt Naumova am Telefon. »Sie hat mir gesagt, dass alle Syrer zu ihrer Familie gehören. Und eine Familie müsse unbedingt und egal wie zusammenhalten.« Asma sei die schönste Frau, die sie je gesehen habe, und obwohl sie dünn, ja sogar etwas dürr erscheine, sei sie trotzdem sehr stark. »Sie stemmt Gewichte wie ich!«, postete Naumova danach auf Facebook. Das sind Sätze, die für das syrische Regime Gold wert sind. In den syrischen Fernsehnachrichten war von dem stärksten Mädchen der Welt und der stärksten Frau in Syrien die Rede. Asma al-Assad, ist sich Maryana Naumova sicher, mache das alles mit, weil sie eine wahre Patriotin sei, die sich liebevoll um die Einheit ihres Landes kümmere. So wie Wladimir Putin.

Was treibt die Frau, die einst Emma sein wollte? Weiß sie, was sie da tut? Es ist praktisch unmöglich, Asma al-Assad diese Fragen persönlich zu stellen, sie gibt seit Ausbruch des Krieges in Syrien nur selten Interviews. Ihre Medienauftritte bestehen aus einer Flut kämpferischer Ansprachen, Instagram-Videos und Bildern mit Witwen gefallener Soldaten. Für den russischen TV-Sender Rossija 24 machte sie im Oktober 2016 eine Ausnahme. Eine halbe Stunde saß sie einer russischen Journalistin gegenüber, ohne eine einzige kritische Frage beantworten zu müssen. »Ich war immer hier in Syrien, ob im Krieg oder im Frieden, und ich denke nicht daran zu gehen«, sagt die First Lady. Die Fernsehreporterin nickt und drückt, sooft es zwischendurch geht, ihre Bewunderung aus.

Die beste Möglichkeit, mit der First Lady selbst in Kontakt zu treten, ist die British Syrian Society. Die Organisation von Asma al-Assads Vater Fawas al-Akhras

übernimmt die Rolle eines alternativen Außenministeriums für das Regime, seit die meisten Regierungen des Westens die diplomatischen Beziehungen gekappt haben. Mithilfe von Lord Green und anderen Kontakten findet dort ein erstes Treffen mit einem Repräsentanten der BSS statt. Er möchte nicht namentlich erwähnt werden, da er seine Rolle als »Diplomat im Verborgenen« interpretiere. Er verspricht, eine Interviewanfrage an Asma al-Assad eigenhändig im Präsidentenpalast abzugeben. »Wir wollen das!«, sagt er.

Nach einer ersten Absage aus dem Büro der First Lady meldet sich dann eine unbekannte Person am Telefon. Asma al-Assad sei bereit für einen Austausch, heißt es. Ein Auto könne den Reporter in Beirut abholen und nach Damaskus bringen.

Am Vorabend des geplanten Interviews Ende 2017: freundliche Absage. Am Telefon meldet sich diesmal die Pressesprecherin von Asma al-Assad: »Ihre Exzellenz, die syrische First Lady, dankt Ihnen herzlich für Ihre Anfrage und entschuldigt sich, da sie verhindert ist. Wir werden Sie später und eigenständig kontaktieren. Ihre Exzellenz weiß genau, wann der richtige Zeitpunkt für ein Gespräch kommen wird.«
